This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

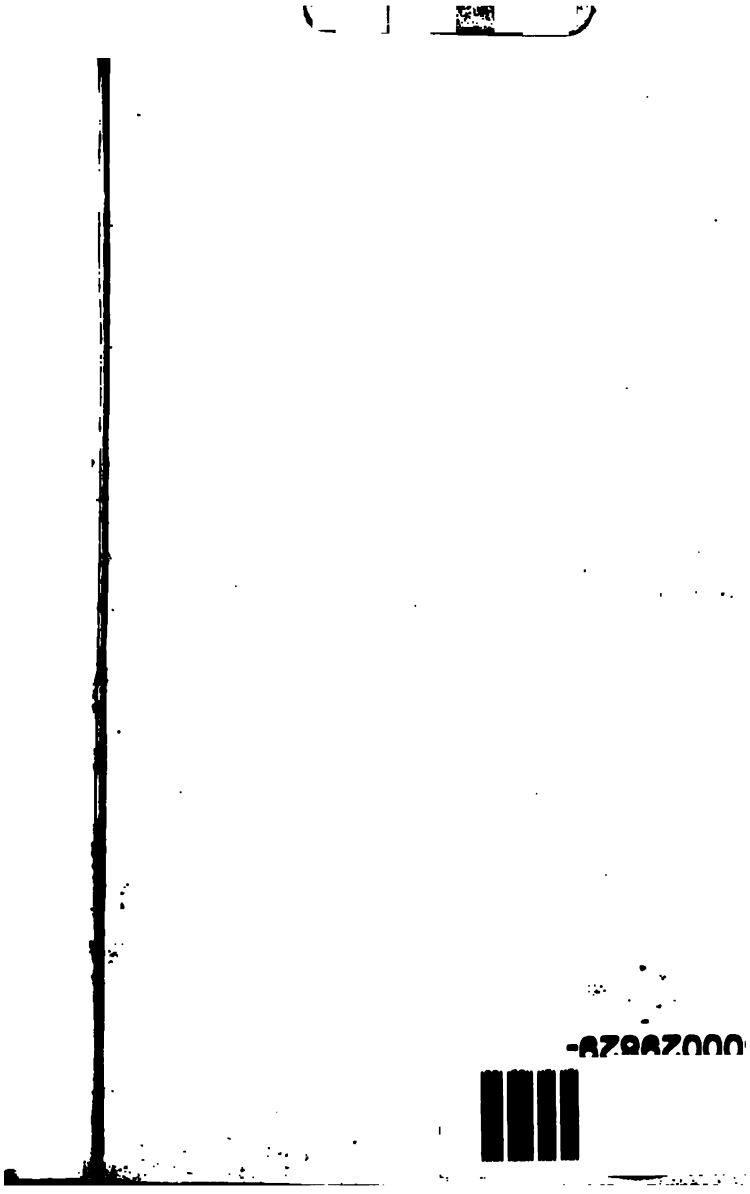
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Die

Gekreuzigte

oder

das Passionsspiel von Wildisbuch.

---

von

Johannes Scherr.

zweite, verbesserte Ausgabe.

St. Gallen.
Verlag von Fehr'sche Buchhandlung.
1868.

Die Gekreuzigte.

Die Gekreuzigte

oder

das Passionsspiel von Wildisbuch.

Von

Johannes Scherr.

Zweite, wohlfeile, Ausgabe.

St. Gallen.
Verlag von Scheitlin & Zollikofer.
1868.

240. g. 71.

Vorwort.

Im Staatsarchiv der Republik Zürich findet sich ein dicker Actenstoß, welcher die Aufschrift führt: „Volumen 166, Cahier 1044. Acten betreffend die Gräuel-Szenen in Wildisbuch.“ Diese Acten, deren Prüfung und Benützung mir mit einer Zuvorkommenheit gestattet wurde, die mich zu aufrichtigem Dank verpflichtet, bilden die Hauptquelle der auf nachstehenden Blättern erzählten Geschichte. Es ist im Text fortlaufend darauf verwiesen und bezeichnete ich in diesen Verweisungen die Acten der Voruntersuchung sammt Beilagen mit W. A. I, die der Prozedur mit W. A. II. Die arabischen Zahlen, welche diesen römischen beigegeben sind, beziehen sich auf die Reihenfolge der einzelnen Actenstücke und entsprechen den Nummern der-

ſelben. Man wird mich alſo leicht controliren können, wem das belieben ſollte.

Als Nebenquellen benützte ich authentiſche Notizen, welche ſich in den Schriften finden, die bald nach der Wildisbucher Kataſtrophe von den beiden Geiſtlichen Meyer und Schoch darüber veröffentlicht wurden. Die wichtigeren dieſer Notizen ſind übrigens auch zu den Acten gekommen, in Form von Berichten, welche die genannten Geiſtlichen als amtlich beſtellte Gewiſſensräthe der Wildisbucher Gefangenen erſtatteten. Einiges brauchbare, freilich mit Kritik zu behandelnde Material haben mir endlich noch die Nachrichten geliefert, welche ich zu Wildisbuch ſelbſt und in der Umgegend aus dem Munde Solcher ſammelte, welche die Kataſtrophe miterlebt und theilweiſe mitangeſehen haben.

Ueber den Titelbeiſatz „Paſſionsſpiel“ für Nichtgelehrte Folgendes. Wie das antike Drama, ſo iſt auch das moderne aus dem Gottesdienſt hervorgegangen. Nach einem langen vergeblichen Kampfe gegen die „heidniſche Augenluſt“ ihrer Gläubigen mußte ſich nämlich die chriſtliche Kirche damit zufrieden geben, dieſe Luſt von heidniſch-mythologiſchen Gegenſtänden ab- und auf chriſtlich-mythologiſche hinzulenken. Zu dieſem Zwecke benützte ſie die ſchon im

Cultus der Urkirche vorhandenen dramatiſchen Elemente (die Wechſelreden des Prieſters, des Diakonus und der Gemeinde) und bildete dieſelben im Verlaufe der Zeit zu einem vollſtändigen liturgiſchen Drama aus, genannt die Meſſe und noch heute in Uebung. An dieſes gottesdienſtliche Schauſpiel reihten ſich dann bald andere kirchliche Dramen an, die bibliſch-mythologiſchen „Myſterien“, ſo geheißen, weil ſie ſich vorzugsweiſe mit den Geheimniſſen des chriſtlichen Dogma's beſchäftigten. In den großen chriſtlichen Feſtzeiten, beſonders zur Weihnacht und zu Oſtern, wurden die Szenenkreiſe, welche die Geburt, die Paſſion und den Tod Jeſu umſchloſſen, von den Geiſtlichen in den Kirchen oder auf den Kirchhöfen theatraliſch dargeſtellt, anfänglich pantomimiſch, ſpäter dialogiſirt, ſo daß der Dialog zuerſt im kirchlichen Latein, dann in den verſchiedenen Landesſprachen verfaßt war. Dieſe Myſterien, aus welchen das Drama ſämmtlicher europäiſchen Literaturen ſich entwickelt hat, hießen in deutſchen Landen Weihnachtsſpiele, ſofern ſie zur weihnachtlichen, und Paſſionsſpiele oder Oſterſpiele, ſofern ſie zur öſterlichen Zeit aufgeführt wurden. Bekanntlich wird ſo ein Paſſionsſpiel im mittelalterlichen Styl noch jetzt in Oberammergau in Baiern

von Zeit zu Zeit feierlich tragirt. Es wird aus meiner Erzählung erhellen, weßhalb ich dieſelbe ein Paſſionsſpiel genannt habe.

Warum ich aber die furchtbare Geſchichte der Gekreuzigten von Wildisbuch gerade jetzt erzähle? Ich denke, unſere Zeit überhebt mich der Antwort auf dieſe Frage. Leider, leider!

J. Scherr.

Das

Paſſionsſpiel von Wildisbuch.

Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menſchenopfer unerhört.

Göthe.

I.

Ort.

Das Dauerndſte, ja das einzig Dauernde in den irdiſchen Dingen iſt der ewige Kreislauf von Geburt und Tod, von Entſtehen und Vergehen, deſſen Eintönigkeit ſchon vor zweiundzwanzig Jahrhunderten einen hebräiſchen Poeten weltekelvoll ausrufen ließ: „Alles iſt eitel!“ Ja, die Weltgeſchichte, die Summe des Gewordenen und Geſtorbenen, iſt nur ein unendlicher Todtentanz. Während die hinteren Paare deſſelben den vorderen lebensfreudig noch ihr „Macht uns Platz!“ zujubeln, werden auch ſie ihrerſeits ſchon wieder von nachfolgenden Generationen bei Seite geſchoben und über die Gräber der Vorfahren hin geht weiter der bunte Reigen von Luſt und Weh, Hoffnung und Enttäuſchung, Thorheit und Leidenſchaft, Arbeit und Genuß, Hochſinn und Gemeinheit, genannt Menſchenleben. Wandellos bleibt nur der Wandel ſelbſt....

Die römiſchen Cohorten, welche auf den Römerſtraßen von Althelvetien einhermarſchirten, ließen es ſich gewiß nicht träumen, daß eine Zeit kommen werde, wo dieſe wohlgepflaſterten, „für die Ewigkeit“ gebauten Heerwege verſchollen unter Feldern und Forſten liegen würden. Für die Ewigkeit! Die weltgeſchichtliche Entwicklung ſorgt dafür, alle dieſe „Ewigkeiten“, womit der menſchliche Stolz ſich brüſtet, bedeutend abzukürzen. Können wir, die

wir im Zeitalter der Eisenbahnen leben, nicht täglich uns überzeugen, daß die schönen macadamisirten Straßen, die noch vor dreißig Jahren als das Nonplusultra der Verkehrsvermittlung, als halbe oder ganze Wunderwerke galten, vieler Orten bereits mit einer Grasdecke sich zu überspinnen anheben? Noch eine Spanne Zeit und lange Bodenstrecken, welche entlang die Viergespanne der „Eilwagen" rollten, werden dem Pfluge zurückgegeben sein. Das Posthorn ist vor dem grellen Schrei der Locomotivpfeife demüthig verstummt, aber auch das Dampfroß wird eines Tages auf dem letzten Loche pfeifen und seine eisernen Glieder in dem Gerümpelstall der Weltgeschichte vom Rost verzehrt sehen. Die Ewigkeit Stephensons wird gerade so ewig sein, wie die der römischen Straßenbaumeister und Macadams gewesen ist. Es wird eine Zeit kommen, wo die Menschen mit demselben aus Mitleid und Verachtung gemischten Gefühl, womit wir heutzutage die da und dort noch umhergespensternden Postkutschen betrachten, auf rasselnde Eisenbahnzüge herabsehen. Dann wiederum eine Spanne Zeit und die „ewigen" Eisengeleise werden, gleich ihren Vorwegen, mälig hinabsinken unter die Rasendecke der ungeheuren Gruft, welche sich um die Sonne schwingt und Erde heißt, — eine Gruft freilich, die nur verschlingt, um wieder zu gebären, und welche der Tod selber mit neuem Leben befruchtet.

Die Menschen nennen dieses unendliche Blühen und Welken, dieses Kommen und Gehen eine himmlische oder aber eine höllische Komödie, je nachdem ihre Augen durch eine rosenfarbene oder durch eine schwarze Brille schauen. Wer jedoch gar keine Brille aufhat und die Welt nimmt, wie sie in seinen armen bloßen Augen sich spiegelt, dem erscheint sie als ein wunderbares Geheimniß, vor dessen sieben Siegeln selbst ein Humboldt ehrfurchtsvoll stillgestanden. Ist die Erde etwa weniger ein Räthsel,

seit die Geologie die Urkunden ihrer Urgeschichte aus dem Schutt von Millionen von Jahren hervorgegraben hat? Oder das Buch der Gestirne, seit die Astronomie die Fügung seiner Lettern nachgewiesen? Unsere ganze Weisheit reicht nicht aus, die Frage: Warum ist die Milbe? genügend zu beantworten; gerade so wenig genügend wie die Frage: Warum ist der Mensch? Die „praktischen" Leute freilich werden mit Alledem leicht fertig. Sie sagen: Wir sind einmal in der Welt und werden wohl nicht hinausfallen. Was kümmern uns die Sterne? Wir nehmen sie als eine hübsche Decoration des Theaters, auf welchem das Drama unserer Interessen und Leidenschaften sich abspielt. Wozu versuchen, den Schleier des Bildes von Sais zu heben? Es ist am Ende doch Nichts dahinter.

Man muß gestehen, die praktischen Leute hätten vielleicht recht, falls es nur dem in die Schranken der Endlichkeit gebannten wunderlichen Wesen, genannt Mensch, gegeben wäre, das „schmerzlich-süße" Gefühl der Unendlichkeit loszuwerden. Aber treten nicht sogar dem Gedankenlosesten wenigstens einmal in seinem Leben in dieser oder jener Form die Fragen nahe: Wozu bin ich eigentlich da? Woher? Wohin? Warum? Regt sich nicht selbst in dem Denkträgsten mitunter eine über dieses Dasein, über die menschliche Komödie hinausgreifende, auf ein Zukünftiges gerichtete Sehnsucht oder Ahnung? Die Ritter vom Stoff mögen das immerhin öffentlich leugnen, daheim bei sich geben sie es zu, wie noch manches andere von ihnen Geleugnete. Aus der beregten Ahnung oder Sehnsucht oder „Illusion" quillt aber der unaustilgbare idealistische Hang der Menschen. So lange es solche gibt, werden sie nicht aufhören, sich Götter, d. h. Ideale zu schaffen, — lauter Versuche, die Räthsel der Welt und des Daseins zu lösen. Anders freilich gestaltet sich das Ideal, die Vorstellung

von Göttlichem, in der Seele eines helleniſchen Dichters, anders in der Seele eines indiſchen Jogi, anders in der eines hebräiſchen Patriarchen oder arabiſchen Propheten, anders in der eines nordiſchen Skalden und wieder anders in der eines chriſtlichen Kirchenvaters. „In ſeinen Göttern malt ſich der Menſch," hat ein großer Denker und Seher geſagt und damit den Nagel auf den Kopf getroffen.

Auch das arme, unglückſelige Weib, deſſen Geſchichte ich erzählen will, taſtete in ſeinem dunkeln Drange nach einer Antwort auf das ewige Warum? alles Daſeins. Auch dieſe Verirrte wurde durch einen in ſeinem Urſprung reinen idealiſtiſchen Trieb auf eine Bahn voll Wirrſal geworfen, welche in einer Blutlache endigen ſollte. Auch ſie ſchuf ſich ihren Gott, einen Gott, welcher ſo, wie die Umſtände waren, zu einer ſchrecklichen Fratze ſich geſtalten mußte, zu einem Moloch, deſſen Grimm ſie in ihrem zuletzt bis zu völliger Verzweiflung hinaufgeſteigerten Wahn nur mittelſt einer in ihren Einzelnheiten beiſpielloſen Selbſtopferung — einer furchtbaren Parodie der Paſſion Chriſti — ſühnen zu können glaubte... Doch genug der einleitenden Betrachtungen. Verſchreiten wir dazu, zuvörderſt die Hauptſtätte des in ſeiner Kataſtrophe entſetzlichen, aber in dieſer wie in dem ganzen Gange der Handlung höchſt lehrreichen Trauerſpiels zu zeichnen.

Bevor der Schienenweg gelegt wurde, welcher, hart oberhalb des Rheinfalls den Strom überbrückend und dann den Laufenfelſen durchbohrend, den Reiſenden jetzt binnen zwei Stunden von Schaffhauſen nach Zürich bringt, waren dieſe Städte durch zwei Poſtſtraßen verbunden, deren eine am rechten Ufer des Rheins über Egliſau, deren andere, linkshin von dem Fluß abbeugend, über Andelfingen und Winterthur nach der Limmatſtadt führte und noch führt, wenngleich beide heutzutage ſo zu ſagen nur noch

zum Hausgebrauche dienen. Die letztere dieſer Straßen geht über die Rheinbrücke bei Schaffhauſen, an deren ſüdlichem Ende ſie in das züricheriſche Gränzdorf Feuerthalen eintritt. Dann wendet ſie ſich an der weſtlichen Abdachung eines ſüdoſtwärts ſtreichenden Bergrückens, genannt die Kohlfirſt, hinauf bis zu dem Dorfe Uhwieſen, von wo ſie ſich gegen das Dorf Benken hinabſenkt. Am ſüdlichen Ausgang deſſelben zweigt ſich ein Fahrweg in öſtlicher Richtung von der Straße ab und dieſer zwiſchen Rebengeländen ziemlich ſteil anſteigende Weg führt den gemächlich Wandernden binnen eines Halbſtündchens auf eine mäßige Hochebene, von welcher herab er gegen Weſten die Thürme des Kloſters Rheinau, gegen Süden die Häuſergruppen des Dorfes Rudolfingen und weiterhin die von Oerlingen und Marthalen erblickt. Geht er in der bisher eingehaltenen Richtung am Saume des Waldzugs vorwärts, welchen die Kohlfirſt zu ſeiner Linken herabſendet, ſo gelangt er, ein ſchattiges Tobel durchſchreitend, auf eine ſanftgewölbte Hügelmatte und jenſeits derſelben, linkshin aufwärtsſtrebend, auf einen Waldpfad, welcher ihn raſch zur „Hochwacht" führt, einem ſüdöſtlichen, zur Höhe von 1607 Fuß anſteigenden Vorſprung der Kohlfirſt.

Hier halte ſtill und ſchau' dich um, denn du ſtehſt da, unter den Wipfeln eines jungen Föhrenſchlags, auf einem der herrlichſten Ausſichtspunkte der Schweiz, vielleicht der Erde.

Zur Linken, gerade unter dir, liegt das Dorf Schlatt, bei welchem am 7. Oktober 1799 Ruſſen und Franzoſen ein mörderiſches Treffen ausfochten. Von da ſchweift dein Blick über eine weite fruchtbare Niederung bis hinüber zu der Rebhügelwand, welche, am nördlichen Ufer des Rheins aufſpringend, den Lauf des Stroms bis gegen den Unterſee hinauf markirt. Ueber das Gelände ragt eine dunkle Kuppe herein, der Klingſteinfels Hohent-

wiel, allwo vor neunhundert Jahren die schöne, gestrenge und gelehrte Herzogin Hadawig in ihrer Kemenate durch den allzu schüchternen St. Galler Mönch Ekkehard sich den Virgilius erklären ließ. Gegen Süden breitet sich der gesegnete, zwischen der Thur und dem Rhein gelegene Gau vor dir aus, welcher das Weinland oder landesüblich das „Wyland" heißt und wohl so zu heißen verdient; denn wo da nur immer eine sonnige Halde ansteigt, klimmt wohlgepflegt die Rebe daran empor. Gegen Westen hin erkennst du jenseits des Rheins die badischen Ortschaften Lottstetten und Jestetten, hinter welchen der Mannenberg aufdunkelt; gegen Süden hin streckt sich die Bergwand des Irchel lang und blau zwischen den Thalgebieten der Töß und der Thur. Den Spiegel der letzteren siehst du da und dort zwischen im Gelände zerstreuten Laubholzwäldern hervorblitzen. Aber du achtest dessen, was sich zu deinen Füßen breitet, nur wenig. Mächtigeres hat dich ergriffen: dein Blick hängt an dem grandiosen Amphitheater der Alpen. In einem ungeheuren Halbkreis ist es vor dir aufgethan, von den Fernern Tyrols und Vorarlbergs im Osten an bis hinab zur Kuppe des Moleson im Westen, — vorausgesetzt, daß Luft und Licht dich begünstige. Sind dir die Bergkolosse alte vertraute Bekannte, so kannst du unbewaffneten Auges alle „die Häupter deiner Lieben" zählen, vom Säntis an rechtshin Ammonsberg und Mürtschenstock, Glärnisch, Tödi, Scheerhorn und Windgelle, den Bristenstock und die Gotthardszinken; weiterhin den Urirothstock, den Titlis und alle die stattlichen Urner und Unterwaldner Gesellen, vor deren Lager der Rigi wie eine unscheinbare Vedette steht. Hinter den Zacken des Pilatus thürmt sich die dunkle Pyramide des Finsteraarhorns empor und daran reihen sich die Schreckhörner, die Engel-, Well-, Wetter- und Vieścherhörner, dann Eiger, Mönch und Jungfrau, Tschingelhorn, Doldenhorn

und die schimmernden Firnschneefelder der Blümlisalp, — Riesensäulen vom Allerheiligsten des Alpenprachttempels, — ein Anblick, wohlgeeignet, die Seele zu weiten und zu heben, so du nicht etwa bloße Hornhäute oder bloße Augengläser, sondern rechte, wirkliche Augen besitzest, fähig, das Erhabene zu fassen und zu fühlen. Vermögen sie das, so kannst du hier auf der Hochwacht eine schönste und beste Stunde deines Daseins verleben.

Wendest du, voll von dem Geschauten, endlich die zögernden Schritte wieder hügelabwärts, so siehst du unmittelbar dir zu Füßen eine kleine Thalmulde, welche ein schmaler Fahrweg der Länge nach durchschneidet. Gegen Osten führt dieser Weg in das eine halbe Stunde entfernte Pfarrdorf Trüllikon, gegen Westen nach Benken, während gegen Süden ein anderer Weg durch einen prächtigen Buchen- und Eichenwald nach Rudolfingen hinabsteigt. Mitten in der Thalmulde liegt im Schatten seiner Nußbäume das Dörfchen Wildisbuch *). Man kann sich eine herzigere Lage kaum denken. Sie hat etwas „Heimeliges", Anheimelndes. Gegen Morgen, Mitternacht und Abend durch die waldbekrönten Höhen der Kohlfirst geschützt, ist das aus zwanzig Häusern bestehende Oertchen auch gegen Mittag durch den schon genannten Buchen- und Eichenwald gedeckt und, inmitten seiner Felder, Matten, Obst- und Weingärten gar behaglich in eine idyllische Abgeschiedenheit gebettet. Es macht einen durchaus ländlichen Eindruck wie überhaupt die Dörfer des „Wylands", welches noch heute

*) Ich folge in der Schreibweise dieses Namens der trefflichen Karte des Kantons Zürich von J. M. Ziegler. Gewöhnlich wird der Name des Ortes „Wildenspuch" geschrieben. Daß aber die Schreibweise Wildisbuch mehr Sinn hat, liegt auf der Hand, indem der Name des Ortes sich offenbar von den Buchengehölzen in seiner Umgebung herleitet.

ein rechter, vom Fabrikweſen unberührter Bauerngau iſt. Eine Kirche beſitzt Wildisbuch nicht, denn es iſt nach Trüllikon verpfarrt; wohl aber ein Schulhaus, denn wunderlicher Weiſe halten ſeit der großen Reformperiode von 1830 die Bewohner des Landes, welches im Converſationslexikon der Diplomatie herkömmlicher Weiſe unter der Rubrik „Anarchie“ paradirt, ſtrengſtens darauf, daß ſelbſt kleinſte und abgelegenſte Gemeinden Schulen haben, wogegen in Staaten der „Ordnung“ ſolche anarchiſche Anſtalten keineswegs überall für nöthig erachtet werden.

Jahrhunderte lang hatten die Bewohner von Wildisbuch ihr Korn geſät und geerntet, ihre Weinberge geharkt und ihre Trauben gekeltert, ohne daß der Name ihrer Ortſchaft über die nächſte Nachbarſchaft hinausreichte. Was wußten ſie von der Welt und was wußte die Welt von ihnen? So ein verborgenes bäuerliches Daſein ſpinnt ſich in unglaublicher Beſchränkung hin und ab. Nur einmal alljährlich, zur Weinleſezeit, ging es in dem ſtillen, im Schooß der Kohlfirſt gebetteten Weiler etwas belebter her. Da ſchleppten die fetten Pferde Sr. Gnaden des Abts von Rheinau keuchend die Kloſterkutſche den Hohlweg von Benken herauf und in der Kutſche ſaß der Pater Kellermeiſter mit dem frommen Bauch und der untrüglichen Weinzunge. Der wußte, daß die reformirten Ketzer da oben in Wildisbuch einen, wenn nicht gerade alleinſeligmachenden, doch immerhin ſattſam orthodoxen Wein bauten, von deſſen beſter Qualität der hochwürdige Mann eine ausgiebige Quantität in die Keller ſeines Kloſters zu ſchaffen pflegte. Ein Pater Kellermeiſter kommt zu dieſem Zweck auch jetzt noch im Herbſte nach Wildisbuch; aber er iſt ein dünnleibiger Menſch, ſo zu ſagen nur das Geſpenſt ſeiner Vorkellermeiſter, wie ja Rheinau auch nur noch das Geſpenſt eines Kloſters iſt, ein recht harmloſes Geſpenſt. Warum ſollte ſo eine Mumie des Mittelalters in der

Raritätenkammer der Welt nicht da und dort geduldet werden? Es wäre doch gar zu trostlos langweilig auf Erden, wenn es nur noch Fabriken, Kasernen und Bahnhöfe gäbe. Freilich, wo sie sich mausig machen, die Klostermumien, wo sie sich alles Ernstes einbilden, ihre spukhafte Existenz sei eine berechtigte, wo sie Grimassen à la Dominicus und Torquemada schneiden, da laßt die Todten ihre Todten begraben und gebt ihnen den ganzen Concordatsplunder als Viaticum mit ins Jenseits. Das Diesseits wird wahrlich nicht schlechter daran sein, wenn es 'mal die ganze anmaßliche Gespensterwirthschaft los ist: das arme Phantom von Papst, das statt auf dem längst vermoderten Stuhl des siebenten Gregor auf einer französischen Bajonettpyramide sitzt und sich da zum Erbarmen wund gesessen hat, sowie all das roth und violett bestrumpfte Gesinde und dazu das lumpige Pack der lutherischen Päpstlein, die Vilmar und Sartorius und Kliefoth oder wie die schäbigen Gesellen sonst heißen mögen. Ich fürchte sehr, wenn man die mittelalterliche Plunderkammer nicht bei Zeiten sachte und säuberlich ausräumt, wird ein Tag kommen, so ein rechter Dies irae, wo alle die Mumien und andern Raritäten sehr unsanft und tumultuarisch auf die Gasse geworfen und zu Müll zerschlagen und zerstampft werden. Und dann? Dann wird man sie durch anderen Plunder ersetzen, denn allzeit werden die Menschen sich Götter machen und — Götzen. Der Congoneger prügelt heute seinen Fetisch, aber morgen opfert er ihm einen gefangenen Mitneger und Congo liegt nicht nur in Afrika, sondern auf dem ganzen Erdboden sehr zerstreut, sehr!

Deßhalb ist auch kaum ein Fleck Rasen auf der weiten Erde, der nicht durch Menschenblut gedüngt worden wäre. Konnten doch selbst die versteckten Matten von Wildisbuch diesem Schicksal nicht entgehen. Ja, auch in dieses Idyll fuhr einmal der Wirbelsturm

der Weltgeſchichte hinein: damals, als 1799 die Franzoſen unter Maſſena den von der Limmat an den Rhein zurückweichenden Ruſſen unter Korſakow nacheilten und ſich mitſammen auf und unter der Kohlfirſt herumſchlugen. Ein alter Bauer von Wildisbuch, der unter ſeinem verſchoſſenen „Zwillich-Tſchopen" die bürgermeiſterliche Würde eines „Gemeindspräſidenten" barg — die Eidgenoſſenſchaft wimmelt im eigentlichen Sinne des Wortes von Gottlob! wohlfeilen Präſidenten und Oberſten — hat mir von jenen Schreckenstagen erzählt, etwas bunt über Eck freilich. Aber was er noch ganz genau wußte und worauf er immer wieder zurückkam, war, daß er an dem Tage, wo die Franzoſen, die Ruſſen vor ſich hertreibend, von Marthalen heraufkamen, ſeine erſten „Hösli" getragen habe. Die Namen der ruſſiſchen und franzöſiſchen Generale, welche bei Schlatt commandirten, hatte er längſt vergeſſen, aber ſeiner erſten Hösli und ſogar ihrer Farbe erinnerte er ſich noch ganz friſch. Ein, wie mir ſcheint, charakteriſtiſcher Zug, wie der Bauer ſich zur Weltgeſchichte ſtellt.

Der Sturm fuhr jedoch vorüber. Wildisbuch verſank wieder in ſein arbeitſames Stillleben, baute und verzehrte ſeine „Herdäpfel" (Kartoffeln), fütterte Kälber und Schweine groß und erfuhr durch ſeinen guten Freund, den Pater Kellermeiſter von Rheinau, mit Befriedigung, daß Se. Excellenz der regierende Herr Bürgermeiſter von Zürich — damals gab es noch ſolche Excellenzen — bei gelegentlicher Einkehr in der Abtei dem Wildisbucher „B'ſönderten" (Ausbruch) alle Ehre widerfahren ließ. Das Alles und noch anderes Dorfgeſchichtliches verlief ſo im gewohnten Geleiſe, bis plötzlich im Lenzmond des Jahres 1823 von der ſtillen Thalmulde in der Kohlfirſt ein unerhörter Rumor ausging in die weite Welt. Wildisbuch wurde zum Staunen, zur Fabel, zum Abſcheu der Menſchen, wennſchon einzelne Fanatiker es zu einem neuen

Mekka zu machen suchten. Alle Zeitungen waren voll von dem, was dort geschehen war; Bücher wurden darüber geschrieben, auf Jahrmärkten wurde die „erschreckliche Morithat“ in entsprechend erschrecklichen, durch nicht minder erschreckliche „Gemälder“ illustrirten Reimen zur Drehorgel gesungen; ja, es wurde der „Wildisbucher Gräuel“ beförderlichst in volksthümlicher Plastik fixirt und ich selber hatte als kleiner Junge Gelegenheit, in einem Wachsfigurenkabinet durch die „Wildisbucher Kreuzigung“ mich gehörig „angruseln“ zu lassen. Erinnere mich auch, daß neben diesem wächsernen Passionsspiel ein wächserner Kaiser Napoleon stand, welcher bedenklich den Kopf dazu schüttelte. Das kam aber nur von dem Uhrwerk in seinem Bauche her. War doch der lebendige Napoleon keineswegs so blutscheu gewesen, er, welcher nach Besichtigung der furchtbaren Zerstörung von Menschenleben auf dem von Blut starrenden Schlachtfeld von Borodino an einen seiner Marschälle schrieb: Die Walstatt war prächtig („le champ de bataille a été superbe!“). Die guten Leute von Wildisbuch waren aber durch die „europäische Berühmtheit“, zu welcher sie ihr Dörfchen mit einmal gelangt sahen, keineswegs erbaut. Noch jetzt, nach Verlauf von sechsunddreißig Jahren, sagte der schon erwähnte Präsident im Zwillichwamms entschuldigend zu mir: „Ja, 's ist 'ne große G'schicht' gsi; aber wir konnten doch Nichts dafür.“

Ich saß mit dem alten Mann in der Stube seines Hauses, welches so ziemlich im Mittelpunkt der nicht sehr zerstreuten Häusergruppen des Oertchens gelegen ist. — Wo stand denn das Peter'sche Haus? fragte ich. — „Da, gerade da, unter der gleichen Dachfirst mit dem meinigen,“ erwiderte er und zeigte auf das in die östliche Wand der Stube eingelassene Fenster, welches auf einen vernachlässigten Rasenplatz hinaussieht. Ich ließ mir das

Haus, wie es geweſen, beſchreiben und habe dann auch die bei den amtlichen Acten, aus welchen ich ſchöpfe, liegenden Zeichnungen deſſelben eingeſehen.

Es war ein einfaches, nach ländlichen Bedürfniſſen nicht unbehaglich eingerichtetes Bauernhaus. Auf ſteinerner Unterlage erhob ſich das Untergeſchoß, aus Holz aufgeblockt, und darüber ein Obergeſchoß aus Fachwerk („Riegelwänden"). An der rechten Ecke der mit den vier hart neben einander ſtehenden Fenſtern der Wohnſtube nach Süden gekehrten Hauptfronte befand ſich ein bedeckter Eingang zum Keller („Kellerhals"). Zu der an der Oſtſeite befindlichen Hausthüre führte eine kurze, überdachte Holztreppe empor, an deren Ende eine offene Galerie von Holz rechtshin zu einem Anbau fortlief, welcher das „neue Haus" hieß. An die Nordwand des alten und eigentlichen Wohnhauſes ſtieß zunächſt die „Futtertenne", an dieſe der Stall und an dieſen die Scheune. Rechts am Wege zur Hausthüre lag ein umzäunter Gemüſegarten, woran ſich nordwärts ein Baumgarten anſchloß, von welchem ein Fußpfad zwiſchen den Rebenpflanzungen gegen die Hochwacht emporführte. Von der Hausthüre gelangte man über einen kurzen Flur zunächſt in die Küche, wo, wie es in Bauernhäuſern bräuchlich, außer dem Herd auch ein Backofen ſich befand. Zur Seite des Herdes öffnete ſich die Thüre zur Wohnſtube, deren Decke und Wände durchaus mit Holz getäfelt waren. In der nordweſtlichen Ecke der Stube ſtand der landesübliche, weitvorſpringende Kachelofen, an zwei Seiten mit der unvermeidlichen Ofenbank eingefaßt. In der ſüdöſtlichen Ecke hatte der Tiſch ſeinen Platz und in der ſüdweſtlichen das „Büffert" (Buffet), ein Geſchirrſchrank mit dem ebenfalls unvermeidlichen Apparat zum Händewaſchen („Handgieße"). Eine in die Oſtwand der Stube eingelaſſene Thüre führte in die „Stubenkammer", wo neben einem Schrank und einem

ſogenannten „Trog“ (eine Art bäueriſcher Kommode) das Bett des Hausvaters ſtand. Das Obergeſchoß enthielt außer der „Laube“ (Flur) nur drei Kammern, von denen die nordöſtlich gelegene als Vorrathskammer diente. Das gegen Südweſten ſchauende Gelaß war die Schlafkammer der Töchter des Hauſes, das gegen Südoſten und gerade über der Stubenkammer gelegene konnte für das Gaſtzimmer des Hauſes gelten. In der Südwand mit einem Fenſter und mit einem zweiten in der Oſtwand verſehen, enthielt es, links von der in der nordweſtlichen Ecke angebrachten Thüre, ein großes Himmelbett, ferner einen Schrank und zwei „Tröge.“

So war die Kammer, in welcher die Kataſtrophe unſerer Geſchichte ſpielte: — hier wurde die „Heilige von Wildisbuch“ gekreuzigt, zur Seite der auf ihren Befehl zu Tode gemarterten Schweſter.

II.

Zeit.

Sie war recht windstill. So eine brütende Sumpfzeit, in welcher Congregationen, Laibacher und Veroneser Congresse, Karlsbader Beschlüsse und Mainzer Untersuchungscommissionen gediehen, nicht zu vergessen die Stourdza, Haller, Kamptz und Schmaltz, die „Gesellschaftsretter" von damals. Zwar im Süden von Europa grollte es vulkanisch, aber schon war die Revolution in Italien niedergeschlagen und in Spanien begann ihr Banner vor dem der „unbefleckten" bourbonischen Lilien sich zu senken. Die heilige Allianz, deren brutal-armseliger Wirthschaft ein kurzstirniger Toryismus von England herüber wohlgefällig zusah, stand in geilstem Flor. Die Schafschurpolitik der Biedermännerfirma Metternich-Gentz triumphirte; aber damals gab es noch nicht, was es heutzutage gibt, „pragmatische" Geschichtschreiber, welche die Metterniche und Gentze zu Patrioten, zu deutschen Patrioten canonisirten. Es steht zu vermuthen, selbst die eherne Stirne eines Kotzebue würde ob solchem Unterfangen schamroth geworden sein. Doch Kotzebue ist ja längst überkotzebuet. Nun wohl, ein prophetisches Zornwort des alten Blücher war für die armen Deutschen in traurige Erfüllung gegangen: was ihre Schwerter erworben hatten, war schon wieder verdorben durch die Federn der Diplo-

maten. („Eine boßhaffte rotte von niederen Faullthieren" nannte sie der unhöfliche alte Vorwärts in seinem ehrlichen Husarendeutsch.)

Da war der Kaiser Franz, der Letzte, welcher sich zu der gespenstigen Maskerade einer deutschen Kaiserkrönung hergegeben. Es ist wahrlich nicht seine Schuld gewesen, daß er zu 99 Prozent ein Italiäner war; auch nicht, daß man ihn, weil er so gemüthlich Wienerisch sprach, für einen „seelenguten" Mann hielt. „Werden's schon machen!" Und machte der gute Kaiser auch wirklich sehr viel, freilich in seiner Art. Zuletzt vermachte er noch seine „Liebe" seinen Völkern, worüber diese ohne Zweifel sehr gerührt gewesen sind. Er hatte schon früher solche völkerliebenden Anwandlungen. So Anno 1809, wo er sagte: „Schauen's, die Völker sind haltr jetzund auch was." Aber diese Zeit jugendlich thörichter Schwärmerei ging vorüber, wie Alles vorübergeht in dieser Welt, und um die Zeit vom Congreß zu Verona herum meinte der gute Kaiser: „Völker? Was ist das? Ich weiß Nichts von Völkern, ich kenne nur Unterthanen." Kaiser Franz war aber nicht nur ein Mann von Grundsätzen, sondern auch ein Mann von Kenntnissen, von vielseitigen, von medizinischen sogar. Daher kann es nicht wundernehmen, daß er mitunter geruhte, seine Monarchenkunst in ärztliche Formen zu kleiden. Da hatten sich zu dieser Zeit die heillosen, vom „Nationalitätsschwindel" erfaßten Griechen erfrecht, das sanfte Joch ihres „legitimen" Herrn, des Sultans, abwerfen zu wollen, und solchem Erfrechen gegenüber äußerte der gute Franz gemüthlich: „O, 's ist wohl möglich, daß eine halbe Million Griechen über die Klinge springen muß. Wenn das Land eine bewohnerleere Wüste, wird es eben nicht vieler Protokolle mehr brauchen. Die Menschheit bedarf von Zeit zu Zeit starker Aderlässe, sonst wird ihr Zustand entzündlich und

bricht sogleich der liberale Wahnsinn aus.“ Ein resoluter Arzt, das muß man sagen. Aber was half ihm zuletzt seine „große Medizin“? Er hat doch in die Gruft bei den Kapuzinern hinabgemußt. Schon schwankt sein dürftig Bild nur noch nebelhaft in der Erinnerung der Menschen, mehr Mitleid als Haß erregend, und sind seine rothen Hosen selbst für die Tyroler kein Gegenstand der Verehrung mehr. „Eitelkeit der Eitelkeiten!“

Zur Zeit aber, von der wir handeln, hatten diese rothen Hosen, so mitleidswürdig dünn die darin steckenden Schenkel sein mochten, nicht wenig zu bedeuten in der Welt. Es gab damals überhaupt allerhand wunderliche Bedeutsamkeiten, Scheindinge und Schemen, die aber so brutal auftraten und handirten wie nur irgend die brutalsten Thatsachen. In jenen Tagen blühte zu Wien an der Bastei die große Schreckentheaterbude, welcher Metternich als Regisseur vorstand. Souffleur war Gentz, der „Großpensionär der europäischen Cabinette.“ Hauptzugstück war: „Bange machen, gilt.“ Hauptmarionette der Bude war ein in der That sehr polizeiwidrig aussehender Kerl, Citoyen Jakobinismus genannt, dem man die Taubenflügelfrisur Robespierre's und die Waden Dantons angeleimt hatte. Wenn der auftrat, gegen Berlin hinauf gesticulirend und so was von 1789 und 1793 flüsternd, trat den Mandarinen an der Spree der kalte Angstschweiß auf die Stirnen und sie „calmirten“ drauf los, was das Zeug hielt. Selbst ein Turnläufer ersten Ranges wie der „hurtige“ Vater Jahn war nicht schnellfüßig genug, der „calmirenden“ Hetzjagd zu entrinnen. Der Marionettendrahtführer an der Bastei hat es — in Verbindung mit seinem Souffleur, mit besagten rothen Hosen seines Herrn und mit dessen „heiligen Alliirten“, versteht sich — dann auch glücklich dahin gebracht, daß die Erinnerung an ein Ding wie die Proclamation von Kalisch ein todeswürdiges Verbrechen und das

deutſche Vaterland ein „bloßer geographiſcher Begriff“ war oder höchſtens eine „geographiſche Redensart.“

Nun wurde es ſtill in deutſchen Landen — wie nicht weniger in der Schweiz, wo ja das ſtädtiſche Idyll der „legitimen“ Patrizierherrſchaft reſtaurirt worden — ſo ſtill, daß es ganz den Anſchein hatte, als ſei das „correcte“ ſtaatsmänniſche Ideal der Kirchhofsruhe nunmehr verwirklicht, für lange, für ſo lange, daß Souffleur Gentz Muße fand, ſtatt mit dem Gleichgewicht von Europa mit Fanny Elsler's liebenswürdigen Beinen ſich zu beſchäftigen, während der Herr Haus-, Hof- und Staatskanzler Heine's Reiſebilder ſtudirte. Wurde dadurch in ſo gute Laune verſetzt, daß er einen Propheten, welcher ihm geſagt hätte, es würde ein Tag kommen, wo in Wien, ſage in Wien, die Revolution ſiegreich auf den Barricaden ſtünde, ein 14. März, wo er, der vergötterte Faiſeur der Reſtaurationsperiode, in einen k. k. Wäſchewagen verpackt, mit ſchlotternden Knieen vor einer Handvoll Studenten aus der Hauptſtadt Oeſtreichs flüchten müßte, — ja, er würde einen ſolchen Propheten nicht auf den Spielberg oder nach Kufſtein, ſondern bloß ins Narrenhaus geſchickt haben. Freilich, er kehrte triumphirend wieder zurück in die Donauſtadt, der „Neſtor der Staatsweisheit“, er ertheilte wieder ſeine weiſen Rathſchläge, bis Oeſtreich das Honorar dafür abermalen zu bezahlen hatte, — bei Magenta und Solferino. Lehrt die Geſchichte Etwas? Ja wohl! Geſcheidte Leute meinen, ſie lehre, daß ſie Nichts lehre und nie Etwas gelehrt habe.

Wie geſagt, es war eine ſtille Zeit. Den allergrößten Lärmmacher hatte man auf einer Inſel im fernen Ozean zur Ruhe geſetzt, wo er ſich die Zeit damit vertrieb, zu dem ungeheuren Lügenſpiel ſeiner Laufbahn einen entſprechenden Epilog hinzuzulügen, jenes „Memorial von St. Helena“, in welchem der große Völker-

würger und Bülletinist der Welt vorlog, er sei der friedliebendste aller Menschen und sein Dasein eigentlich ein gemüthliches Stillleben gewesen, wenigstens habe er stets sehnlichst gewünscht, daß es ein solches sei. Aber leider habe man ihn immerfort zum Kriegführen gezwungen. Während so der größte Komödiant, welcher jemals die Bretter der Weltgeschichtsbühne beschritten, bis zu seinem letzten Athemzug Komödie spielte, duselte die europäische Gesellschaft in den Dämmerungen der Mystik, in der „mondbeglänzten Zaubernacht" der Romantik umher. Es lag Etwas wie Einkehr bei sich selbst, Etwas wie Zerknirschung in der Luft. Nicht nur die Völker, auch ihre Herren — die in Frivolität ertrunkenen Metterniche und Gentze natürlich ausgenommen — erinnerten sich wieder der alten heiligen Sage von „himmlischen Mächten"; denn auch Könige und Königinnen hatten erfahren, was es hieße, „sein Brot mit Thränen zu essen." Man hatte die letzten fünfundzwanzig oder dreißig Jahre her so Ungeheures erlebt, so beispiellose Schicksalswechsel mitangesehen und selbst erduldet, die Wagschale von Niederlagen und Siegen war so toll auf- und abgeflogen, die Coulissen des Welttheaters hatten sich mit so rasender Schnelligkeit hin- und hergeschoben und verändert, so viele Illusionen waren zerstoben, so viele Hoffnungen geknickt, so viele große Sachen hatten so „lächerlich klein" geendigt, daß Einem das alte, das ewige Vanitas vanitatum von allen Ecken und Enden her in die Ohren gellte, und wie! Anders freilich in den Salons der Erdengötter, anders in der Bauernhütte. Aber überall hat es sich laut gemacht.

War da der Czar aller Reußen, Alexander der Erste, der unter dem Zujauchzen von Europa zum Besieger Napoleons ausgerufen worden, obgleich zum Sturze des Tyrannen das Volk und Heer Preußens weitaus das Meiste und Beste gethan hatten.

Aber unter den Mittelmäßigkeiten seiner Verbündeten reichte der Czar wenigstens um eine Linie über das Mittelmaß hinaus. Neben der schlichten, mehr oder weniger langweiligen deutschen Hausvatergestalt Friedrich Wilhelms des Dritten stand er wie ein Agamemnon — nämlich wie ein Agamemnon, welcher zu Byzanz in die Schule gegangen — neben der strohfiedeltrockenen Figur Franz des Ersten wie ein Apollon. Hat doch bei seinem Anblick sogar eine Altburgerin von Zürich entzückt erklärt, „der Kaiser würde vollkommen sein, so er ein Burger der Stadt Zürich wäre." Er hatte Alles genossen, was ein Mensch zu genießen vermag: die Aufregungen eines Spiels, wo der Einsatz ein Erdtheil, Ruhm, Macht, den Besitz des Entscheidungswortes über eine Welt, den enthusiastischen Hurrahruf von Millionen und die raffinirtesten Parfüms der Schmeichelei. Frauen, deren Reize graubärtige Philosophen verrückt machen konnten, hatten zu den Füßen des Czars gekniet, um eine Umarmung, einen Kuß, einen Blick bettelnd. Er konnte wohl, ja er mußte fast auf den Einfall kommen, zu sagen: Her mit der Erdkugel, daß ich Ball damit spiele! Aber der Weihrauchsdampf wirkt mehr noch betäubend als berauschend, mehr verdumpfend als erheiternd; er berußt das Hirn und dörrt das Herz. Die Götter aller Religionen bezeugen das: wie viele derselben sind nicht schon an der Weihrauchskrankheit verdorben und gestorben! Hat nicht selbst Jupiter Göthe zuletzt „wunderlichst" daran gekränkelt?

Und dann, der Czar Alexander hatte, wenn auch ein dreifach destillirter byzantinischer Grieche, dennoch ein Stück von einem Gewissen. Ja, wunderbar zu sagen, es gab damals in der Politik noch ein Gewissen. Vergebens hatte der Onkel des Neffen, dessen ganzes Walten eine fortgesetzte, zu den Sternen emporschreiende Gewissenlosigkeit gewesen ist, vergebens hatte er gewüthet, Scham, Gewissen, Rechts- und Ehrgefühl als Narretheien der „Ideologen"

aus dem Wörterbuch menſchlicher Begriffe herauszureißen. Es gelang ihm nicht. Gelang es dem Neffen des Onkels? Schwarzſichtige ſagen: Ja. Sie meinen, ſeitdem Prinzen und Prinzeſſinnen, Könige und Königinnen — et tu, Victoria regina! — in hellen Haufen nach Babylon geſtrömt, um ſich dort huldigend zu neigen und den glücklichen Meineid im Chorus anzuſingen: „Heil ſei dem Tag, an welchem du erſchienen!“ — ſeitdem ſei das Gewiſſen offiziell abgeſagt und abgeſchafft. Aber es ſteht geſchrieben: „O Nemeſis, der nie die Wag' entfallen!“ und geſchrieben ſteht auch:

. . . . . Der Menſch, der ſtolze Menſch,
In kleine, kurze Majeſtät gekleidet,
Vergeſſend, was am mind'ſten zu bezweifeln,
Sein gläſern Element,
Spielt ſolchen Wahnſinn, gaukelnd vor dem Himmel,
Daß Engel weinen.

Nicht umſonſt, nein, nicht umſonſt! Ihre Thränen fallen glühend in den Abgrund und wecken die dort ſchlafenden Mächte der Vergeltung . . . .

Eherner Füße
Rauſchen vernehm' ich,
Hölliſcher Schlangen
Ziſchendes Tönen;
Ich erkenne der Furien Schritt.

Ein Tag wird kommen, wo das zu Tode gemaßregelte Gewiſſen der Menſchheit wieder erwacht, den Sargdeckel ſprengt und alle die ſchnöden Schergen, welche ſeine Gruft bewachen, mit ſchlotterndem Entſetzen ſchlägt, — ein Tag, wo wir Andern, die wir nicht vor dem Erfolg in den Koth der Schande knieten und das glückliche Verbrechen nicht als „rettendes Genie“ begrüßten, ſingen:

Laſſet die rächenden Göttinnen ein!

Und wenn wir es nicht mehr erleben? Nun, dann thut uns auch kein Zahn und kein Zorn mehr weh. Zorn? spottlächelt Magister Ironicus. Welche Betise! Und vollends Zorn über einen Mann, welchen man erfinden müßte, wenn er nicht schon da wäre! Ueber den Mann, welcher so rastlos die Dämme anbohrt und so geschickt die Schleusen aufzieht, daß die Sündflut hereinbrechen könne über eine in charakterloser Geld- und Carrieremacherei einer furchtbaren Katastrophe sich zuschwindelnden Gesellschaft, die nur noch das Recht der faits accomplis anerkennt. Dieses „Recht" wird sie zermalmen.

Alexander der Erste besaß ein Gewissen. Erwies sich dasselbe zu Zeiten sehr dehnbar — (wie z. B. in den Tagen von Tilsit, wo der Czar nicht erröthete, sich eine seinem unglücklichen „Freund auf Leben und Tod", welchem er kurz zuvor am Sarge Friedrichs des Großen den Bruderbundschwur geleistet, von dem Eroberer geraubte Provinz schenken zu lassen) — so zog es sich dagegen an einem Punkt mit furchtbarer Zähigkeit zusammen, da, wohin der düstere Schatten fiel, welchen die Nacht vom 23. auf den 24. März des Jahres 1801 in das Dasein Alexanders warf. Wir wollen in Liebe annehmen, der damalige Großfürst-Thronfolger habe nur vergessen gehabt, wie sein sogenannter Großvater, der arme querköpfige dritte Peter gestorben, habe bloß nicht genugsam bedacht, daß einem Czar aller Reußen die Krone nur vom Haupte fiele, falls man ihm mittelst einer Serviette oder einer Offiziersschärpe den Hals zuschnürte und daß demnach die Pahlen, Bennigsen, Zubow und Skariatin die Thronentsetzung Pauls des Ersten mittelst derselben Handgriffe zuwegebringen würden, womit die Orlow, Borjatinsky und Engelhardt die Thronentsetzung Peters des Dritten zuwegegebracht hatten: genug, in die Thronentsetzung seines Vaters hatte Alexander gewilligt und der düstere Schatten war da in seinem Leben, unbannbar, unerbittlich.

Zwar eine Weile ſchien er gewichen zu ſein. Zuerſt, als der jugendliche Czar, edler Entſchließungen voll, mit beſtem Willen daran ging, ſein Volk aus dem Schmutze der Sklaverei zur Menſchenwürde zu erheben. Dann, als der ſtralende Nimbus, in welchen ein faſt beiſpielloſes Glück den Mann gehüllt, der zweimal in dem eroberten Paris Europa den Frieden dictirte, die unheilvolle Erinnerung zurückdrängte. Aber als die Jugendideale „zerronnen“ waren, als der Czar die Frau, welcher er am meiſten vertraut, welche er am innigſten geliebt hatte, die Polin Nariſchkin, in den Armen eines Nebenbuhlers überraſchte, als ihm das Kind, welches dieſe Frau ihm geboren, ſein einziges Kind, wegſtarb, als er mehr und mehr den bittern Nachgeſchmack der Hefen des Bechers, welchen Genuß und Ruhm ihm kredenzt hatten, auf ſeinen Lippen fühlte, als er von der Weihrauchskrankheit ergriffen ward, da kam der Schatten wieder, kam mit verſtärkter Macht, finſter, drohend, unerbittlich, und Europa ſah mit Staunen, wie ſein Abgott ſich an die Bruſt ſchlug, aufſeufzend: „Eitelkeit der Eitelkeiten!“ und wie er, in den myſtiſch-pietiſtiſchen Zauberkreis der Juliane von Krüdener gerathen, im nicht ſehr discret gehüteten Oratoire bußfertig auf den Knieen ſich wand. Aber weder dieſes noch auch die Stiftung der „heiligen Allianz“, die zu einem der unheiligſten Dinge ausſchlug, welche die Welt geſehen, vermochte den Schatten zu bannen, deſſen ſchwarze Fittige, ſagt man, noch das Sterbelager des armen Autokraten zu Taganrog umrauſchten.

Juliane von Krüdener — welches Wirrſal von Vorſtellungen und Eindrücken weckt dieſer Name! Er haucht den Eaudemillefleursduft einer Boudoir-Orgie aus den Zeiten des Directoriums und zugleich, in abenteuerlichſter Vermiſchung, den dumpfen Geruch eines ländlichen Conventikels. Das wunderlichſte Amalgam von Deutſchem, Ruſſiſchem und Franzöſiſchem, von einer Welt-

dame und einer Bußpredigerin, von einer sündigenden und einer bereuenden Magdalena. Man hat sie die Sibylle, die Veleda der Restauration genannt. Aber sie war keine Prophetin. Sie war nur die von einem ebenso unklar als rastlos tastenden Ehrgeiz verzehrte Gelegenheitsmacherin der von Enttäuschungen aller Art genährten Zwielichtsstimmung, welche nach dem wahnsinnigen Getöse der Napoleon'schen Kriege herrschend wurde. Man fertigt jedoch diese Frau nicht damit ab, daß man ein sehr bekanntes Sprüchwort auf sie anwendet. Die Frau, welche ihre von dem dankbaren Händedruck des Kaisers von Rußland noch warme Hand einem Bauernmädchen von Wildisbuch reichte, die Frau, welche, um eine Mission durchzuführen — und wäre es auch nur eine Mission der Eitelkeit gewesen — sich der ganzen Polizeibrutalität der Restaurationszeit aussetzte, die Frau, welche ihren Roman „Valerie" gelebt und geschrieben und welche, durch Geburt und Stellung berechtigt, an dem Bankett der Erdengötter theilzunehmen, sich dennoch so an demselben verekelte, daß sie ein lautes Wehe! in das wollüstige Girren und genußsatte Gähnen hineinrief — diese Frau war keine gewöhnliche Erscheinung.

Droben in Kurland wurde Juliane von Vietinghoff i. J. 1766 zu Riga geboren, als Tochter eines alten und reichen Hauses. Damals war der „Philosoph von Ferney" der Apostel, nein, der Messias der lustigen Botschaft des Spottes, das A und O der vornehmen Gesellschaft Europa's. Die kleine Juliane wurde gleichsam mit Voltaire'schem Esprit aufgepäppelt, denn schon in Kinderschuhen kam sie mit ihrem Vater nach Paris, wo dieser ein gastfreies Haus machte und alle die spöttelnden, höhnenden, lachenden, wenn nicht in Glacéehandschuhen, so doch in Muffs Revolution machenden Schöngeister des damaligen Frankreichs bei sich sah. Der encyklopädistische Same fiel nicht auf dürres Erd-

reich: Backfischchen Juliane bezauberte Messieurs les Voltairiens durch ihre wie im Fluge aufgeschnappten Kenntnisse, ihren schnellfertigen Witz, nebenbei auch durch ihr zartschönes Gesichtchen und eine Taille, deren Feinheit die üppig knospende Büste noch mehr ins Licht stellte. Summa: ein reizendes, witzig plauderndes, körperlich frühzeitig, vorzeitig entwickeltes Persönchen, nicht wenig begierig, zu erfahren, was denn eigentlich hinter den Geheimnissen des Lebens sei; noch um einen Reiz bereichert durch einen gewissen Hang zu schwermüthiger Träumerei und Grübelei, vielleicht veranlaßt durch die Neugier, welche Bewandtniß es denn wohl mit der wunderlichen Geschichte von Mutter Eva und dem verbotenen Baum im Paradiese habe. Die geistige Begehrlichkeit jedoch prickelnder in dem jungen Ding als die sinnliche — für jetzt. Deßhalb ließ sich denn auch die noch nicht Vierzehnjährige sorglos willfährig an einen um volle zweiundzwanzig Jahre älteren Mann verheiraten, an den Freiherrn von Krüdener, einen Liefländer in russischen Diensten, welcher seine junge Frau auf seine Gesandtschaftsposten erst nach Kopenhagen und dann nach Venedig mitnahm. Die Stadt des h. Marcus hatte damals das Szepter im Reiche der Ausschweifung bereits an die Stadt der h. Genovefa abgetreten, aber noch immer bot die „Heimat der Wollüste" an der Adria hinlängliche Gelegenheit, zu verführen und verführt zu werden. Die junge Mutter Juliane, denn sie hatte ihrem Gatten einen Sohn und eine Tochter geboren, entdeckte jetzt erst, was es hieße, ein Weib zu sein, ein schönes, junges Weib mit glühenden Sinnen und einer verhätschelten Phantasie. Der arme Herr von Krüdener scheint nicht gerade zu den philosophischen Gatten gehört zu haben, welche mit weltmännischem Aplomb zusehen, wenn ihre Gattinnen einen vielseitigen Cursus in der Kunst, zu lieben und sich lieben zu lassen, mit mehr oder weniger Skandal durchmachen.

Die Ehe wurde getrennt und Freifrau Juliane, die sich als sehr freie Frau manifestirt hatte, kehrte in das elterliche Haus nach Riga zurück.

Da hielt sie es aber nicht lange aus, denn schon waren ihr „Emotions" so zu sagen zum täglichen Brot geworden. Sie ging solche in Petersburg, in Paris suchen. An letzterem Orte gaben damals die Barras und Garat den Ton an, d. h. es herrschte eine Frivolität, welches Wort man, um seinen Sinn wiederzugeben, hier nur mit Lüderlichkeit übersetzen kann. Juliane warf sich in die allgemeine Orgie, deren vornehmer Hautgout durch den Beigeschmack häßlicher Geldverlegenheiten eher verstärkt als vermindert wurde. Allein auf die Länge genügte ihr die Rolle einer Koketterie, wie andere Koketten sie auch durchführen konnten, nicht mehr. Sie empfand das Bedürfniß, diese Rolle zu potenziren, zu spiritualisiren. Sie dürstete darnach, in der menschlichen Komödie Etwas mehr zu bedeuten zu haben als eine galante Dame. War es denn nicht eine Epoche der wunderbarsten Möglichkeiten? Hatte sich nicht ein korsischer Abenteurer zum Herrn von Frankreich machen können? Und dann die Lorbeern der Staël, der Genlis! Es ward für Juliane nachgerade unerträglich, eben weiter Nichts zu sein als die Maitresse eines Garat. So setzte sie sich denn hin und schrieb ihren Roman „Valérie", in welchem sie ihre Erlebnisse und mehr noch ihre Empfindungen, die Quintessenz ihrer Erfahrungen sehr geschickt in Szene setzte. Das Buch, 1803 erschienen, ist noch jetzt merkwürdig, weil es die Signatur jener Zeit getreu wiedergibt. Nicht so fast die Sophistik der Leidenschaft als vielmehr die der Koketterie und zwar einer durchgeistigten Koketterie bildet den Inhalt, welcher sich, um einen von der Verfasserin anderweitig erfundenen Ausdruck zu gebrauchen, mit einer vollendeten Grazie der Sünde („les graces du péché") darlegt.

Der Zweck des Buches wurde vollauf erreicht, um so mehr als unsere Autorin die in Paris studirte Blaque und Claque meisterlich zu handhaben verstand: — Juliane war jetzt eine berühmte Frau.

Sie wollte jedoch mehr sein. Denn Dirne Ehrsucht ist die unersättlichste aller Messalinen. Juliane wollte auf ihre Zeit wirken, unmittelbar, persönlich. Schon in Valerie war die Wendung von der Weltdame und Liebeskünstlerin zur Prophetin und Missionärin deutlich genug gezeichnet. Es war in diesem Buche gesagt, nachdem die Jugend bis zur Uebersättigung in den sinnlichen Freuden geschwelgt, werfe sie sich der Kunst in die Arme, um endlich, auch der ästhetischen Genüsse überdrüssig, sich dem Himmlischen zuzuwenden. Mit andern Worten: der Roman der Liebe, wie der Roman der Kunst war für Juliane durch- und ausgespielt und der Roman des Glaubens hob an. Im Jahre 1806 nach Berlin gegangen und in die vertraute Umgebung der Königin Luise zugelassen, gab sie sich als „Erweckte", knüpfte Beziehungen zu den Herrnhutern und suchte die Königin zu „bekehren." Diese hatte aber eine Bekehrung gar nicht nöthig und außerdem wurde Juliane's Debüt als Prophetin durch die politischen Katastrophen der Zeit vereitelt. Von jetzt an war Juliane's Leben ein unstätes Wandern. Sie ging wieder nach Paris, von da nach Genf, von da nach Karlsruhe, wo sie mit dem Geisterseher Jung-Stilling pietistelte. Sie hatte sich jetzt schon glücklich in den Zustand der Ekstase, der Visionen hinaufphantasirt, um nicht zu sagen hinaufgeschwindelt und begann „den Armen das Evangelium zu predigen." Die Prophetin war fertig. Natürlicher Weise fand sich denn auch der geistliche Hochmuth ein. Ueberzeugt, daß sie vermöge exceptionell inniger Verbindung mit Gott berufen sei, Entsagung aller „weltlichen" Triebe und Lüste zu predigen, verwarf

ſie alles menſchliche Wiſſen als eitel und die Erforſchung der Naturgeheimniſſe als frevelhaft.

Aber die neue Prophetin war nicht umſonſt die Frau eines Diplomaten geweſen. „Seid klug wie die Schlangen!“ Wenn es ihr gelänge, den Czar Alexander zum Jünger zu gewinnen? Und es ſchien wirklich zu gelingen. Sie wußte ſich im Spätjahr von 1813 Zutritt zu dem Kaiſer zu verſchaffen und folgte ihm nach Paris, wo ſie jetzt in den vornehmen Kreiſen als Religionskünſtlerin auftrat. Sie ließ ſich im Hintergrunde von mehreren dunkeln Gemächern in prieſterlichen Gewändern auf den Knieen liegend als Beterin und Hierophantin ſehen und die von ihr eröffneten Conventikel erfreuten ſich eine Weile bedeutender Frequenz: — es war ja etwas Neues. Dennoch wurde der Hauptzweck verfehlt: der Czar iſt der Viſionen, Orakel und Weiſſagungen ſeiner Myſtagogin in Bälde ſatt geworden, faſt ſo ſchnell als er der „petites-filles de toutes les nations“ überdrüſſig wurde (d. h. im Detail), welche im raſcheſten Wechſel mit den fortgeſetzten czariſchen Bußübungen wechſelten ..... Nach dieſem mißglückten Verſuch, von oben herab alle menſchlichen Weſen in einen „göttlichen Liebesbund“ zu ſammeln, übernahm Juliane das ſchwierige Experiment von unten herauf. Flectere si nequeo superos Acheronta movebo. Zu deutſch: „Wenn die Kaiſer und Könige mich nicht hören wollen, will ich den Völkern predigen.“ Gepredigt mußte nun einmal ſein. Es iſt auch nur billig, zu ſagen, das Gepredige ſei recht zeitgemäß geweſen. Denn es wurde wieder gar viel geſündigt in der Welt. Was war denn aus den czariſchen Leibeigenſchaftsaufhebungsplanen, aus dem Inhalt der Verſprechungen von Kaliſch und der „Aufrufe an mein Volk“ geworden? Maculatur. Will der „beſchränkte Unterthanenverſtand“ ſich erfrechen, an die Hoffnungen zu erinnern, wofür

die deutſchen Jünglinge und Männer auf den Feldern von Lützen, Bautzen, Großbeeren, Dennewitz, von der Katzbach, Leipzig, auf allen den Walſtätten vom Rhein bis zum Montmartre ihr Leben hingegeben? Laßt die ganze Hundemeute der Kotzebue, Stourdza, Kamptz, Schmaltz und Tſchoppe auf die „Demagogen" los! Ei, wenn die Könige ſündigen, müſſen die Völker, die ewigen „Prügelknaben", Buße thun — die alte Geſchichte!

Frau von Krüdener verhüllte, was ſie vordem in den Salons der Directorialzeit ſehen zu laſſen kaum weniger ſich beeifert hatte als Madame Tallien, welche es bekanntlich verſtanden, nackter zu gehen als die Natur, — ja, ſie verhüllte ihre nahezu fünfzigjährigen, aber immer noch nicht ganz verſchwundenen Reize ſtreng mit einem bis zum Hals hinaufgehenden Kleid von grauer Seide und trug ſtatt Federn, Blumen und Schmuck ein kleines Kreuz auf der Bruſt. So kam ſie, „mit dem zauberhaften Schimmer einer ſehnſuchtsvollen Magdalenenbüßerin übergoſſen," 1815 nach Baſel, der Stadt der Tractätchen und der frommen Millionäre. Hier ſchloſſen ſich der Prophetin der Genfer Empeytaz und der Baſeler Profeſſor Lachenal, von welchem wir weiterhin hören werden, als Jünger an. Das Miſſionswerk im großen Styl begann jetzt, aber zugleich das Martyrium. Denn die Krüdener'ſche Bewegung, welche raſch einen ſehr populären Anſtrich, ſo zu ſagen eine Maſſenhaftigkeit gewann, widerſprach durchaus dem von Seiten der heiligen Allianz decretirten Ideal der Kirchhofsruhe. Selbſt den weiſen Vätern von Baſel erſchien die Arbeit am Reiche Gottes „von unten herauf" ſo bedenklich, daß ſie nicht zögerten, die Prophetin aus der gottſeligen Stadt hinauszumaßregeln. Juliane nahm außer dem kleinen Kreuz, welches ſie vor der Bruſt trug, auch noch das große Polizeikreuz auf ſich. Standhaft zog ſie bis zum Ende des Jahres 1817 in der Schweiz und an der Nord-

gränze derſelben umher, oft von Tauſenden gläubiger Seelen umgeben. Die Polizei wollte behaupten, die Wirkſamkeit von Juliane's Predigten ſei hiebei ſehr verſtärkt worden durch die von der Prophetin reichlich geſpendeten Almoſen; aber die Polizei iſt, wie weltbekannt, ein proſaiſches Inſtitut, welches von „erwecklichen" Dingen nichts verſteht. Auf einer jener Gränzfahrten iſt Juliane, wie wir ſehen werden, auch in die Nähe von Wildisbuch gekommen und hat da eine Zuſammenkunft mit der Heldin unſerer Geſchichte gehabt.

Ihre Sendung in dieſen Gegenden war jedoch zu Ende, d. h. die Polizei trennte ſie zu Anfang des Jahres 1818 von ihrer weiteren und engeren Jüngerſchaft und brachte ſie mehr oder weniger ſanft nach Leipzig und von da nach Rußland. Die Erinnerungen des Kaiſers Alexander an ſeine Pythia von 1813 ſcheinen keine angenehmen geweſen zu ſein, denn es ward der Prophetin der Aufenthalt in Petersburg oder Moskau unterſagt. Als ſie ſpäter dennoch in die ruſſiſche Reſidenzſtadt kam und ſich durch ihre geräuſchvolle Theilnahme an der Sache der „rebelliſchen" Griechen unangenehm machte, wurde ſie nach Liefland verwieſen. Der ſüßen Gewohnheit des öffentlichen Predigens und Segenſpendens hatte ſie ſchon zuvor entſagt, auf gewiſſe nicht mißzuverſtehende Winke hin. Aber ſtillſitzen konnte ſie nicht: noch immer war der „Geiſt" in ihr mächtig. Sie wollte ihr „Werk" ganz von Neuem beginnen, wollte das Reich Gottes, nachdem ihr deſſen Bau in der civiliſirten Welt mißlungen, in der Wildniß aufrichten. Zu dieſem Zwecke ging ſie in Begleitung ihrer Tochter und ihres Schwiegerſohns im Sommer 1824 nach der Krim, um dort eine Colonie nach Krüdener'ſchen Ideen zu gründen. Aber ſtatt eines neuen Zion fand die Raſtloſe im alten Taurien nur ein Grab, indem eine ſchmerzhafte Krankheit ſie vor Jahresſchluß zu Karaſu-

bazar wegraffte .... Frieden ihrem Andenken! Es war in dieſer Frau doch Etwas, „was nicht irdiſch", Etwas vom himmliſchen Feuer, ohne deſſen Helle und Wärme das Leben nicht der Mühe werth wäre, gelebt zu werden. Der Rauch iſt ſtärker geweſen als die Flamme, ja, und er hat einen mißlichen Mißduft hinterlaſſen; aber trotz Alledem ſtammte der Funke von jenem „Centralfeuer" der Begeiſterung, welches die intellectuelle Welt in Schwang und Gang und Trieb erhält.

Oft, nur zu oft ſpritzt ſo ein Funke in eine arme, ſchwache, enge Seele, deren Stickluft ihn tödtet. Da entſteht dann freilich nur ein ſtinkender Qualm und noch dazu ein Qualm, der ſich für was Rechtes, ja für das einzig Rechte ausgeben möchte und wirklich ausgibt. Keineswegs ohne Erfolg. Denn in der menſchlichen Komödie iſt doch immer wieder Prima Donna jene Macht der Dummheit, gegen welche, wie wir Alle wiſſen, ſelbſt Götter vergebens kämpfen. Nur Adler vermögen in die Sonne zu blicken, nur Auserwählte das Licht zu ihrem Geſpielen zu machen, ohne ſich an demſelben zu verſengen. Der Pöbel, deſſen Zahl Legion iſt und in deſſen Scharen Bettler neben Fürſten und Waſchweiber neben gnädigen Frauen von ſechszehn Ahnen oder Geldſäcken vertraulich ſtehen, — der Pöbel liebt es, ſich bequalmen, ſich mittelſt Dunſtes berauſchen zu laſſen. Ihm iſt wohl in dieſer trübſeligen, übelriechenden Atmoſphäre .... So komm denn für eine kleine Weile wieder hervor aus dem Grabe deiner Verſchollenheit, pudriger Dunſtmacher von Embrach, arme Schneiderſeele, perſonifizirte Qualm, der du dereinſt ſo viele deiner Mitmenſchen und Mitmenſchinnen angequalmt und benebelt haſt; komm' hervor! Es muß ſein, ich kann dir nicht helfen.

Zur ſelbigen Zeit nämlich, wo Juliane von Krüdener die heidniſche chemise grecque mit dem bewußten grauen chriſtli-

chen Seidenkleid zu vertauschen und also symbolisch und factisch ihre Metamorphose von der galanten Dame zur Bußpredigerin zu vollziehen sich anschickte, saß oder hockte zu Embrach im „Züribiet" ein junger Mensch, Jakob Ganz geheißen, auf dem Schneidertisch, Großes im Busen wälzend. Und warum nicht? Hatte es nicht ein Schneider, der Derfflinger, zu seiner Zeit zum brandenburgischen Generalfeldmarschall gebracht? Und im vorhergehenden Jahrhundert ein anderer Schneider, der Jan Bockolt, gar zum König von Zion im neuen Tempel zu Münster und überdies zu nicht weniger als vierzehn Frauen, von denen er einer aus lauter Liebe gelegentlich eigenhändig den Kopf abschlug? So hoch freilich verstieg sich die Phantasie unseres Embracher Schneiderjungen nicht; doch aber fühlte er sich berufen, anstatt bäuerische Hosen und Tschopen vielmehr das Reich Gottes zurechtzuflicken. Bei so bewandten Umständen war es kein Wunder, daß ihm die Tschopen und Hosen sehr schlecht geriethen. Man kann nicht zugleich ein Apostel in spe und ein Kleiderkünstler in re sein. Wenn aber Jakobs spärliche Kunden über die Machwerke seiner Scheere und Nadel murrten, schenkte er ihnen zum Ersatz Predigten, die er eigenhändig verfaßte und worüber den guten Embracher Bauern der Verstand stillstand. Begreiflicher Weise, denn unser strebsamer Jüngling hatte in diesen frommen Stylübungen neben den Eingebungen des eigenen Geistes auch noch die Resultate seiner Lectüre Jung-Stilling'scher Schriften zusammengequalmt. Eines schönen Tages sprang Jakob mit einem verhängnißvollen Satz von seinem Schneidertisch herab, lief zum Ortspfarrer und erklärte diesem frischweg, „Gott habe ihm eingegeben, die Scheere an den Nagel zu hängen und Geistlicher zu werden, weil er als solcher am meisten zur Ehre Gottes und des Heilands wirken könne." Der Pfarrer — ich bemerke schon hier, daß zu jener Zeit die überwie-

gende Mehrzahl der züricherischen Geistlichen der rationalistischen Richtung zugethan waren — der Pfarrer schüttelte zu diesem unerforschlichen Rathschluß Gottes bedenklich den Kopf und rieth seinerseits, der nadelmüde Jüngling sollte versuchen, sich zum Schulmeister zu bilden, da er zum theologischen Studium weder das Zeug noch die Mittel habe .... Was? Nicht das Zeug? Kann ich nicht schon jetzt Predigten machen, worüber die Leute Maul und Augen aufsperren? Der Pfarrer hat nicht den „rechten Geist", so viel ist sicher. Er ist nur ein Miethling im Weinberg des Herrn oder wohl gar ein Ungläubiger, ein Heide.

Sprach's, wenn auch vorerst nur ganz stille bei sich und machte sich auf nach Zürich, frommere Seelen und Gönner zu suchen. Es wollte Anfangs nicht gelingen, dann gelang es doch. Der heilige Schneidereifer schlug durch. Zudem hatte sich Jakobus mittelst angestrengtesten Privatstudiums schon gehörig eingepaukt, wie der Kopf liebsüßchristlich zu hängen sei, wie die Augen im schärfsten Winkel himmelan zu drehen seien. Es hat der guten Stadt Zürich zu keiner Zeit an Liebhabern solcher Symptome des Durchgebrochenseins zur Gnade gefehlt, von den Liebhaberinnen gar nicht zu reden, und so wurde zu Gunsten Jakobi der „Säckel der Barmherzigkeit" aufgethan. Unser Exschneiderjunge war dadurch in den Stand gesetzt, bei einem Pfarrer im Aargau die Humaniora zu studiren und dann in Basel die Theologie. Hier gewann seine Bildung, falls nämlich die Anwendung dieses Wortes statthaft ist, den rechten Bogen durch seine Verbindung mit Bekennern des Evangeliums von Herrnhut. Er brachte in Basel seine „Wiedergeburt" vollständig zuwege: die Entpuppung des Schneiders zum „Streiter des Herrn" war vollendet. Ich sage: zum Streiter, denn unser durchgebrochener und wiedergeborener Jakobus ging alsbald tapferlichst an gegen den Widersacher und

Erzfeind, der „da umgehet und brüllet.“ Er, der Jakobus, war wahrlich nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Er begann zu brudeln und zu qualmen wie ein rechter Schlammvulkan. Zunächst in einer zahlreichen Gemeinde des Aargau's, deren gutherziger Pfarrherr ihn zu seinem Vikar angenommen.

Arme Aargauer Bauernseelen, welche unser junger Eiferer mit der Scheere seines Glaubens zuschnitt, ihr fuhret gerade so schlimm, wie früher die Embracher Tschopen und Hosen gefahren. Ganz-Qualm schneiderte nämlich an besagten Seelen, und zwar mit besonderer Energie an den in „Weiberjüppen“ steckenden, herum, bis er die Gemeinde unter sich und gegen ihren Seelsorger, seinen Wohlthäter, glücklich verhetzt hatte, natürlich nicht deßhalb, weil er statt Vikar Pfarrherr zu sein begehrte, behüte, sondern nur „zur größeren Ehre Gottes.“ Was hat das: „Ad majorem Dei gloriam“ nicht Alles schon zudecken müssen in dieser Welt! Es ist eine so blutige Ironie, wie die Weltgeschichte keine zweite ersonnen hat. Aber die Minen, welche der Vikar in den von ihm geleiteten Winkelconventikeln gegen seinen Prinzipal angelegt hatte, sprengten nur ihn selber. Nicht in die Luft zwar, aber in eine andere Gemeinde. Hier qualmte er sich als Bußprediger von erstaunlicher Lungenkraft richtig zu dem Ruf eines Elias, ja eines Johannes des Täufers hinauf, schrieb Tractätlein und knüpfte nach allen Seiten hin Verbindungen an mit den „Stillen und Gottseligen.“ So auch mit der damals im Lande grassirenden „heiligen Krüdener“, zu welcher er in Begleitung von dreißig Weiberjüppen sammt Inhalt wallfuhr.

Die Regierung der Republik Aargau sah aber den Ganz'schen Schlammvulkan mit profanen Augen an, sonderlich, nachdem sich herausgestellt, daß der aus besagtem Vulkan aufwirbelnde Dunst einem früher wackeren Familienvater den Kopf so jammervoll

verrückt hatte, daß er sich, um „ins Himmelreich einzugehen", die Kehle abschnitt. Jakobus wurde polizeilich über die Gränze des Kantons gebracht und drüben, im Heimatkanton Zürich, unter strenge polizeiliche Aufsicht gestellt: da half kein Abbitten, kein Augenverdrehen, kein Wimmern und Winseln. Aber bald besann er sich, indem er sich jetzt nicht nur als Apostel, sondern auch als Märtyrer fühlte. Zwar mit seiner öffentlichen Wirksamkeit von der Kanzel herab war es aus — die unheilige Polizei! — aber im Dunkeln läßt sich ja so schön munkeln. Man sah den Schlammvulkan nicht mehr brodeln und brudeln, aber man spürte dennoch seinen Qualm. Zunächst vermehrte Jakobus die Jüngerschaft der Frau von Krüdener. Nachdem die Prophetin jedoch genöthigt worden, den Staub der Schweiz von ihren Schuhen zu schütteln, trieb Ganz das Apostelgeschäft auf eigene Hand, schlau im Geheimen schleichend, aber rastlos und mit reichem „Segen". Auch für seine irdischen Bedürfnisse, denn auch ein Heiliger muß doch so zu sagen leben und die guten Sächelchen dieser Welt schmecken so gut.

Unermüdlich, für das Reich Gottes Seelen einzufangen, rührte Jakobus wacker seine Beine, seine Zunge und seine Feder. Auf frommen Winkelpressen wurden seine Sammelrufe, Stoßseufzer und Posaunenstöße gedruckt und in Tausenden von Exemplaren heimlich verbreitet. Unter diesen Qualm-Offenbarungen that sich besonders eine hervor, betitelt „das Geheimniß der Gottseligkeit", i. J. 1820 erschienen*). Die Wahrheit zu sagen, es ist Etwas von populärer Beredtsamkeit in dem Ding, Etwas von jener nebelnden Suade, welche so recht geeignet ist, verbohrte Gemüther total zu vernebeln. Den Inhalt angehend, ist dieser ein mit willkürlich gebrauchten und gedeuteten Bibelworten gewürzter Brei, in wel-

*) Ein Exemplar liegt bei den Wildisbucher Acten. I. 78.

chem Teufelsglaube und Molochsdienſt, Jung-Stilling'ſche Fühlſamkeit und muckeriſche Sinnlichkeit, Eitelkeit und Hochmuth, Herrnhut'ſcher Lämmleinſchweiß und Baal'ſche Blutopfertheorie zum erwecklichſten Unſinn zuſammengequirlt ſind. Wir werden gelegentlich davon hören.

Und ſolcher Unſinn konnte auf die Menſchen wirken? O Leſer, der du dieſe Frage thuſt, du mußt noch ſehr jung ſein! Sonſt wüßteſt du, daß das Hexeneinmaleins in Göthe's Fauſt, ſei es in dieſer oder in anderer Form, das Credo der ungeheuren Mehrzahl der Menſchen iſt. Warum ſonſt knetet ſich der Goldküſtenneger ſeinen Gott aus Palmenharz und der „hochciviliſirte" Europäer aus Oblatenmehl? Nur nicht denken, keine fünf Minuten lang! Nur nicht an das wirkliche Einmaleins glauben, beileibe nicht! Dreimal eins macht nicht eins, ſondern drei, und zweimal zwei macht vier: — das ſchlägt alle Dogmatiker auf's Maul und ſtopft alle Schlammvulkane zu, gründlich! Aber wir ſagen lieber: dreimal eins macht eins und zweimal zwei macht fünf. Wir wollen es ſo haben, wir, der ſouveraine Unverſtand, die von vielen, vielen Jahrhunderten mumiſirt uns überlieferte Gedankenloſigkeit. Hat doch Luther geſagt: „Die Vernunft iſt des Teufels Hure." Compromittiren wir uns alſo nicht durch einen wenn auch noch ſo ſchüchternen Umgang mit derſelben! ... O, es hat keine Noth, ihr Lieben, ihr Guten. Feierlich ſtelle ich euch das Zeugniß aus, daß ihr niemals, auch nicht aus entfernteſter Ferne mit der gefährlichen Schönen geliebäugelt habt und daß ihr demnach auch nie und nimmer in eine Denkprozedur verwickelt worden ſeid.

Aber wo iſt denn unſer Geheimnißler der Gottſeligkeit, Jakobus Ganz-Qualm geblieben? Auf Apoſtelpfaden, ſchlangenklug und ſchlangenleiſe durch die von Seiten einer unheiligen Polizei ihm gelegten Fußangeln ſich durchwindend. So durchſchleicht er,

überall die „Brüder" und „Schwestern" in der Heiligkeit steifend, das Land vom Bodan bis zum Leman und vom Säntis bis zu den Vogesen, — ein wandelnder Kleister, welcher die Monniers von Genf und Lausanne mit den Stündlern von Bern, mit den Tractätlern von Basel, mit den Pietisten von Zürich und Schaffhausen zusammenpappt. Jetzt ruht er sich von seinen apostolischen Strapazen bei seinem Herzensfreund und Krüdener'schen Mitjünger Lachenal in Basel aus, dann spukt er wieder plötzlich „auf der Platte" bei Zürich, im Kemptthal, auf dem Rafzer Feld und schleicht aus dem Flaachthal hinüber nach dem einsamen Dörfchen im Schooße der Kohlfirst. Das war ein sich Ducken und Drehen und Winden! Aber allenthalben wurde der schleichende Qualm von seinen Schafen und Lämmlein liebevoll empfangen als „ein köstlicher Ruch vor dem Herrn" .... Wir werden im Verlauf unserer Geschichte seinen Spuren da und dort begegnen. Es wird unlieblich, aber nöthig und lehrreich sein, diesen Fährten nachzugehen. Ziehe, o günstiger Leser, für einen Augenblick das Register deiner Erinnerungen, wo genossene Theaterfreuden nachsummen. Als du zum ersten Mal den Freischütz sahest, weißt du? merktest du mit jugendlichem Schauder, daß unter jedem der schlurfenden Fußtritte Samiels der Boden phosphorescirend aufstank. Uebel zu riechen das, aber merkwürdig anzusehen für so einen Grünling im Parterre. Nun wohl, siehst du, so eine übelriechende, wie faules Holz oder Leichengas unheimlich-bläulich leuchtende Fußspur ließ mehrbesagter Jakobus überall hinter sich zurück, als er einer unheiligen Polizei zum Trotz reisepredigend und tractätelnd im Schweizerland umschlich. Wir werden darauf achten müssen.

III.

Personen.

Sir John Falstaff einerseits und König Friedrich der Große andererseits sind sicherlich sehr verschiedene Erscheinungsformen der Idee Mensch gewesen. Und doch haben der große Sektvertilger und der große Menschenvertilger, welcher seine armen Teufel von Kanonenfutter mittelst des Anschrei's: „Ihr Racker, wollt ihr denn ewig leben?" zum Fechten und Sterben für ihn begeisterte, über Ehre und Ruhm so ziemlich übereinstimmend philosophirt. Wie weltbekannt, monologisirte der Stammgast der Frau Hurtig, seinen Wanst vorsichtig über das Schlachtfeld von Shrewsbury schleppend: — „Ehre beseelt mich, vorzudringen. Wenn aber Ehre mich beim Vordringen entseelt? Kann Ehre ein Bein ansetzen oder einen Arm? Nein. Oder den Schmerz einer Wunde stillen? Nein. Was ist Ehre? Ein Wort. Was steckt in dem Wort Ehre? Luft." — Und der Sieger von Leuthen? Er, der in jüngeren Jahren sich den Voltaire gehalten hatte, so zu sagen als die Trompete seines Ruhms — eine Trompete freilich, die mitunter spottdrosselunartig falsch geblasen — raisonnirte nicht auch er zuletzt ganz falstaffisch? In alten Tagen, als dem alten Fritz die Zähne ausgefallen waren, merkte er, daß ein gutes Gebiß ein viel lieblicher Ding sei als Trompete Voltaire, und da setzte er sich grämlich hin

und schrieb brummend an seinen Bruder Heinrich: „Was ist der Ruhm? Ein Nichts. Alexander, Cäsar und so viele andere Helden alter und neuer Zeit haben alles Menschenmögliche gethan, um von sich reden zu machen, und doch hat ein Jude, welcher auf dem Kalvarienberg hingerichtet worden, einen größeren Namen davongetragen als sie alle mitsammen. Was kümmert sich das Universum darum, wer in Europa herrscht? Macht ein Mensch auch noch so viel Geräusch auf der Erde, so ist und bleibt er für das Weltall doch immer nur ein unerkennbares Atom ....“ Ja, ja, es ist dafür gesorgt, daß die Menschen nicht in die Sterne hinaufwachsen: selbst die großen Fritze, selbst die Napoleone nicht. Da hilft keine Philosophie von Sanssouci und kein Komödienspiel von Saint-Cloud oder von St. Helena. Spectakelt eine Weile, ihr Helden oder — ihr Komödianten, und dann „Staub zu Staub.“ Droben im Sirius weiß man so wenig von euch wie von uns Andern allen. Aber Spectakel, Geräusch, Ehre, Ruhm, Trompeten und Pauken müssen sein. Wäre es sonst gar zu langweilig still in dieser Welt und müßte der ungesalzene und ungeschmalzene Brei einer allgemeinen Gleichheit und Gleichgültigkeit für die Menschheit bald so ungenießbar werden, daß sie sich aus Ueberdruß zu Tode hungerte.

Das wäre auch kein Schaden, brummt Dominus Pessimismus, und wenn man betrachtet, welche Rolle die Nero und Constantin, die Attila und Dschingiskhan, die Iwan Wasiljewitsch und Alba, die Borgia und Torquemada, die Guisen und die Wohlfahrtsausschüßler, die Napoleon und Nikolaus, die Haynau und Hassenpflug u. s. w. in infinitum in der Welt spielen konnten, spielen durften, so könnte ein Mensch, welcher sich in den Kopf gesetzt hat, zu glauben, Wahrheit, Recht und Menschlichkeit seien mehr als Wortdunst, unschwer zu der Ansicht kommen, besagter

Dominus habe nicht ſo ganz unrecht. Ja, ſelbſt ein kaltblütiger Mann könnte beim ſchaudernden Zuklappen des von Wahnwitz gellenden, von Blut und Thränen triefenden Buches der Weltgeſchichte in jenes verzweifelnden Philoſophen Aufſchrei verzweifelnd miteinſtimmen, das ganze Menſchenleben vom Anfang der Zeiten ſei nur eine überflüſſige, eine ſtörende Epiſode „in der ſeligen Ruhe des Nichts", es trage ganz den Charakter einer „großen Myſtification, um nicht zu ſagen einer Prellerei." Freilich, der nächſte beſte Hofhiſtoriograph, vorausgeſetzt, daß er mit Penſionen gehörig vollgeſtopft und mit „Pour le mérite=" und anderem Bänder= und Klingelwerk ſattſam behängt ſei, wird entſchieden anderer Meinung ſein, wird mit „wenig Witz", aber „viel Behagen" dieſe unſere Welt, wie ſie nun einmal iſt, für ſo vortrefflich erklären, daß man ſie erfinden müßte, wenn ſie nicht ſchon da wäre. Wer hat nun eigentlich recht? Der moroſe, hagere, grimmblickende Peſſimismus, welcher, vermuth' ich, einen ſehr fadenſcheinigen Rock an hat, oder aber der wohlbeſtallte, wohlgenährte, ewiglächelnde, Prinzen und Prinzeſſinnen die Weltgeſchichte ſo ſanft, ſüß und glatt, als wäre ſie Himbeerengelée, einſtreichende wirkliche Geheimrath und ordentliche Hof= und Staatsprofeſſor? Und wäre nicht vielleicht eine dritte Meinung möglich? Doch. Einer, der die menſchliche Komödie nach ihrem wirklichen Werthe ſchätzt, kann und wird mit dem Dichter ſagen: „Das Leben iſt Sorg' und viel Arbeit." Darum, geliebte Mitſpieler, faßt an und rührt die Hände wacker! Das bloße Zuſehen iſt in die Länge gar nicht auszuhalten, wenigſtens für Jeglichen, welcher Menſch zu heißen verdient. Nämlich in höherem Sinne als in dem jenes Humoriſten, welcher den Menſchen als eine oben und unten mit einer Oeffnung verſehene Röhre definirte. Allerdings gibt es ſolcher Röhren=Menſchen oder Menſchenröhren eine

hinlängliche Zahl, eine sehr hinlängliche. Auch Göthe hat davon zu singen und zu sagen gewußt: —

Was ist der Mensch?
Ein hohler Darm,
Mit Furcht und Hoffnung angefüllt —
Daß Gott erbarm'!

Logik ist bekanntlich ein Ding, welches über die Schulbänke nicht hinausreicht, und also ziehe ich aus dem Gesagten keck den Schluß: das Dasein ist keine monotone schiefgeneigte Fläche, auf welcher die Geschlechter der Menschen unterschiedslos zu Grabe rutschen, sondern es zeigt vielmehr diese Fläche prächtige Berge und anmuthige Hügel auf, wie nicht minder groteske Höcker, häßliche Kröpfe und garstige Warzen. Denn neben einem Achill steht ein Therſit, neben einem Cromwell ein Wilmot, neben einem Pitt ein Bute, neben einem Washington ein Marat, neben einem Göthe ein Kotzebue, neben einem Schiller ein Schinderhannes, neben einem Blücher und Stein ein Tzschoppe und Wittgenstein. Es ist auch ganz in der Ordnung, daß bei der Menge, bei der vornehmen wie bei der geringen, die Höcker und Warzen mehr Staunen und Theilnahme erregen als die himmelan ragenden Berge: jene sind ihr wahlverwandter als diese. Und nicht nur das. Die ungeheure Mehrzahl der Menschen, das eigentliche Volk, hat keine Zeit, um die Ferne sich zu kümmern. Sein Schauen und Denken geht im Nächstliegenden auf. Daher hat jedes Dorf so zu sagen seinen großen Fritz oder Napoleon, seinen Demosthenes oder Jean Paul. Gewöhnlich sehr wunderliche Helden oder Heilige freilich, aber doch immer eigenthümliche Spielarten der Gattung Mensch, — Höcker oder Warzen, welche über das Niveau des Dorflebens sich erheben.

So hatte unser Wildisbuch, zu welchem wir endlich zurückkehren, seinen „Judenschießer“.... Eigentlich hieß der Mann

Johannes Peter und war Besitzer des Hauses, welches wir früher vor den Augen des geneigten Lesers wieder aufzubauen versucht haben. Seinen nom de guerre Judenschießer hatte er sich schon als junger Mensch erworben. Nach eigener Angabe so: seine Mutter hatte drei Stiere an zwei Juden verkauft. Die Juden wollten das Vieh wegtreiben, ohne den vollständigen Kaufpreis zu bezahlen. Der junge Peter, welcher, da es Herbstzeit war, an diesem Tage gerade die Traubenwacht hatte und demnach, wie bräuchlich, mit Schießgewehr und Säbel bewaffnet war, kam zu dem Handel und widersetzte sich dem Wegholen der Stiere. Im Verlauf des homerischen Zankes, welcher darob zwischen dem Wächter der Weingärten und den Kindern Israel entstand, gab eines der letzteren dem ersteren einen Stockstreich auf die Hand, worauf der Geschlagene seinen Säbel zog und dem streitbaren Nachkommen der Patriarchen einen Hieb über die Finger versetzte *). Der Verwundete erhob Klage beim Landvogt zu Kyburg. Die Herren Landvögte und Oberamtmänner, welche damals (1770) und noch lange nachher das Züribiet regierten, machten in solchen Fällen in der Regel kurzen Prozeß. Chnabe Peter — die ledigen Burschen heißen in der Schweiz Chnaben, Knaben — wurde „an der Stud'" mit Ruthen gestrichen, um Geld gebüßt und für einige Tage „an den Schatten" gethan. Die Wildisbucher Tradition, wie ich sie am Orte selber vernahm, gibt freilich eine andere Lesart, nicht in Betreff der Bestrafung, aber in Betreff des Vergehens, und es scheint die Tradition hier einmal mehr Wahrheit als Mythenbildnerei zu enthalten. Ihr zufolge lauerte Chnabe Peter besagten Juden in einem Hohlwege der Kohlfirst auf und zwang sie, indem er sein Gewehr auf sie

*) Wildisb. Acten, II, 3.

anſchlug, dem für die Stiere ausbedungenen Kaufpreis noch ein Stück Geld beizufügen. Von da ab hieß er für ſein ganzes Leben — der Judenſchießer, obgleich er nicht wirklich geſchoſſen hatte. Die Volksepik ließ den Willen für die That gelten, wie ja das auch in der Kunſtepik und Kriegsgeſchichte oft geſchieht. Napoleon wußte gar wohl, warum er die ganze Weltgeſchichte eine „fable convenue“ nannte, er, welcher es ſich auf St. Helena ſo angelegen ſein ließ, wenigſtens ſeinen Antheil an derſelben zu einer Fabel umzulügen.

Wohl, Chnabe Peter wurde ein Mann, übernahm ſein väterlich „Bureg'werb“, führte i. J. 1779 von Rudolfingen herauf die Magdalena Müller als ſein Eheweib heim, baute emſig ſeine Aecker, ſeine Wieſen und ſeinen Weinberg, lud und entlud fleißig ſeine „Friedenskanone“ — wie das entſetzlich duftende Güllenfaß, der Stolz, die Wonne, die erſte Liebe eines in der Wolle gefärbten Zürichbauers, dichteriſch genannt wird — mäſtete Stiere und Schweine, zeugte daneben mit Zeit und Weile ſeine Kinder, einen Sohn und fünf Töchter, und wurde i. J. 1806 Wittwer. Er hatte Etwas vor ſich gebracht in der Welt, denn er hielt nicht nur feſt, was er ererbt, ſondern mehrte es in aller Weiſe, maßen ſeine Rechtsbegriffe mitunter ſehr unklar und ſchwankend waren. Hieß und war ein „hablicher“ Mann, ein ſparſamer Haushalter, ſchund — wie mir mein Freund ſagte, der Herr Gemeindspräſident im Zwillichwamms — „ſchund die Laus um den Balg“, rackerte ſich ab früh und ſpat, und da ſeine Kinder, mit Ausnahme des Sohnes, den Geiſt der Arbeitſamkeit von ihm geerbt, ſo befand ſich die Familie Peter um das Jahr 1817 in Umſtänden, welche zu den beſten der ganzen Gegend gehörten. Ein markirter Bauernkopf, Peter der Judenſchießer. Mochte in ſeiner Jugend ein recht ſtattlicher Chnab geweſen ſein, denn noch in ſeinen alten Tagen wies

ſein Geſicht eine ſchöngeformte Stirne und eine wohlgebildete Schnabelnaſe. Viel bäuriſche Schlauheit in den Falten um die Augen her lauernd, ein vorſtehendes, gedrungenes, energiſches Kinn, die ganze Phyſionomie ein merkwürdiges Gewirre von zur Schau getragener Einfalt und liſtiger Zurückhaltung, von Indolenz und hagebuchener Zähigkeit.

Hielt alſo, wie geſagt, ſeinen „G'werb" gut im Stande, der Vater Peter, und ſtellten er und ſeine Töchter vor der Zeit, wo durch eine derſelben ein furchtbares Verhängniß über das Haus kam, eine ſo „huslige" und „hebige" *) Bauernfamilie dar, als nur je eine in dickſohligen und ſchwerbenagelten Schuhen ſtand. Alles in Ordnung ſoweit. Hatte aber die Sache doch einen Haken. Stand nämlich die Familie Peter in der kleinen Dorfgemeinde ganz iſolirt und abgeſchloſſen da. Mochte in Wildisbuch Niemand gern mit den Peter'ſchen zu thun haben, was ſie ihrerſeits damit vergalten, daß ſie ſich, ſelbſt von den nächſten Nachbarn, ſchroff abſchloſſen und auswärts Beziehungen und Verbindungen ſuchten. Dieſe Vereinſamung der Familie inmitten ihres Heimatdorfes, welche dieſelbe unter ſich feſt verkittete, namentlich Vater und Töchter, hatten ausreichende Urſachen. War nämlich der Judenſchießer ein gefürchteter und gehaßter Mann. Johann Kaſpar Simmler, der Pfarrherr von Trüllikon, wohin, wie erwähnt worden, Wildisbuch verpfarrt war und iſt, hat amtlich von ihm bezeugt: „So lange man ſich des Johannes Peter zu erinnern weiß, iſt er als ein verſchlagener, betrügeriſcher und gewaltthätiger Mann bekannt, als ein ſtreitſüchtiger Erzſtröler (Prozeßkrämer), als ein hartherziger Geizkragen, deſſen Thüre den Hülfsbedürftigen und Armen ſtreng verſchloſſen blieb, ferner

*) Huslig, d. i. häuslich, ſparſam. Hebig von haben, mundartlich für halten, alſo zuſammenhaltend, will ſagen knickerig, geizig.

als ein mitſammt allen den Seinigen dem Lügen unglaublich ergebener Menſch, endlich als ein dem finſterſten Aberglauben ſo Zugethaner, daß er einen „Lachsner" (Wunderdoctor, Hexenmeiſter) anging, die verhaßte Ehefrau ſeines Sohnes mittelſt „Vernagelung" aus der Welt zu ſchaffen" *).

Pfarrherr Simmler war ein ſtrammer Rationaliſt, wie damals die meiſten ſeiner Amtsbrüder im Lande geweſen ſind. Zwar die Homuncula, genannt „ſpeculative Theologie", war zur Zeit ſchon aus der Schleiermacher'ſchen Retorte hervorgegangen, lag aber noch in den Windeln und ſog ſich am Lutſchbeutel der Dialektik erſt allgemach zu einer alles Widerhaarigſte verſöhnenden Vermittlerin empor. Alſo der Paſtor von Trüllikon war kein ſpeculativer Allerweltsvermittler und haßte demnach mit recht redlich-einſeitigem Haß alle abergläubiſchen Ränke und Schwänke, allen Krüdener-Ganz'ſchen Qualm, alle conventikelnde Schielerei und Muckerei. Hielt viel auf den geſunden Menſchenverſtand, der gute Pfarrer. Hatte auch ſchweren Aerger an ſeinen Peter'ſchen Pfarrkindern erlebt und war, als die Wildisbucher Gräuelblaſe zum Platzen gekommen, ſo gereizt, daß er in ſeinen bezüglichen Berichten mitunter über das Ziel ſtrenger Thatſächlichkeit hinausſchoß. Wie das ſo geht beim Platzen derartiger Blaſen, der Mißduft war ſo entſetzlich, daß in dieſer Atmoſphäre zunächſt keine ruhige Prüfung möglich war und auch das Gräßlichſte als ſelbſtverſtändlich zur Sache gehörend geglaubt wurde. So nahm denn auch unſer Pfarrherr keinen Anſtand, in ſeine Berichte Solches aufzu-

*) W. A. I, 28, 34, 41, 64. Hinſichtlich der „Vernagelung" und anderer zauberiſcher Practiken, welche im Volksglauben wie vor Alters ſo noch heute eine größere Rolle ſpielen als die Herren Philoſophen ſich einbilden, verweiſe ich auf meine Deutſche Kultur- und Sittengeſchichte, 2. Aufl. S. 327 fg.

nehmen, was früher über den Judenschießer geraunt und gemunkelt worden, jetzt aber laut ausgesprochen wurde. Nämlich, der Judenschießer sei nicht nur ein schamloser Ehebrecher, nicht nur ein grausamer Mißhandler seiner Ehefrau, sondern auch der Vergifter derselben gewesen. Ebenfalls habe er einen Schwager vergiftet, um denselben zu beerben, und endlich habe er mit seinen Töchtern blutschänderischen Umgang gepflogen. Lauter Bezüchtigungen, welche als unerwiesen in das Gebiet der Wildisbuch-Trüllikon-Rudolfingen'schen Volkspoesie und Mythenbildnerei zu verweisen sind.

Kein Mythus dagegen, sondern wüste Wirklichkeit war das Gebaren von Kaspar Peter, dem einzigen Sohn des Judenschießers. Als einen schändlichen, lügenhaften, diebischen, unzüchtigen Menschen bezeichnete ihn Ehren Simmler. Der junge Bauer hatte i. J. 1812 die Anna Möckli aus Schlatt geheiratet und sein Eheleben war ein Idyll, wenn man will, aber ein ländlich-schändliches. Wir sehen da in einen Abgrund hinein, von welchem unsere geschniegelten Dorfnovelliſten keine Ahnung haben. Da drunten stoßen und balgen sich Geiz, Neid, Wollust, kurz alle die gemeinsten Instinkte und Leidenschaften, — garstig, über alle Maßen garstig! Die Frau bezüchtigt den Mann, daß er seine ehelichen Rechte zu „viehischem" Mißbrauch ihrer Person gesteigert und sie dadurch „ganz ruinirt und in Unordnung gebracht habe." Der Mann dawider, seine Frau habe ihn schon als Braut messalinisch in die unsaubersten Mysterien der Unzucht eingeweiht *). Der unheilige, ärgerliche Ehebund wurde nach etlichen Jahren durch gerichtlichen Scheidungsact getrennt und einige Zeit darauf wollte Kaspar Peter zu einer zweiten Ehe schreiten. Aber seine zweite

*) W. A. I, 71 b.

Auserwählte, Eliſabeth Ott von Baſadingen, merkte bei Zeiten, welches Loos ihr bevorſtünde, und brach den Handel ab. Freilich nicht ganz bei Zeiten. Aber ſie wollte doch lieber ein uneheliches Kind gebären und erziehen als ihres Verführers Frau werden. Der Kaſpar war nämlich inzwiſchen ein vollendeter Taugenichts geworden, der ſtatt zu Hauſe ſeiner Arbeit obzuliegen müſſiggängeriſch umherzog und den — Bußprediger ſpielte; aber keineswegs etwa im Gefühle der eigenen Bußbedürftigkeit. Er war wie ſeine ganze Familie in den Knäuel der Sektirerei verſtrickt worden.

Dieſe Verſtrickung hatte i. J. 1817 ſtattgefunden *). Es war ja, wie oben zu ſchildern verſucht worden, die Zeit der „Umkehr" und der „Erweckung". Die Stahl, Hengſtenberg, Wichern und Conſorten von damals waren an allen Ecken und Enden, in hohen und niederen Kreiſen thätig. Der Weinberg des Herrn wurde heftigſt bearbeitet. Die Conventikellockpfeife tönte gar ſüß und erbaulich. Es wurde im Dunkeln gar warmbrüderlich und brünſtigſchweſterlich gemunkelt und gemuckert. Die Munkler und Mucker von damals, die leitenden nämlich, ſahen gerade wie die von heute im Chriſtenthum nur eine große zweckdienliche Völkerverdummungsanſtalt, während die geleiteten daſſelbe in blutigem Ernſt für eine Satanologie und Molochologie — ſtolpere nicht über das Wort, lieber Leſer! — nahmen. In blutigem Ernſt, ja wohl. Wir werden es erfahren. In Wahrheit, es war eben kein Wunder, daß die Theologie des Volkes damals wieder ganz entſchieden eine Satanologie wurde. Hatte nicht die Reſtaurationspolitik den Teufel der Dummheit, welchen die Aufklärungsperiode leidlich gebannt hatte, wieder mit aller Macht heraufbeſchworen?

*) W. A. II, 4.

Er ging zwar nicht brüllend, wohl aber munkelnd und muckernd um, zu ſuchen, wen er verſchlänge. Und er fand Verſchlingbares genug.

Beſagter Teufel war auch in unſerem „Wyland" eingekehrt, in allerfrommſter Geſtalt natürlich, im ſchäfigſten Schafpelz, und hatte daſelbſt einen herrnhuter'ſchen Conventikel aufgethan im Dorfe Oerlingen. Orakelte da ein Schneider Moſer als erſter Lämmleinbruder in der kleinen Brüdergemeinde, welche mit den Frommen der Umgegend in engeren oder loſeren Beziehungen ſtand. Schaffhauſer Erweckte, wie die Herren Profeſſor Weiß, Boßhardt zur Schwedenburg, Peyer im Roſengarten, Zündel im Oberhaus, ferner ein für eine Weile gar heftig erweckter und erwecklicher Arzt Graf in Rafz bildeten Ringe dieſer frommen Kette, in welche ſich ſelbſtverſtändlich auch der würdige Qualm-Ganz ab und zu einfügte .... Armer Graf Nikolaus Ludwig von Zinzendorf, es iſt in Liebe anzunehmen, daß du die Conſequenzen deines Thuns nicht ermaßeſt, nicht ermeſſen konnteſt, als du dein Herrnhut gründeteſt. Es war dir ernſt mit deiner Frömmigkeit, wenn auch der Lämmleinſchweiß- und Lammblutgeruch derſelben übel duftete. Sie hatte auch ihre Berechtigung gegenüber der Frivolität deiner Zeit, keine Frage. Du warſt doch ein Wahrheitsſucher! Was konnteſt du dafür, daß du ſie nicht gefunden? Oder wäre es wahr, was die Zweifler und Spötter raunen, daß deine bodenloſe Lämmelei nur eine abſonderliche Erſcheinungsform bodenloſer Eitelkeit geweſen? Soviel ſteht feſt, daß du ob dem Chriſten den Grafen nie vergeſſen haſt, auch nicht eine Stunde lang, ſelbſt damals nicht, als du, im Winter von 1734 zu Tübingen unter die Candidaten der Theologie gegangen, deine Jungfernpredigt zu halten die Kanzel beſchritteſt. Es iſt, denk' ich, ein wahres Cabinetsſtück der contraſtvollen Sittengeſchichte des 18. Jahrhunderts, wie du,

gefolgt von einem Heiduken, welcher dir die Agende nachtrug, im schwarzen Sammetkleid mit Mantel und Ueberschlag, Stern und Ordensband ja nicht zu vergessen, auf die Kanzel gestiegen bist. Deine erwählte Braut hattest du, um ein Exempel der herrnhuter'schen „Gattenwahl" oder vielmehr Nichtwahl zu statuiren, einem gleich aufgespannten Mitbruder in Christo abgetreten; aber Stern, Ordensband und Heiduken wolltest du doch nicht dahinten lassen. Scharfe Zungen behaupten deßhalb, du hättest dich allen den süßlich-anschmiegerlichen Reimen zum Trotz, womit du den Heiland behelligtest, dem Zimmermannssohn von Nazareth gegenüber doch allzeit in deines Herzens Grunde als des Heiligen Römischen Reiches Grafen gefühlt.

Der lämmelnde Schneider von Oerlingen bekehrte auch seinen Mitdörfler und Namensvetter, den Schuster Johannes Moser, zum Herrn, was eben in solchen Kreisen so zum Herrn bekehren heißt.... Der „Herr"! Es liegen Anzeichen, nein, thatsächliche, brutal thatsächliche Beweise vor, daß der gemeinte Herr kein Anderer war als jener alte böse Bekannte der von Religionsgeschichte Wissenden, jener syrisch-phönikische Baal-Moloch, dem die syrisch-phönikisch-karthagischen Mütter ihre Kinder auf die glühenden Erzarme legen mußten, während die Pfaffen mit Cymbeln und Pauken und Posaunen einen großen Jubellärm aufschlugen über dieses fromme Thun. Ein leiblicher Vetter dieses „Herrn" war jener hebräische El Schaddai, der sich später zum Jahve oder Jehova hinaufhumanisirte, jener El Schaddai, welcher gewesen ist wie „fressend Feuer", dem der fromme Jephta seine einzige Tochter zum Opfer schlachtete, dem Samuel zu Gilgal den Agag opferte, dem, wie das entsetzliche Buch Josua triumphirend erzählt, in den eroberten Städten der Kanaaniter „Alles, was Odem hatte", zum Cherem geweiht, d. h. zum Blutopfer gebracht wurde.

Du wendeſt dich ſchaudernd ab, human gebildeter Sohn des 19. Jahrhunderts. Aber die Baalspfaffen, deren Geſchlecht unausgerottet und, wie es ſcheint, unausrottbar iſt, lachen deines Schauders; denn ſie wiſſen, mit dem Blutopferdogma ſteht und fällt ihr ganzes Baalthum. Haben ſie nicht den großen Propheten der Humanität, den ſchlichten Zimmermannsſohn von Nazareth, welcher aufgeſtanden war, „zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die wunden Herzen, zu predigen den Eingekerkerten, daß ſie los ſein, und den Blinden, daß ſie ſehen, und den Unterdrückten, daß ſie frei und ledig ſein ſollen" — haben ſie ihn nicht zum Sohn jenes blutgierigen El Schaddai gemacht? Haben ſie nicht dieſe achtzehnhundert Jahre her den Satz, daß „Gott ſich Gott zum Opfer bringen mußte, um Gott zu verſöhnen", zu einem „heiligſten Myſterium" geſtempelt, an welches zu rühren die menſchliche Vernunft nicht wagen dürfe? „Credo, quia absurdum est." Ströme von Blut und Thränen ſind um des freſſenden Feuers dieſes Dogma's willen gefloſſen, ohne daſſelbe zu löſchen. Noch in unſern Tagen haben wir es erlebt, daß ein Pietiſt, dem Abraham und Jephta nacheifernd, ſeine fünf Kinder dem El Schaddai zum Opfer ſchlachtete *). Wahnwitz, ſagt ihr? Ja wohl! Aber ſagt uns, ihr Prediger der Umkehr, ihr Baalspfaffen und Phariſäer unſerer Zeit, ſagt uns, wo iſt die Gränzlinie zwiſchen eurem Bibelbuchſtabengötzendienſt und dem Wahnwitz? Ihr könnt es nicht, denn dieſe Gränzlinie exiſtirt nicht! Oder doch? Ja, für euch ſelbſt exiſtirt ſie. Denn ihr hütet euch klüglich, ihr, aus Opferern zu Opfern zu werden. Ihr ſeid nicht wie jener heroiſche Franz Junius, welcher i. J. 1566 zu Breda den in ſeiner Stube Verſammelten das Evangelium predigte, während drunten auf

*) Georg Hiller zu Oberjettingen in Schwaben, im März 1844.

dem Marktplatz eine Anzahl von Ketzern verbrannt wurde. Die Flammen der Scheiterhaufen lohten in das Gemach herein, aber er predigte weiter, auf die Gefahr hin, im nächsten Augenblick selber ergriffen und verbrannt zu werden. Ihr wißt euch zu wahren, nicht allein vor den Flammen des Scheiterhaufens, sondern vor jedem ungnädigen Blick allerhöchster Patrone. Ihr seid lange nicht so dumm wie ihr ausseht. Ihr wißt recht gut, was die guten Sächelchen des Diesseits, sowie, was die von euch dem „armen einfältigen Volk" auf die Firma Jenseits und Comp. ausgestellten Wechsel zu bedeuten haben. O, wir kennen euch, Brut Ahriman's, wir kennen euch! Nicht eine Sylbe eurer Titel, nicht ein Tausendstel eurer Pfründen, nicht ein Endchen eurer Ordensbänder würdet ihr eurem „Herrn" zum Opfer bringen ....

Wenn du mit fester Hand die süßlichen Liebesphrasen entfernst, in welche das herrnhut'sche Gesangbuch seinen Gott eingekleistert hat, so wird dir der blutdürstige Rachen des alten Moloch-Schaddai entgegendräuen. Nun wohl, für diesen süßlich verkleisterten Molochismus wurde der Schuster Johannes Moser gewonnen, welcher Magdalena Peter, die viertälteste Tochter des Judenschießers, zur Frau hatte und bei welchem sein unverheirateter jüngerer Bruder, Konrad Moser, im Hause lebte. Ein nicht übel aussehender Mann, der Johannes Moser. Aber sein runder Kopf mit dem breiten Kinn, der steil vorspringenden Nase und der zurückfliegenden Stirne trug ganz entschieden den Stempel jener Bornirtheit, die mit eiserner Zähigkeit einmal Erfaßtes festhält, und wäre es auch Absurdestes und Unheilvollstes. Wann und wie Moser zuerst in das Labyrinth der Sektirerei, in dessen Hintergrunde Minotaurus Moloch lauerte, eingeführt worden sei, machen die Acten nicht klar. Der herrnhut'sche Schneider von Oerlingen scheint aber nicht sein erster Bekehrer gewesen zu sein, sondern

wahrſcheinlich war dies unſer qualmender Ganz. Auch Moſers Frau hat an der Seele ihres Mannes herumgequackſalbert, denn ſie war als ſchon Erweckte in ſein Haus gekommen. Nachdem ihr und Anderen die Erweckung ihres Gatten gelungen, äußerte ſich dieſe Erweckung zunächſt dadurch, daß das erweckte Ehepaar die Mutter Moſers aus dem Hauſe trieb. Die arme alte Frau konnte es nämlich nicht zum „Durchbruch" bringen und war des unheiligen Dafürhaltens, ihr Sohn thäte beſſer, auf der Schuſterbank zu handiren oder ſeines kleinen Bauerng'werbs fleißig zu warten als in träumeriſchem Müſſiggang den Herrn zu ſuchen und in Conventikeln herumzulungern. Darum mußte ſie aus dem Hauſe und in ihren alten Tagen unter fremden Leuten eine kümmerliche Exiſtenz hinfriſten. Ihr jüngerer Sohn Konrad konnte den ihm von Rechtswegen gehörenden Platz in ſeines Bruders Hauſe nur dadurch behaupten, daß er dem Bruder und der Schwägerin ein demüthiger Knecht war. In Wahrheit, der gutmüthige, aber mehr als ziemlich einfältige junge Menſch wurde wie ein Sklave behandelt. Auch in Glaubensſachen. Phlegmatiſch von Natur, war der Jüngling, wie ſein Bruder und ſeine Schwägerin behaupteten, „verſtockt" gegen das Heil, d. h. ihm kamen die Phantasmen der Beiden unbegreiflich und überflüſſig vor. Der Konrad war ein praktiſcher Menſch, „werchte" gern und aß nach gethaner Arbeit mit vortrefflichem Appetit. Deßhalb machten Bruder und Schwägerin den Magen des jungen Menſchen zum Hauptmotiv ſeiner Erweckung. Ja, er wurde durch kärgliche und immer kärglichere Zumeſſung ſeiner Nahrung in die Schwärmerei förmlich hineingehungert. Da fing denn auch zuletzt der arme Junge an „Erſcheinungen" zu haben, und einmal ſoweit, that er „zur größeren Ehre Gottes" Alles, was man von ihm haben wollte *).

*) W. A. I, 108.

Die älteste Tochter des Judenschießers, Barbara, war 1780 geboren und 1803 an den Schmied Heinrich Baumann in Trüllikon verheiratet worden. Die Eheleute hatten friedlich mitsammen gelebt, bis die Frau von dem schwärmerischen Dunst, welcher ihr väterliches Haus drüben in Wildisbuch erfüllte, benebelt wurde. Es gelang ihr aber nicht, den Gatten ebenfalls zu bedunsten. War ein Mann der Wirklichkeit, unser Schmied Baumann. Hielt standhaft an dem Glauben, daß $2 \times 2 = 4$ sei, und ist das eine wundervolle Schutzformel gegen allen Dunst und Qualm, wißt ihr? Mochte Schmied Baumann auch an das Sprüchlein denken: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Denn die Erweckung seines Eheweibes zeitigte gar wunderliche Früchte, unter anderen einen Nachschlüssel, womit unsere erweckte Barbara das Geldkästchen ihres Mannes öffnete, um ihn zu bestehlen, zu frommen Zwecken vermuthlich. Bestahl ihn also und brachte Andere in den Verdacht des Diebstahls *). Der alte Abraham a Santa Clara würde sagen, das Gebaren seiner Ehefrau habe auf den guten Schmied mehr erschrecklich als erwecklich gewirkt, und so that es wirklich. Schmied Baumann schmiedete wacker drauf los, wollte nicht „mit in dem Ding sein" und es wäre ihm wohl zu verzeihen, falls manchmal einer seiner Streiche, wenn nicht seines Hammers so doch seiner Hand, auf den Rücken seiner Frau gefallen sein sollte, die „in allen Stücken untreu an ihm handelte."

Des Judenschießers zweitälteste Tochter, die ledige Susanna, hatte den Leumund einer stillen, gutmüthigen und arbeitsamen Person. Sie scheint aus reiner Rührseligkeit in die blutige Familientragödie hineingerissen worden zu sein. Wie diese ganze Tragödie, wird auch die Betheiligung des von Natur herzensguten

*) W. A. I, 34, 97.

„Züsi“ *) daran nur erklärlich durch den beispiellosen, gleich einem Zauberbann wirkenden Einfluß, welchen, wie wir sehen werden, das jüngste Kind des Hauses auf die ganze Familie übte. Unter diesem Bann stand auch die drittälteste Tochter, Elisabeth, die Märtyrin für den Glauben an ihre Schwester. Der Pfarrherr von Trüllikon bezeugte, daß sie „schwach von Verstandeskräften“ gewesen, jedoch einen „stillen, unklagbaren“ Wandel geführt habe. Aber durch die Sectirerei sei sie wie „umgewandelt“ worden. Nicht nur gab sie sich jetzt als eine „arge Schwätzerin und Verleumderin“, sondern auch schlug das in ihr brennende „christliche Liebesfeuer“ häufig in das aus, was die Kinder der Welt ordinärer Weise Geilheit nennen. Der gute Pastor wußte davon zu erzählen: „Eine Unterredung — schrieb er am 26. März 1823 — die ich mit der Elisabeth vor etwa vier Jahren auf meinem Museo hatte, zeigte mir, auf welch einen Grad der gröbsten Sinnlichkeit ihre Liebe zum Heiland gestiegen war, so daß ich mich alles Ernstes wehren und zurückziehen mußte“ **).

Das Gesinde des Peter'schen Hauses bestand aus dem Knecht Heinrich Ernst und der Magd Margaretha Jäggli. Jener, ein armer Junge, war ziemlich hinterwäldlerisch aufgewachsen und als Knabe rauh genug unter fremden Leuten herumgestoßen worden. Im Jahre 1814 trat er beim Judenschießer in Dienst und wurde so gut behandelt, daß er sich zum ersten Mal in seinem Leben glücklich und heimelig fühlte. Der alte Peter vertraute ihm mehr als dem eigenen Sohn, die Töchter des Hauses bezeigten ihm Wohlwollen und so war es denn kein Wunder, daß der gutartige junge Mensch mit ganzem Herzen an die Familie sich anschloß und auch

*) Mundartlich für Susanna.

**) W. A. I, 34.

der dieselbe beherrschenden religiösen Strömung widerstandlos folgte. So that auch die Magd Margaretha Jäggli, welche aus einer Sünderin der gemeinsten Art eine Büßerin zweifelhafter Gattung geworden war. Ihr heimatlicher Seelsorger bezeichnete sie als eine „dumme", aber doch in manchen Dingen „listige und verschlagene" und „im höchsten Grade wollüstige" Person. Nachdem sie ein uneheliches Kind geboren, hatte ihre Lüderlichkeit sie in den Spital geführt. Später war sie aus der Gemeinde Schöfflistorf polizeilich weggewiesen worden, weil sie nicht nur mit ihrem dortigen Dienstherrn in einem ärgerlichen Verhältniß stand, sondern auch kaum den Knabenschuhen entwachsene junge Leute „zur Unzucht zu verleiten suchte" *). In kümmerlichste Umstände und zugleich mit „Stündlern" in Verbindung gerathen, war sie von epileptischen Zufällen befallen worden, welche sie für Anfechtungen des Teufels nahm. Sie hielt sich für besessen und das Peter'sche Haus für den rechten Ort, den Streit mit dem Satan siegreich durchzufechten.

Neben dieser Person, deren Züge den Charakter einer thierischen Stupidität trugen, that im Peter'schen Hause die i. J. 1817 neunzehnjährige Ursula Kündig aus Langwiesen Magddienste, ohne eine wirkliche Magd zu sein. Vielmehr lebte sie als die Lieblingsjüngerin der Heiligen von Wildisbuch unter dem väterlichen Dache derselben. Dieses Mädchen, welches aus reinstem, wenn auch furchtbar irregeleitetem Enthusiasmus eine zweifache Mörderin werden sollte, war das sanfteste, gutartigste Geschöpf von der Welt. Das bezeugte der Pfarrer von Feuerthalen, zu welchem Kirchspiel Langwiesen gehört, und er fügte hinzu, Ursula's Wandel sei so gewesen, daß „selbst schmähsüchtige Leute nie Etwas an ihr aus-

*) W. A. I, 55, 62.

zuſetzen gehabt hätten" *). Ein ſanfteres, gutherzigeres Geſicht als das der armen Urſula läßt ſich kaum denken. Ihre Phyſiono-mie hatte etwas Intelligentes, Nobles, einen Anhauch ſchwermü-thiger Jungfräulichkeit. In Wahrheit, es lag eine melancholiſche Stimmung in ihr, frühzeitig genährt durch den Tod ihrer Mutter und durch das Mißverhältniß, in welches ſie durch Einwirkung einer Stiefmutter zu ihrem Vater gerathen war. Dazu kam ein fehlgeſchlagener Heiratsverſuch mit einem jungen Manne, deſſen Bewerbung, wie Urſula entdeckt zu haben glaubte, mehr ihrer Mitgift als ihrer Perſon galt. Sie drang auf Aufhebung der Ver-lobung, was nur auf dem Prozeßweg bewerkſtelligt werden konnte, weil der Freier eine Geldentſchädigung beanſpruchte. Die Leiſtung dieſer Entſchädiguug verſtimmte den Vater noch mehr gegen die Tochter, welche in grübelnden Trübſinn verfiel. Eine myſtiſche Scharteke kam ihr zu Handen und ſie las ſich mit Eifer in die darin enthaltene Erzählung von einem Jüngling hinein, welcher im Ge-fühl ſeines „Sündenelends" Gott um einen Freund bat, der ihm die Wege des Heils wieſe, und dem dann Gott wirklich einen ſol-chen Heilswegweiſer zuſchickte. Auch Urſula empfand das Be-dürfniß, eine gleichgeſtimmte Freundin zu beſitzen, „um mit der-ſelben gemeinſchaftlich die Pilgerreiſe nach der ſeligen Ewigkeit machen zu können" **). Sie empfand dieſes Bedürfniß um ſo mehr, als der Anblick des vielfältigen Elends, welches das Hunger-jahr 1817 über ihre Heimatgegend brachte, ihre erbarmungsvolle Seele noch mehr ängſtigte und ſie die Welt im trübſten Lichte er-blicken machte. Hat doch, wie Jedermann weiß, jene Theurungs-zeit der pietiſtiſchen Bewegung überhaupt großen Vorſchub geleiſtet.

*) W. A. I, 48.

**) Verhör der Urſula Kündig am 29. März 1823. W. A. II, 2.

Urſula anvertraute ihr Bangen und Sehnen ihrer älteren Schweſter Magdalena und ein unglücklicher Zufall wollte, daß ihr durch dieſe die erſehnte Seelenfreundin zugeführt werden ſollte. Magdalena traf nämlich auf einem Gange nach Schaffhauſen auf der dortigen Rheinbrücke mit der ihr perſönlich völlig unbekannten Heiligen von Wildisbuch zuſammen. Die Beiden ſprachen mitſammen über die Noth der Zeit und die Aeußerungen der Heiligen klangen den Ohren der Magdalena ſo ungewöhnlich und tröſtlich, daß ſie die Tröſterin um ihren Namen fragte und darauf derſelben den Gemüthszuſtand ihrer Schweſter Urſula mittheilte. Die Heilige ging mit Theilnahme auf dieſe Mittheilung ein, gab fromme Winke und ſchloß damit, die Urſula zu ſich nach Wildisbuch einzuladen. Die Eingeladene folgte am nächſten Sonntag voll Freude dem Rufe, den ſie für eine himmliſche Stimme anſah, ward von der Heiligen freundlich empfangen und noch an demſelben Tage in den Herrnhuterconventikel zu Oerlingen eingeführt. Dadurch ward Urſula's Schickſal entſchieden. Die Heilige und ſie wurden „treueſte Freundinnen für Zeit und Ewigkeit.“ Urſula's Beſuche in Wildisbuch wiederholten ſich, zum großen Verdruſſe ihres Vaters, der von dem „frommen Zeug“ Nichts wiſſen wollte. Allein Urſula war ſchon unwiederbringlich gebunden. Die Seele des unglücklichen Mädchens war wie Wachs in den Händen der Heiligen. Ihre Beſuche in Wildisbuch verlängerten ſich mehr und mehr. Nachdem ſie die Herbſtzeit von 1820 dort verbracht hatte, zog ſie im folgenden Jahre ganz hinüber und verrichtete, ohne Lohn zu begehren, willig und freudig die Dienſte einer Magd, voll des Glückes, ihrer Herzensfreundin nahe ſein zu dürfen, in welcher ſie in kindlicher Begeiſterung nicht nur eine Erwählte ſah, durch die „der Herr Großes im Stillen wirkte“, ſondern von der ſie auch mit felſenfeſter Ueberzeugung glaubte, daß „Chriſtus ſich in ihr im Fleiſche

geoffenbart habe, um durch sie viele tausend Seelen zu erretten" *).

So wären wir denn jetzt bei der Heldin unseres Passionsspiels selbst angelangt. Pfarrherr Simmler hat sie in einem Bericht vom 13. August 1821 die „Primadonna der sogenannten Erweckten" genannt **). Profaner Rationalist! Aber man muß dem Manne seine etwas polternden Auslassungen schon zu gute halten. Die Sectirer seines Kirchspiels hinderten ihn auch gar zu oft, die „Hammen" (Schinken), welche seine Bauern ihm verehrten, in Ruhe zu essen, sein Glas Trüllikoner „Beerewy" (Ausbruch) in Frieden zu trinken und die Pfeife der Betrachtung ungestört zu rauchen. Schlimm das! Der Pastor hatte mit Citationen, Audienzen und Berichten wegen der „sogenannten Erweckten" nicht nur alle Hände voll zu thun, sondern auch hatte der Gute, wie wir gesehen, noch außerdem mitunter ganz bedenkliche Abenteuer zu bestehen, auf seinem „Museo". Wir unsererseits dagegen stehen unserem Gegenstande nur als ein gewissenhafter, völlig unbefangener Erzähler gegenüber. Wir beschwören den blutigen Schatten der Heiligen von Wildisbuch nicht, um ihn orthodoxisch anzurunzeln oder rationalistisch niederzukatechisiren. Wir wühlen auch nicht das Grab der Unglückseligen um, damit wir ihren Staub spottlachend in die Lüfte blasen. Im Gegentheil, je mehr wir uns mit ihrem Schicksal beschäftigt haben, ein um so tieferes Mitleid ergriff uns. Dieses Weib war doch trotz Alledem in innerster Seele angefaßt vom Schmerz der Creatur und sie rang mit ihm auf Leben und Tod. In einer Weise freilich, die zum Wahnsinn führen mußte. Aber sie rang doch mit diesem Faustischen Schmerz,

*) Wörtliche Aeußerung Ursula's. W. A. II, 2.

**) W. A. I, 28.

während Millionen und wieder Millionen ſterben ohne daß ihnen derſelbe je zum Bewußtſein kommt, d. h. ohne daß ſie über die thieriſche Befangenheit im Naturdaſein ſich erheben. Und dann noch Eins: die Heilige von Wildisbuch iſt mit einem beiſpielloſen Heroismus für ihre Ueberzeugung geſtorben. Kann das, thut das eine urſprünglich gemeine Natur?

IV.

„Das heilig' Margethli."

Zur Weihnacht 1794 gebar die Ehefrau des Johannes Peter Judenſchießer zu Wildisbuch ihrem Gatten ein Töchterlein, das jüngſte der Kinder des Hauſes. Es iſt nicht actenmäßig feſtgeſtellt, aber dennoch ſehr wahrſcheinlich, daß die Kleine in der Chriſtnacht ſelber zur Welt gekommen. Die Wehemutter mag dem Vater die Neugeborene wohl mit dem naheliegenden Scherze dargereicht haben: „Da habt Ihr ein Chriſtkindli!" Sei es, daß dieſes Wort wirklich geſprochen, ſei es, daß es nur gedacht wurde, immerhin iſt, wie wir ſofort ſehen werden, Grund vorhanden, zu vermuthen, daß ſchon die Zeit und Stunde ſeiner Geburt das Kind in den Augen der Seinigen mit einem gewiſſen Nimbus umgeben habe. Das Volk hat ja eine eigene Philoſophie der Vorbedeutungen, und wie oft und ſcharf dieſe „Rockenphiloſophie" ſchon „geſtriegelt" worden iſt, an Geltung hat ſie dadurch im Ganzen nicht viel verloren.

Die Neugeborene wurde am 28. Dezember 1794 in die Kirche nach Trüllikon hinübergetragen, um dort getauft zu werden. Sie erhielt den Namen Margaretha, landesmundartlich abgekürzt Margeth oder im Zärtlichkeitsdeminutiv Margethli. Das Kind wuchs geſund und ſtill heran im Kreiſe ſeiner Familie, welche, wie früher erwähnt worden, inmitten ihrer Nachbarn ein ganz in ſich

abgeſchloſſenes Daſein führte. Die Mutter war dem „Neſthäckli“ mit beſonderer Zärtlichkeit zugethan. Und nicht die Mutter allein. Als die gute Frau im Sterben lag, konnte ſie ſich damit tröſten, daß ihrem jüngſten, halbwüchſigen Kinde die liebevolle Zuneigung ihrer älteren Töchter gewiß ſei. Das Margethli wurde in Wahrheit als der Schatz des Hauſes gehegt. Selbſt der eiſenköpfige, hartherzige Vater war dem Kinde gegenüber weich und nachgiebig bis zur äußerſten Schwäche. Ja, er hat ſelbſt nach der Zerſtörung ſeiner Familie, ſelbſt im Gefängniſſe noch mit Zähigkeit zu der Ueberzeugung ſich bekannt, „ſeine jüngſte Tochter ſei von Gott zu etwas Außerordentlichem beſtimmt geweſen“ *). Faſſen wir die verſchiedenen Ausſagen über die früheſte Jugend des „Chriſtkindli“ zuſammen, ſo ergibt ſich, daß Margethli ſchon im Alter von ſechs Jahren die Ihrigen faſt unbedingt beherrſchte. Da bedarf es denn fürwahr keiner pſychologiſchen Kunſt, um errathen zu laſſen, wie ſehr eine ſolche beherrſchende Stellung auf die Kleine zurückwirken mußte. Hätte ſie nicht merken ſollen, daß man ſie als eine Auserwählte anſah und liebte? Mußte ſie ſo nicht darauf geleitet werden, ſich ſelber für auserwählt zu halten?

Actenmäßiges, aber auch Legendariſches wird von dem ländlichen Wunderkind berichtet. Dem Gebiete der Thatſachen gehört an, daß ungeachtet des höchſt mangelhaften Zuſtandes, in welchem ſich damals und bis 1830 das Dorfſchulweſen befand, Margethli mit großer Leichtigkeit leſen und ſchreiben lernte, daß ſie von früheſter Kindheit auf eine ſehr religiöſe Stimmung zeigte, daß ſie ſchon als Sechsjährige die Ihrigen zu häuslicher Andacht um ſich verſammelte, ihnen aus der Bibel vorlas, beim Leſen der Paſſionsgeſchichte Chriſti in ſchmerzliches Weinen ausbrechend, und

*) W. A. II, 3, 28.

daß sie schon in diesem Alter ihre älteren Geschwister zur Gottesfurcht ermahnte *). Legendenhaft lautet Folgendes, Margeth habe etwas Göttliches (an sich) gehabt, weil sie zur Weihnacht geboren worden. Sie habe schon als Kind großer Gnade genossen, indem sie lesen gekonnt, nachdem sie bloß zweimal das Abc-Büchlein in die Schule getragen. Als Kind sei sie einmal von Magenkrämpfen befallen worden und da sei ihr ein Engel erschienen und habe ihr eine Stelle bei Benken angezeigt, wo Kräuter stünden, durch welche sie geheilt werden sollte. Diese Mythen brachte Margethli's älteste Schwester Barbara vor und zwar nach der Katastrophe und als Gefangene im Wellenberg in Zürich, jenem finsteren Wasserthurm, welchen die Reformperiode von 1830—35 mit anderen finsteren Dingen weggefegt hat. Die Gefangene fügte hinzu: „Ich bin überzeugt, daß Gott durch die Margeth gewirkt hat, in großer Kraft, in seiner Gnade, bis auf die Stunde ihres Todes" **). Man sieht, es stand in der Familie des Judenschießers felsenfest, daß Margethli ein „auserwähltes Gefäß des Herrn" sei. Hieraus und nur hieraus erklärt sich das fast Unglaubliche und doch Thatsächliche, daß Margeth's Gebote blinden Gehorsam bei den Ihrigen fanden, auch dann noch, als diese Gebote das Ungeheuerste forderten ***).

Es liegt auf der Hand, daß das Mädchen, in welchem die Seinigen und alle seine vertrauteren Anhänger alles Ernstes den abermals fleischgewordenen Heiland sahen, kein gewöhnliches sein konnte. Um Nichts und wieder Nichts reißt sich eine ganze Bauernfamilie nicht von der Scholle der Wirklichkeit los, um in

*) W. A. II, 5.

**) Bericht des Zuchthauspredigers K. Schoch an das Obergericht vom 25. Oktober 1823. W. A. I, 107.

***) W. A. I, 81.

den himmelblauen Dunſtregionen der Schwärmerei zu zerfahren und zu zerflattern. Dazu mußte ein mächtiger Antrieb vorhanden ſein. Allerdings lag er in der Luft, in der Zeit. Der Rieſenpolyp der Reſtaurationsepoche, welchen die Bonald, de Maiſtre und Chateaubriand, die Friedrich Schlegel und Adam Müller, die Haller und Gentz großgepäppelt hatten, ſtreckte einen ſeiner unzähligen Saugfäden auch in das einſame Dörfchen im Schooße der Kohlfirſt hinauf. Aber die Stimmung einer Zeit, ob naturwüchſig oder künſtlich gemacht, bedarf beſtimmter Träger und Werkzeuge, um zu factiſcher Ausprägung zu kommen, und ein ſolches Werkzeug war das Chriſtkindli von Wildisbuch.

Kein gewöhnliches, fürwahr! Hört nur, wie unſer wackerer Rationaliſt von Trüllikon über das Margethli ſich äußerte. Saß da der Mann gewiß recht grimmig und griesgrämig auf ſeinem „Muſeo", als er amtlich aufgefordert war, ſeine Beobachtungen über ſeine weiland Katechismusſchülerin kundzugeben. Hatte ihm die Sache ſchon ſo viel Aerger und Verdruß gemacht. Paffte dicke Unmuthswolken aus ſeinem Wort-Gottes-vom-Lande-Meerſchaum, verſteht ſich. Schrieb aber doch nach Wahrheit, der gewiſſenhafte Herr: „Die Margareth war unſtreitig das geſcheuteſte von allen ihren Geſchwiſtern. Unter der Anzahl von Neocommunicanten, welche ich Anno 1811 ad s. coenam admittirte, war ſie die Geſchickteſte und die, welche mit dem herzlichſten Intereſſe den Religionsunterricht empfing. Wie oft kam ſie zu mir, um zu danken für das, was ſie gehört habe! Wie feurig war ihr Verſprechen, allen den ertheilten Belehrungen ihr Lebenlang getreulich nachzufolgen! Ich hatte die beſte Hoffnung von ihr, obgleich mir ein und anderes Ueberſpannte nicht entgehen konnte. Beſagte Margareth gewann bald eine völlige Superiorität in ihrem Hauſe. Alles mußte ſich nach ihr richten. Was ſie ſagte oder aus der

Ferne schrieb, mußte als Gottes Wille respectirt werden.“ Der redliche Pfarrherr fügte diesem die Versicherung bei, er habe es nicht an eindringlichen Ermahnungen fehlen lassen, die Margeth und die Ihrigen von dem betretenen Pfade der Schwarmgeisterei zurückzubringen; aber — (puff! paff!) — die bethörten Leute hätten sich nicht daran gekehrt, hätten die Trüllikoner Kirche gemieden und — (puff! paff! in heftiger Steigerung) — der Lohn seiner Bemühungen sei gewesen, daß er als „Unchrist“ und „Heide“ verlästert wurde *). Tröste dich, alter Herr, in deinem Grabe unter den Rebhügeln von Trüllikon. Wir Anderen haben Aehnliches erfahren wie du oder Schlimmeres und der gesunde Menschenverstand wird in unseren Tagen nicht weniger ein Heide gescholten als er es in den deinigen ward. Tröste dich, alter Herr. Wenn geschrieben steht: „Mit der Dummheit kämpfen Götter selbst vergebens!“ wie sollte da, vollends in Zeiten der „Umkehr“, ein ehrlicher Landpastor erfolgreich mit dem Fanatismus kämpfen? Die „heilige“ Dummheit ist ja die unbesieglichste von allen Dummheiten, eben weil sie ein in den Koth gefallener Stral von Ewigem ist.

Margeth war zur Zeit ihrer Confirmation nahezu sechszehn Jahre alt. Aus dem Kinde war ein „schön Meitli“ (Mädchen, Jungfrau) geworden .... Mein Autor-Gewissen will mir leider nicht erlauben, zu sagen, daß das Landvolk im Züribiet einer großen Wohlgestalt sich zu rühmen habe. Von den Fabrikdistricten wollen wir gar nicht reden, denn da ist „die Handschrift Gottes auf Menschenangesichtern“ sehr schreibfehlerhaft geworden, sehr! Schickt das schönste Kind in den Fabrikbrodem und seht zu, wie es nach etlichen Jahren herauskomme. Aber auch in den bäuerlichen

*) W. A. I, 34.

Gegenden, im Knonauer Amt, im Wehnthal, im Wyland sind die Züge und Figuren des weiblichen Geschlechts durchschnittlich unschön. Das ist unangenehm, aber wahr. Ich sagte durchschnittlich; denn es gibt Ausnahmen. So sah ich in Wildisbuch das dreizehnjährige Töchterlein eines Taglöhners, dessen Schönheit mich wahrhaft verblüffte. In seinem ärmlichen Röckchen ein wahres Ideal germanischer Schönheit! Heil sei dir auf deinem Lebensweg, goldhaariges Anneli, das du mit großen, träumerischen Augen daneben standest, als mir der alte Gemeindepräsident vom heiligen Margethli erzählte. — Ihr könnt Euch also der Margeth deutlich erinnern? fragt' ich. — „Fryli, fryli, warum nicht? War ja dazumal längst ein Chnab', der auch nach den Meitli auslugte, wißt Ihr? Ich säg', es Biß hät's g'ha, 's Margethli, es Biß, was ma nu Schön's g'säh kcha." — Dieses schöne Gebiß der Heiligen schien sich förmlich in das Gedächtniß des Alten verbissen zu haben: er kam immer wieder darauf zurück, während seine übrigen Angaben über Figur und Aussehen Margeth's sehr fragmentarisch waren. Doch sagte er: „Ja, ja, es recht nett's Persönli, es suber's (sauberes, d. i. hübsches) Meitli!"

Daß sie das gewesen, namentlich in der Blüthe ihrer Jugend, ward mir auch von anderer Seite her bestätigt und das von ihr vorhandene lithographirte Brustbildniß — ein sehr schlechtes Stück von Lithographie freilich — widerspricht wenigstens nicht den von mir gesammelten Aussagen über ihre persönliche Erscheinung. Klein von Statur, wohl proportionirt, rundlich, hochbrüstig, muß sie trotz der häßlichen Landestracht, in welcher sie einherging, gar nicht übel ausgesehen haben. Der von einem schlanken Halse getragene Kopf war entschieden bedeutend. Die Stirne nicht hoch, aber breit und stark gewölbt. Große, graublaue Augen unter langen, schöngeschweiften Brauen, Augen mit einem sichern, festen,

beherrſchenden Blick. Die Naſe wohlgeformt, länglicht, leicht gebogen, aber der Mund größer als billig mit einer ſinnlich aufgeworfenen und etwas vorſpringenden Unterlippe. Das Grübchenkinn etwas zu kümmerlich angelegt, im Mißverhältniß zu der Rundung des Geſichts und zu den vorſpringenden Backenknochen zu ſehr zurücktretend. Im Ganzen die Phyſionomie weitaus mehr einer Fühlerin als einer Denkerin, aber dabei etwas Selbſtbeſtimmtes und Selbſtgewiſſes, etwas Fertiges und Decidirtes im Zuſammenſpiel der Züge. Und doch auch wieder keine rechte Harmonie darin. Der ſinnliche Mund ſtörſam, ſehr ſtörſam, beſonders in Anbetracht eines Lacertenzuges von Schlauheit, der ſich ab und zu um die Lippenwinkel ringelt. Es iſt ja eine alte Geſchichte, daß in Schwärmern dem heißeſten Fanatismus nicht ſelten die kühlſte Berechnung ſich geſellt.

Der „große Heide" Göthe hat das Wort geſprochen: „Niemand glaube die erſten Eindrücke ſeiner Kindheit je verwinden zu können." Mitunter findet auch ſo ein Heide die Wahrheit. Man ſehe deß zum Beweiſe nur unſere Prinzen vom gewöhnlichen Prinzenſchlag an. Können dieſe Armen ihr Lebenlang es jemals verwinden, daß ſie in einer byzantiniſchen Atmoſphäre durch lauter graduirte Doctores Philoſervitiä erzogen worden? Nun wohl, auch die junge Margeth war in der von den Ihrigen eifrigſt genährten Ueberzeugung aufgewachſen, etwas ganz Beſonderes zu ſein. Dieſer Idealismus mußte mit Nothwendigkeit eine religiöſe Richtung nehmen, denn die Religion iſt ja überhaupt der Idealismus des Volkes. In andere Lebenskreiſe geſtellt, wäre das junge Mädchen vielleicht eine berühmte Künſtlerin, vielleicht auch eine verrühmte Courtiſane geworden, wer weiß? Es war Genialität in ihr, kein Zweifel! Ihre Lebensſtellung, ihre Erziehung befähigte ſie aber nicht, die helle Seite des Daſeins verſtehen und die Wirk-

lichkeit so oder so schön gestalten zu lernen, und so wurde sie der dunkeln Region zugetrieben, wo eine nur mit religiösen Bildern genährte Phantasie schwärmerische Ungeheuerlichkeiten ausbrütet, molochistische Phantasmen, Schlußfolgerungen des Glaubens an eine Ver- und Durchteufelung der Welt, Blutopferschwindeleien. Es ist sehr bemerkenswerth, daß uns von dem jungen Mädchen nicht eine einzige heitere Aeußerung überliefert worden. Bemerkenswerth auch, daß die anmuthige Natur ihrer Heimat oder die Fernsicht auf das erhabene Alpenpanorama nicht den geringsten Eindruck auf Margeth hervorgebracht zu haben scheint. Aber was will man? Wenn man sich schon als ein Kind von sechs Jahren in die monströse Phantasterei der Apokalypse Johannis hineingelesen hat, muß man den Sinn für Naturschönheit und Naturwahrheit unschwer einbüßen. Endlich ist auch nicht ein Zug vorhanden, welcher bewiese, daß das süße „Hangen und Bangen", welches die knospende Brust sechszehnjähriger Mädchen schwellen macht, in Margeth sich geregt habe. Auch sie sollte die Liebe kennen lernen, ja wohl. Aber als es geschah, knüpfte dieses Gefühl nur einen weiteren dunkeln Faden, einen dunkelsten, in den ohnehin schon rettungslos verworrenen Knäuel ihres Schicksals.

Es muß angenommen werden, daß die Vorstellung, zur Mehrung des Reiches Gottes und zur Minderung des Reiches Satans berufen zu sein, bereits in der Sechszehnjährigen zu einer fixen geworden war. Wann und durch wen der verderbliche Keim geistlichen Hochmuths in dem jungen Mädchen zuerst diese bestimmte Richtung erhalten habe, lassen die Acten der Wildisbucher Prozedur leider unklar. Die Ursache davon ist ohne Zweifel die, daß die ganze Untersuchung, offenbar in Folge „höherer Weisung", alle Fäden der unglückseligen Geschichte, welche über die bäuerliche, schneiderliche und schusterliche Region in höhere Gesellschaftskreise

hinaufführten, nur sehr lässig oder auch gar nicht verfolgte. Deßhalb sieht es ganz so aus, als wären die Beziehungen der Margeth zu den vornehmen Frommen von Schaffhausen, Zürich und Basel absichtlich vertuscht worden. Einwirkungen, und zwar bedeutende, haben aber von dieser Seite her unzweifelhaft stattgefunden, wennschon dieselben nur in einzelnen Fällen nachweisbar sind. Margeth's Schwager, der Johannes Moser, hat freilich behauptet, „seine Schwägerin habe ihre Begriffe und Ansichten einzig und allein von Gott dem Herrn erhalten; er sei überzeugt, daß sie von keinem Menschen Unterricht erhalten. Sie habe auch bei ihren Unterweisungen nur die Bibel gebraucht." Letzteres bestätigten auch der Vater Peter, wenn auch nicht so ausschließlich („die Margeth hat am meisten auf die Bibel gehalten") und die Ursula Kündig („die Bibel ist dasjenige Buch gewesen, welches die Margeth am meisten hochgeschätzt; auf alle übrigen hat sie nicht viel gehalten" *). Allein es steht actenmäßig fest, daß außer der Bibel eine Traktätchensammlung im Peter'schen Hause vorgefunden wurde und daß Margeth insbesondere das grotesk teufelsgläubige „Herzbüchlein" eifrigst gelesen und ihren Anhängern als eine „erweckliche" Schrift empfohlen hat. Schon darum also, und ganz abgesehen von den weiterhin zu berührenden persönlichen Einflüssen auf Margeth, ist es unstatthaft, die Bibel allein für den Wildisbucher Gräuel verantwortlich zu machen.

Zu Anfang des Jahres 1816 erbat sich der zu Rudolfingen wohnende Oheim Margeth's, der Bruder ihrer Mutter, das junge Mädchen, daß es ihm in seinem Haushalt hülfreich zur Hand ginge. Margeth that so und es ist allgemein bezeugt, daß sie der übernommenen Pflicht mit treuestem Fleiße nachkam. Haus, Feld

*) W. A. II, 1, 2, 3.

und Weingarten gediehen unter ihrer pflegenden und ordnenden Hand. Es steht zu vermuthen, daß dieser mit einem stillen, eingezogenen Gebaren und einem immerhin ungewöhnlich einnehmenden Aeußern verbundene Eifer die frommen Seelen der benachbarten Stadt Schaffhausen auf das junge Bauernmädchen aufmerksam gemacht habe. Genug, während ihres Aufenthalts in Rudolfingen kam sie mit den Schaffhauser Pietisten in Verbindung. Die Folge davon war zunächst ein grübelnder Trübsinn. Besuchte sie das väterliche Haus, so gab sie den Schwestern, welche besorgt nach der Ursache ihrer Traurigkeit fragten, mit thränenden Augen den Bescheid: „Gott schließt mir durch christliche Freunde, die er mich finden ließ, mehr und mehr das Herz auf, so daß ich mit jedem Tag lebhafter mein Sündenelend fühle.“ Ihr Sündenelend! O, Lehre von der Erbsünde, welche Teufelskralle hast du in das Herz der Menschheit geschlagen! Ein junges, gesundes, schönes, durchaus wackeres und unbescholtenes Mädchen und Sündenelend! Man sieht, der Teufel der Dummheit in Gestalt eines Schaffhauser Pietisten hatte sein Opfer fest gepackt.

Kein Wunder demnach, daß Margeth, im März 1817 nach Wildisbuch heimgekehrt, zu orakeln begann und zwar in einem Styl, der um so mehr Eindruck machen mußte, als die Gemüther der Menschen durch die herrschende Theurungsnoth verdüstert waren. Apokalyptische Bilder wirbelten durch das Gehirn der angehenden Heiligen. Sie fing an Visionen zu haben und Kämpfe mit den höllischen Geistern zu bestehen. That sie den Mund auf, so geschah es, um düstere Weissagungen vernehmen zu lassen. „Mit Macht rückt das Ende der Dinge heran“, predigte sie. „Schon ist der Tag des Gerichts angesetzt und wie ein Dieb in der Nacht wird er die Sorglosen überfallen. Die Wiederkunft des Herrn steht vor der Thüre. Wer sich retten will, bekehre sich schleu-

nigſt zum Herrn!" In der That, der alte Judenſchießer und Margeth's Geſchwiſter bekehrten ſich, d. h. es war für ſie eine ausgemachte Thatſache, daß das „Chriſtkindli" ſich jetzt zur Prophetin entwickelt habe. Gilt man aber erſt für eine Prophetin, ſo hat man nur noch wenige Schritte zu machen, um für eine Heiländin zu gelten, in den eigenen Augen wie in denen Anderer.

Vorab in den Augen eines ſo treuherzigen Weſens wie die arme Urſula Kündig war, welche Margeth zu dieſer Zeit an ſich und allmälig zu ihrer Lieblingsjüngerin heranzog. Zu einem weiblichen Johannes ſo zu ſagen, denn wir müſſen es ſchon hinnehmen, daß ſich dieſe ganze trübſelige Geſchichte mehr und mehr zu einer Parodie der Geſchichte Jeſu anläßt. Margeth, jetzt zweiundzwanzig Jahre alt, begann ſich zu fühlen. Sie wollte fürder nicht mehr eine Geleitete ſein, nein, ſie wollte ſelber leiten. Daher brach ſie ihre und der Ihrigen Beſuche in dem Herrnhuterconventikel zu Oerlingen bald wieder ab. Sie wollte nicht ſuchen, ſondern ſich ſuchen laſſen. In ihrer Familie, wie bei den Schaffhauſer Frommen, war ihr Anſehen ſchon ſo felſenfeſt begründet, daß kein Verhältniß der Unterordnung ihr mehr zuſagen konnte. Daher auch die merkwürdige Selbſtſtändigkeit, welche die bäuerliche Heilige der adeligen Heiligen Juliane von Krüdener gegenüber behauptete.

Es war im Spätherbſt 1817, als Juliane auf einer ihrer oben berührten Miſſionsfahrten in dem badiſchen Gränzort Lottſtetten raſtete. Die Frommen von Schaffhauſen kamen dahin, die vornehme Schweſter im Herrn zu begrüßen. Sie ſprachen derſelben von dem Wildisbucher Wundermädchen und ihre Ausſagen mochten in der vornehmen Miſſionärin den Gedanken erwecken, in Margeth ein brauchbares und fügſames Werkzeug zu finden. Diesmal hatte aber der frommen Freifrau der Geiſt nicht das

Richtige geoffenbart. Margeth ward zwar veranlaßt, Juliane in Lottstetten aufzusuchen, wohin sie sich in Gesellschaft ihres Schwagers Moser und ihrer Schwestern Elisabeth und Susanna begab. Sie sah dort im Gefolge der Krüdener unter anderen Personen den Professor Lachenal, welcher sie, nachdem er sich mit ihr unterredet hatte, dringend zu sich nach Basel einlud. Diese Anknüpfung mit den Baseler Erweckten wob dann später auch den Faden, welcher den Schlammvulkan Ganz mit der Heiligen von Wildisbuch verband. Auf Juliane machte Margeth offenbar einen weit größeren Eindruck als Juliane auf Margeth. Des Judenschießers Tochter ward von der ci-devant Veleda des Czars aller Reußen einer dreistündigen Unterredung unter vier Augen gewürdigt. Ueber den Inhalt dieses gottseligen Zwiegesprächs sich auszulassen, hat sie nicht für nöthig gehalten. Als sie von Lottstetten heimgekehrt war, forschten der Vater und die Geschwister, die sich natürlich nicht wenig damit meinten, daß eine so „fürnehme" fremde Dame, deren Fürnehmheit und Reichthum das Gerücht in der Umgegend ins Märchenhafte gesteigert hatte, mit ihrem Margethli sich „so gemein gemacht", — ja, sie forschelten nicht wenig neugierig, welche Orakel die Pythonissa aus Kurland von sich gegeben. Margeth jedoch sagte nur ganz kurz: „Die Frau Krüdener führt keine andere Lehre als Jesus der Gekreuzigte *)". In die Sprache der Welt übersetzt, hätte das gelautet: „Meine liebe Frau von Krüdener, was du bist, bin ich auch, mindestens auch!"

Es findet sich keine Spur mehr, wenigstens keine sichere, daß Margeth noch anderweitig mit Juliane in persönliche oder briefliche Beziehung gekommen. Eine Tradition zwar will, die Beiden

*) W. A. II, 1.

hätten sich noch einmal getroffen, im Hause des erweckten Herrn Notz auf der Platte bei Zürich; aber die Bestätigung fehlt und diese zweite Begegnung ist auch schon darum unwahrscheinlich, weil Margeth entschieden kein Verlangen trug, die heilige Juliane wiederzusehen. Ich lasse es dahingestellt, ob, wie gearg wöhnt werden könnte, aus der kurzangebundenen Aeußerung Margeth's über Frau von Krüdener Etwas wie Concurrenzneid hervorzuckte. Soviel ist gewiß, daß die vornehme Bußpredigerin der Tochter des Judenschießers nicht imponirt hatte, und sehr stark zu vermuthen steht, daß Margeth es der großen Dame abgesehen, wie man sich anstellen müsse, um zu imponiren. Denn übereinstimmenden Nachrichten zufolge wußte sich das Bauernmädchen seit jener Zusammenkunft in Lottstetten ein vornehm-feierliches Air zu geben, welches in Verbindung mit einer schwermüthig-sanften Salbung der Redeweise auf ihre Familie sowohl als auf ihre übrigen bäuerlichen, schusterlichen, schneiderlichen Anhänger, ja sogar auf die erweckten Städter und Städterinnen ganz gewaltig wirkte. Sicher ist ferner, daß Margeth gar wohl fühlte, sie müsse noch lernen, wenn sie das bereits erlangte Ansehen behaupten wolle. Und sie lernte wirklich. Ich habe, indem ich dieses schreibe, eine Anzahl ihrer Briefe im Original vor mir liegen *). So lernte zu jener Zeit kein Bauermädchen in der Schule schreiben. Die Handschrift ist fest, deutlich und sogar nicht ohne Zierlichkeit. Die Orthographie ist für ein Bauermädchen bewunderungswürdig, wennschon schwankend. Ein starkes Gefühl ringt mit dem sprachlichen Ausdruck und weiß natürlich nicht immer den richtigen zu treffen; aber oft ist der Styl markig und lebensvoll und aus dem Wolkendunkel mystischer Phrasen schlägt mitunter ein Blitz der Leidenschaft. Häufig freilich

*) W. A. I, 77—80.

sinkt der aufgespannte Ton zu völligem Blödsinn herab, wie ja überhaupt das ganze Wesen der Heiligen von Wildisbuch als eine wunderlichste Mischung von Genialität und Cretinismus sich darstellt. Rechnet man aber zu den angeborenen und erworbenen Gaben Margeth's noch ihr geschmeidiges Gebaren, einen gewissen Takt, Schliff und Schick, sich in die Leute rasch zu finden und sie da zu fassen, wo sie zu fassen waren, rechnet man endlich dazu noch eine Beredtsamkeit, von welcher die arme Ursula Kündig sagte: „Sie wußte Alles, was sie zu uns sprach, mit solcher Wohlredenheit vorzutragen und uns so dringend zu ermahnen, sie stellte jeden aufsteigenden Zweifel mit solcher Heftigkeit als eine Sünde vor, die uns immer auf dem Herzen lasten würde, daß sie zuletzt sicher sein konnte, bei Allen ohne Ausnahme einen unerschütterlichen Glauben an ihre Aussagen zu finden" — rechnet man das Alles zusammen, so begreift sich's, daß unser wackerer Pfarrherr drüben in Trüllikon vergebens rationalistische Zornwolken aus seiner Pfeife paffte, vergebens wehrte, warnte und wetterte, vergebens den Wildisbucher Schwarmgeistern prophezeite, „ihrer würden als Wahnsinniger und Verrückter noch Fesseln und Bande warten oder vielleicht würde aus ihrem Beginnen gar noch Entsetzlicheres entstehen" *). Du hast richtig prophezeit, alter Herr. Doch wer kann eine Lawine aufhalten in ihrem Laufe? Die unaufhaltsamste aller Lawinen aber ist die menschliche Thorheit, wenn ein religiöser Wind sie zum Rollen bringt. „Wahr, aber nicht sehr neu", brummt aus seiner kritischen Essigfabrik hervor mein Doctor Staubtrocken. Ganz richtig, aber die alten Wahrheiten dürfen sich noch immer sehen lassen: sie sind noch so neu und blank wie vor Jahrtausenden, weil alle diese Zeiten her sehr geringe Nachfrage nach ihnen gewesen ist.

*) W. A. I, 34.

Wohl, sei dem so. Wir unsererseits belauschen das Tagwerk nserer Heiligen in ihrem väterlichen Hause, ein Tagwerk, welches rst anhebt, wenn das der übrigen Hausgenossen vollendet ist. Die austhüre ist verschlossen, die Fensterläden sind vorgeschoben. Um en großen Tisch in der südöstlichen Ecke der Stube hat sich die Fa- ilie versammelt. Von Oerlingen ist Johannes Moser mit seiner rau Magdalena und seinem Bruder Konrad herübergekommen, on Trüllikon Schwester Barbara, begleitet von einem Seelen- reund in Christo, dem Schneider Hablützel. Mitten unter den indlichen Tschopen und Jüppen machen sich auch städtische Anzüge emerkbar, denn etliche Brüder und Schwestern im Herrn sind von Schaffhausen durch die Kohlfirst heraufgewandert, begierig, aus em Brunnen des Heils zu trinken, welcher in Wildisbuch aufge- raben worden. Die Erbauungsstunde der stillen Gemeinde be- innt. Das „Psalterspiel" wird aufgeschlagen und daraus gemein- haftlich ein geistlich Lied gesungen, möglichst durch die Nase ver- eht sich, denn das gehört dazu. Wenn wir recht hinhorchen, rkennen wir das berühmte „Wundenlied", worin es heißt:

„Des wunden Kreuzgotts Bundesblut,
Die Wunden-Wunden-Wundenflut,
Ihr Wunden, ja ihr Wunden
Macht Wunden-Wunden-Wundenmuth
Und Wunden, Herzenswunden, Wunden!
Geißelwunden, Dornenwunden!
Nagelschrunden, Speerschlitzwunden!
Grüß' euch Gott, ihr Wunden!"

Nachdem die Nasallaute dieses erwecklichen Singsangs an der Stubendecke verzittert sind, setzt sich die Margeth hinter die große lte Hausbibel, um ein oder das andere Kapitel aus dem Jesaia, zechiel oder der Offenbarung Johannis vorzulesen und auszu- egen. Ihre Haltung ist gesammelt, ihre Miene feierlich, ihre

Augen beherrſchen den ganzen Kreis und mit tönender Stimme bringt ſie in fließender Sprache vor, was der Geiſt ihr eingibt. Ach, daß wir zu profan ſind, dieſe Exegeſe zu verſtehen! Wir hören zwar viel von Schalen des Zorns, welche ausgegoſſen werden, vom Thier, das aus dem Abgrund geſtiegen, vom himmliſchen Opferlamm und dergleichen geheimnißvollen Dingen mehr, die „kein Verſtand der Verſtändigen ſieht" — aber wir wiſſen Nichts damit anzufangen. Den erweckten Zuhörern dagegen ſind dieſe Myſterien vertraut. Sie horchen mit Andacht, verhaltene Seufzer machen ſich Luft, die Augen drehen ſich verzückt deckenwärts, in einem Winkel von fünfundvierzig Graden. Der Vortrag der Prophetin fließt immer freier, feſſelloſer, mächtiger. Begeiſterung hat ſie ergriffen. Sie ſpricht in paraboliſch-apokalyptiſchem Styl von dem myſtiſchen Liebesbund zwiſchen Gott und der Menſchenſeele und bricht mit vor Eifer brennenden Wangen zum Schluß in die Strophe aus:

„Der Braut iſt Nichts als Luſt bewußt;
Gott ſieht an ihrer Schönheit Luſt,
Sie glänzet wie die Sonne;
Man führt ſie in den Brautpalaſt,
In's Freudenhaus, zur ſtolzen Raſt,
Zu ihres Königs Wonne.
Klagen,
Zagen,
Sonnenhitze,
Donnerblitze,
Sind verſchwunden,
Gottes Lamm hat überwunden!"

Was ſich die Margeth wohl dabei dachte? Vielleicht hätte ſie das ungeachtet ihrer „Wohlredenheit" weder ſich ſelbſt noch viel weniger uns klar machen können. Aber zu vermuthen iſt, daß ſchon damals die Vorſtellung in ihr aufgekeimt ſein mag, ſie

ſelber ſei ſo eine Art Lamm Gottes, welches dahingegeben werden müſſe als Opfer für die Sünden der Welt.

Mit dem Keim einer ſolchen Vorſtellung in der Bruſt, lernte denn auch des Judenſchießers Tochter die Geſchäfte dieſer Welt anders anſehen als ſie bislang gethan. Wir haben ſie früher als ein Mädchen gefunden, das brav mitanfaßte, wo es zu arbeiten galt, und das ſich im Haus und Feld wacker tummelte. Jetzt aber wurde ſie aus einer Arbeiterin mehr und mehr eine müſſiggängeriſche Düftlerin. Es ſteht ja geſchrieben, daß man nicht zwei Herren dienen könne. Margeth legte dieſe Stelle ganz ſo aus wie unzählige Fromme vor und nach ihr. Die gemeinen Geſchäfte des Lebens ſollten das ſüße Nichtsthun ihrer Beſchaulichkeit nicht ſtören. Aber gerade dieſes beſchauliche Nichtsthun mußte ihr zum Unheil werden: ſie wurde dadurch aus der geſunden Bauernſphäre entſchieden heraus und in die kränklich-brütende Treibhausluft einer nebelnden Reflexion hinein geſtellt. Sie hatte Zeit, die Phantome, welche ihre irregeleitete Einbildungskraft heraufbeſchworen, großzuhätſcheln, bis ſie ihr über den Kopf wuchſen und ſie erwürgten. Alter Judenſchießer, es wäre für dich und alle die Deinigen gut geweſen, wenn du deinem „Chriſtkindli" die Nothwendigkeit, daß der Menſch arbeiten müſſe, wenn er eſſen wolle, begreiflich gemacht hätteſt, nöthigen Falls ſogar mit ſchlagenden Argumenten. Oder aber, alter Peter, hätteſt du dafür ſorgen ſollen, deine Margeth an den Mann zu bringen, an Einen, der Mannes genug geweſen, das Mädchen aus dem Nebelland ſelbſtgefälliger Phantaſterei in die heilſame Realität der Hausmutterſchaft herüberzurücken. Es würde ihr vielleicht doch zum Heil ausgeſchlagen ſein, wenn ſie aus der angehenden „Seelenbraut" des Lammes bei Zeiten das Weib eines wackeren Jungen geworden wäre, der nicht gerade eine Lammesnatur zu beſitzen brauchte, wohl aber einen hellen, friſchen

Blick in das Leben und eine kräftig zügelnde und leitende Hand. O, eine rechte und treue Hausmutter, durch welche der stille Segen der Fraulichkeit, der Arbeit, der Ordnung unter eines Mannes Dach kommt, ist heiliger als Myriaden von Heiligen, welchen die Legende so viel Außerordentliches anlügen muß, weil sie nie etwas Ordentliches gethan haben.

Es währte auch gar nicht lange, bis sich eine Wildisbucher Legende bildete, so zu sagen ein Wort-Glorienschein um „das heilig' Margethli" her. Denn so hieß jetzt des Judenschießers jüngstes Kind schon das Wyland auf und ab *). Die Wahrheit zu sagen, es sieht ganz so aus, als hätte ein Spottvogel diesen Namen zuerst gepfiffen; aber wie es mit berühmten Spottnamen der Welthistorie ergangen ist, so erging es auch hier. Was ein Spötter lachend aufgebracht, die Frommen adoptirten es allen Ernstes und in den Conventikeln von Schaffhausen, Zürich und Basel ward fortan „das heilig' Margethli" mit geziemender Salbung genannt. Nicht ohne Grund. Denn schon hatte sich's, wie gesagt, die Poesie des Köhlerglaubens angelegen sein lassen, ihre Auserwählte zu glorifiziren. Schon stand es bei den Bekannten der heiligen Margeth, zumal bei ihren vertrauteren, unentweglich fest, daß sie mit „ungewöhnlichen Kräften" ausgestattet sei. Schon hatte sie sich innerhalb des Kreises ihrer Satanologie eine Art von Diätetik und Heilkunde zurechtgemacht, welche nachmals, wie weltbekannt, die Kerner, Eschenmayer und Ringseis in „wissenschaftliche" Form brachten. Kein Zweifel, die Krankheiten sind „lediglich Werke des Satans", denen man „geistig entgegenwirken muß". Höchstens darf man nebenbei noch „Räucherungen mit Steinraute" anwenden. Hiemit wie durch die Kraft ihres Gebetes heilte Margeth den Bruder und die

*) W. A. I. 23, 24.

Magd ihres Schwagers Moſer von „heftigen Gliederſchmerzen“. Natürlich war auch die Epilepſie der Margaretha Jäggli ein teufliſches Beſeſſenſein, welchem unſere Heilige mit Erfolg „geiſtig“ entgegenwirkte. Und wie den Menſchen, ließ ſie ihre Wunderkraft auch dem Vieh zu gute kommen. Insbeſondere wird eine kranke Kuh namhaft gemacht, welche von der heiligen Margeth faſt im Handumdrehen geſundgebetet wurde *). Man ſieht, es geſchahen zu Wildisbuch bereits Zeichen und Wunder. Die Saat des Schwindelhabers war in üppigem Wachsthum begriffen.

*) W. A. II, 20.

V.

Das Licht auf dem Leuchter.

Wo immer ein Licht, will es leuchten, gleichviel ob es mit reinſtem Jungfernwachs oder mit unſauberſtem Talg, mit dreifach beſtillirtem Olivenöl oder mit ranzigem Schmeer genährt werde. So auch das Licht der Heiligkeit, welches unter dem Dache des Judenſchießers zu Wildisbuch brannte oder gloſtete.

Seltſam, für die nächſte Umgebung war dieſes Licht unter den Scheffel, für die Ferne aber auf einen hohen Leuchter geſtellt. Auch von der Prophetin von Wildisbuch galt nämlich, daß ſie in der Heimat Nichts galt. Wir wiſſen ja, wie der Judenſchießer und die Seinigen zu der kleinen heimatlichen Bauerngemeinde ſtanden. Das Verhältniß war ein fremdes, mehr oder weniger feindſeliges ſogar, und daraus erklärt ſich denn auch die merkwürdige Thatſache, daß nicht ein einziger Bewohner von Wildisbuch, ſei es Mann oder Weib, in das Verhängniß der Peter'ſchen Familie verſtrickt worden iſt. Die guten Leute von Wildisbuch ſahen mit maulaufſperrender Verwunderung, daß ihr abgeſchiedenes Dörfchen zu einem Wallfahrtsort wurde; ſie jedoch blieben der Krippe des neuen Heils mit hartnäckiger Verſtockung fern.

Die heilige Margeth ihrerſeits ließ es ſich wenig anfechten, daß ihr Nazareth ein ungläubiges Nazareth war und blieb.

Konnte sie sich doch damit trösten, daß es für die Leute draußen zu einem Bethlehem geworden, vom Jahre 1818 an brieflich und persönlich von zahlreichen erweckungsdurstigen Seelen begrüßt und besucht. Zuschriften kamen von allen Ecken und Enden her. Einer der frommen Stadtherren von Schaffhausen schrieb ihr zum Jahresschluß von 1818: „Ehre sei Gott in den Höhen und Frieden auf Erden, an den Menschen ein Wohlgefallen! Dies, liebe Freundin, ist der Gruß, womit ich Euch in den letzten Tagen dieses Jahres noch zu grüßen gedrungen bin. Und Gottlob, daß mich der Herr gewürdigt hat, in diesen Lobgesang der Engel einzustimmen. Zwar bin ich, wie Ihr wohl wisset, noch nicht so weit, daß ich mit der Schwester Margaretha jubeln und hüpfen könnte. Aber doch kann ich mich darüber freuen, daß Gott solches Lob in den Seinen bereitet hat.“ Eine erweckte Stadtdame schrieb: „Sei mir gesegnet, Schwesterchen im Lande der stillen Ewigkeit. O, wie wirst du dich mit mir freuen, daß wieder Eines gerettet ist in die Veste Zions und des Heils! Du mußtest vom Herrn gesandt kommen, theuerste Schwester, meiner Sehnsucht das verborgene einfältige Pförtchen zu eröffnen in das Land der langgewünschten Ruhe.“ Sogar in katholische Regionen hinein schien das Licht von Wildisbuch. Ein katholischer Priester begrüßte die Heilige mit den Worten: „In dem theuersten Namen Jesu Immanuel, vorzüglich theure Schwester und Freundin!“ Es ließe sich aus ähnlichen Zuschriften ein ganzes Register von salbungsvoll-zärtlichen Ausdrücken zusammenstellen, womit die Tochter des Judenschießers überhäuft wurde. Und dann die Wallfahrer, die von allen Seiten her kamen! Bauern und Bäuerinnen in Tschopen und Jüppen von Zwillich, aber auch Herren und Damen in Fräcken und Suwarowstiefeln, in Seidenkleidern und Spitzen. Oft — sagte mir mein alter Gemeindepräsident — war der Platz vor des

Judenschießers Haus voll von den Rossen und Wagen der fürnehmen Leute, die sich drinnen in der niedrigen Stube von dem heiligen Margethli erbauen und erwecken ließen.

Ja, das Licht stand auf dem Leuchter. Erinnert sich der geneigte Leser dessen, was ich über die Weihrauchskrankheit gesagt? Wohl, diese Krankheit kam auch über das arme, verstörte Bauernkind von Wildisbuch und wir finden nicht, daß der Geist ihr gesagt, welches Kraut dagegen gewachsen sei. Ein Geist allerdings war jetzt in der Margeth thätig und wurde, von den Huldigungen, in denen sie ordentlich schwamm, großgefüttert, mehr und mehr über sie mächtig: der Geist des Hochmuths. Der ekelhafte Brodem der Schmeichelei, welcher die Vorzimmer und Cabinette der Großen dieser Welt zu verpesten pflegt, erfüllte auch das enge Bauernhaus zu Wildisbuch und unsere Heilige hatte ebenfalls ihre Schranzen und Fartcatchers. Genau in dem Verhältniß aber, in welchem der betäubende Weihrauchsnebel um sie her sich verdichtete, nahmen ihre visionären Einbildungen eine immer hochmüthigere Gestalt an. Schon wurde sie, wie nachmals ihre glaubwürdigsten Anhänger, insbesondere die beklagenswerthe Ursula Kündig, vor Gericht ausfagten, der erhabensten Gesichte gewürdigt. So ward sie einmal im Traume vor den Thron Gottes entrückt. Der war von Engeln, Patriarchen, den zwölf Aposteln und anderen Heiligen umgeben. Gott ließ die Aufforderung an sie, die Margeth, ergehen, Christum abermals in ihr leiden zu lassen, wogegen zwar die Apostel Einwürfe erhoben, die jedoch zurückgewiesen wurden. Margeth sah auch, daß die Stelle zwischen Gottvater und dem Heiligen Geist, welche Gott der Sohn hätte einnehmen sollen, leer war, und auf ihre Frage nach der Ursache hievon wurde sie belehrt, Gott der Sohn sei dermalen in ihr, um mit ihr zu leben, zu leiden und zu sterben, und werde so lange in ihr bleiben, bis

: ſelbſt in den Himmel aufgenommen würde. Hierauf ward ſie
ıch in die Hölle entrückt, deren Eingang ihr die Teufel verge-
ns zu verwehren ſuchten. Hier erblickte ſie neben vielen Tau-
ıden verdammter Seelen auch die des Verräthers Judas Iſcha-
ɔth und es ward ihr die Offenbarung, auch dieſe würde ſie er-
ſen.

Einmal ſo weit, genügte es ihr nicht mehr, der Lieblings-
ngerin Urſula zu erklären, daß nicht nur Engel, ſondern Chriſtus
bſt ihr häufig erſchienen, Letzterer ein zweiſchneidig Schwert in
r Hand tragend; ja, daß ihr derſelbe an Feſttagen eigenhändig
s Abendmahlsbrot und den Abendmahlswein darreiche*). Nein,
war jetzt aus einer vom Heiland alſo Begnadeten zur Heiländin
bſt geworden. Sie offenbarte der armen Urſula, der Sohn
ottes habe in ihr abermalen Menſchengeſtalt angenommen; in
r und durch ſie müſſe er den Satan feſſeln**). Zu Beweiſen
eſer erhabenen Sendung mußten dann Erzählungen von Viſio-
n dienen, wie wir vorhin eine zur Probe mitgetheilt haben.
ılls eine dieſer Erzählungen unſerm pfarrherrlichen Rationaliſten
n Trüllikon zu Ohren kam, ſo hat er ſie zweifelsohne für ebenſo
berne als abſichtliche Lügen erklärt. Und Lügen waren es, un-
heuerlich aufgebauſchte Lügen, keine Frage. Aber es muß geſagt
:rden, die heilige Lügnerin belog zunächſt und am meiſten nur
h ſelbſt. An den Brüſten der, wie wir ſahen, wohlgenährten
ume Eitelkeit hatte ſich der fromme Wahn Margeth's zu rieſenhaf-
: Hoffart großgeſogen. Die jugendliche Phantaſterei des „Chriſt-
ıdli" hatte ſich zur fixen Idee kryſtalliſirt. Margeth glaubte,
ıs ſie ſagte. Unangreifbar in der Burg ihres Wahns, hielt ſie

*) W. A. II, 32.
**) W. A. ebendaſ.

ſich alles Ernſtes für den wieder fleiſchgewordenen Chriſtus, ſelbſt dann noch, als ihr Etwas paſſirte, was einem Heiland unmöglich paſſiren konnte und einer Heiländin ſchlechterdings nicht paſſiren durfte.

Doch wir verlaſſen jetzt wiederum für eine kurze Weile die Thalmulde in der Kohlfirſt, um uns über Trüllikon und Andelfingen nach Winterthur zu wenden. Von hier bringt uns ein nach Zürich gehender Eiſenbahnzug binnen zehn Minuten in das Kempthal, wo wir ausſteigen und eine Straße einſchlagen, welche längs der kleinen, munter rauſchenden Kempt linkshin zwiſchen waldigen Hügeln fortläuft. Bald öffnet ſich das Defilé und wir erblicken das Pfarrdorf Illnau, deſſen weit auseinander gezogene Häuſergruppen die beiden Weiler Unter-Illnau und Ober-Illnau bilden. Hier iſt der Schauplatz einer ganzen Reihe von wichtigen Szenen unſeres Paſſionsſpiels, welches ſich um die Ariſtoteliſche Einheit des Ortes wenig kümmert.

In Ober-Illnau beſaß der Schuſter Jakob Morf ein kleines Haus und Heimweſen, welches er mit ſeiner Frau Regula bewohnte und bebaute. Im Jahre 1789 geboren, ſtand er zur Zeit, von welcher wir handeln, in ſeinem dreißigſten Jahre. Ein „braver, ſittſamer Mann, der einen durchaus ehrbaren Wandel führte“ *). Eine unterſetzte Figur, welcher der runde Melonenkopf mit dem etwas mopſig flachen Geſicht tief in den breiten Schultern ſaß. Nicht eben gar liebenswürdig anzuſehen, rechne ich, auch in der Blüthe ſeiner Mannesjahre nicht; aber was iſt liebenswürdig? Ich fürchte, bis die Gelehrten darüber vollkommen einig werden, wird Jeder und Jede wie bislang fortfahren, über

*) Nach dem Zeugniß ſeines Seelſorgers, des Pfarrers Keller von Illnau. W. A. I, 35.

benswürdigkeit eigenſte Anſichten zu haben. Wir werden es
d erleben, daß unſer Schuſter von Illnau liebenswürdig gefun-
i wurde und zwar nicht allein von ſeiner guten Frau Regula.
ie gute Frau in Wahrheit, eine beſte! Sie iſt in den frommen
äuel, welchen wir auseinanderwickeln, als ein reinſter Goldfa-
. verſponnen, der ſeiner Zeit ſchon hervorglänzen wird.

Beſagter Jakob Morf machte ſich, wenn er auf ſeinem Schu-
ſchemel ſaß, Gedanken, die er beſſer ungemacht gelaſſen hätte.
i vermuthe, ſeine Schuhe und Stiefeln würden dadurch eher ge-
nnen als verloren haben, und wenn je einmal das „Schuſter,
ib' bei deinem Leiſten!" gerechtfertigt war, ſo war es bei un-
n armen, dickblütigen Jakob mit dem ſchwammigen, gelblichen
ſicht, deſſen treuherzige Augen von der Ahl und dem Pechdraht
: allzu oft hinweg und in die ſchwarze Kluft hinab ſahen, aus
cher die tollſten Dogmen emporgequalmt ſind. Aus dieſer Kluft
nlich war eine Ratte herauf und dem grübelnden Mann in den
)f geſprungen, die alte ehrwürdige wohlgemäſtete Auguſtiniſche
te von der „Gnadenwahl" und der „Zornwahl". Gehöre ich zu
von Ewigkeit her zur Seligkeit oder aber zu den von Ewigkeit her
Verdammniß Beſtimmten? Eine häckliche Frage und ſicherlich
3 geeignet, die Stirne eines dicken Schuſterſchädels mit hellen
yſtſchweißtropfen zu bedecken. Ob wohl der große Biſchof von
po nicht ſtutzig geworden wäre, falls er die unabſehbare Reihe
Unglücklichen und Verrückten, welche ſeine Prädeſtinations-
e machen ſollte, im Geiſte hätte erblicken können? Kaum.
ſe Kirchenväter vom Schlage des Auguſtinus waren ſo ſtarr
unnahbar wie ihr alter, jetzt mit dem chriſtlichen Liebesmän-
)en nothdürftig behangener Moloch-Schaddai. Und dann muß
a, um gerecht zu ſein, auch nicht vergeſſen, daß eine ſo todkranke
t wie das 4. und das 5. Jahrhundert Aerzte nöthig hatte, die

sich keinen Augenblick besannen, da, wo Medicamente nicht halfen, das Eisen, und wo dieses unzulänglich sich erwies, das Feuer in Anwendung zu bringen. Sie unternahmen es in ihrer Weise, auf die uralte und ewigjunge Faustfrage des Daseins eine Antwort zu finden und zu geben.

Jeder nachdenkliche Mensch versucht das in seiner Art. Auch der Jakob Morf versuchte es, da hinten in seinem stillen Kempthal, auf welches die alte Kyburg ernst herniedersieht. War von Jugend auf ein frommer Grübler gewesen, der Jakob, hatte sich dann in Mannesjahren „oft sehr in seinem Gemüthe angegriffen gefühlt", war „von großen Bangigkeiten heimgesucht" und so nervös zitterig worden, so gereizt, daß ihm jedes Geräusch peinlich war und er das Surren des Spinnrads seiner Regula nicht hören konnte ohne Schmerzen zu empfinden. Zur Zeit, wo sein Zustand so peinlich geworden, bildete sich in Unter-Illnau ein Filial der Herrnhutergemeinde und zwar unter den Auspicien des Pfarrherrn selbst. Hier suchte Morf Linderung und Trost. Wie es schien, nicht ohne Erfolg. Das furchtbare Phantasma von der „Zornwahl", d. h. von der Vorherbestimmung zur ewigen Verdammniß, erblich in seiner Seele oder schien zu erbleichen vor der Lehre von der Versöhnung mit Gott durch Christus. In Wahrheit wechselte die Selbstquälerei des Armen nur die Tonart. Er war eines Tages auf die biblische Stelle gestoßen, derzufolge „diejenigen, welche Christus angehören wollen, ihr Fleisch und ihr Gelüste kreuzigen müssen", und hieran blieb seine Grübelei kleben wie an einer Leimruthe. Bedauernswerther Schuster von Illnau! Auch durch dein Bewußtsein, wie durch das der ganzen modernen Welt, ging der unglückselige Riß zwischen Natur und Geist. Er drückte das so aus: — (Hier aber fühlt sich der Erzähler, wie im Verlaufe unserer Geschichte noch mehrmals der Fall sein wird, verpflichtet,

e bekannte englische Gerichtsformel: „Damen mit prüden Ohren tfernen sich!" in Anwendung zu bringen oder mit dem Baron von ünchhausen beim Immermann zu sagen: „Fräulein Emerentia, glaube, man hat Sie draußen gerufen!") — „Ich gerieth in einen ständigen Kampf mit meiner Natur und meinen ehelichen Pflich- t, so daß, wenn ich diese einmal erfüllt hatte, mir es zur Sünde worden und ich ganze Nächte unter den größten Peinigungen rbrachte. Tag und Nacht sah ich dann Christum vor Augen, e er am Kreuze starb. Wo immer ich stand und ging, erblickte ihn so und flehte ihn um Linderung meiner Leiden an" *). an sieht, die herrnhut'sche Blutopfertheorie hatte ihre Wirkung if Morf gethan.

Zum Unglück für den armen Mann gelangte unser Jakobus anz-Qualm auf einem seiner missionärischen Schleichgänge zur erbstzeit 1819 nach Illnau, wo er bei Morf's Nachbar, dem Ja- b Rüegg, Herberge nahm. Da begann der Schlammvulkan nach ewohnheit zu arbeiten und eine Einladung von Seiten seines achbars machte unsern Morf zum Zeugen des erwecklichen Aus- uchs. Die Folgen waren drastisch: als Ganz seinen Pilgerstab eiter gesetzt, fand sich Morf von dem hinterlassenen Qualm völlig täubt. Ganz war nicht der Mann, eine Seele, welche sich einmal das Netz seiner Mystik verfangen, wieder loszulassen. Er sorgte m fernher, die Benebelung des armen Schusters zu unterhalten. iner seiner häufigen Briefe **) an Morf brachte diesen auch zu- st mit dem heiligen Margethli in Rapport. Unterm 26. Novem- r 1819 schrieb Ganz: „Mein Lieber! Gott Lob, ich sehe, daß ch Gott mit seiner Liebe magnetisch anzieht und dich verfolget

*) W. A. II, 6.

**) W. A. I, 77—80 (Briefmappe).

mit seiner Liebe, um dich in das ewige Nichts zu versenken.“ (Das „ewige Nichts“ spielt in der Ganz-Qualm'schen Theologie keine geringere Rolle als das „Nirvana“ in der atheistischen Theologie des Buddhismus.) „O, mein theurer Morf, du mußt, du mußt in den ewigen Urgrund hineinsinken; es muß in dieses gränzenlose, weite Land der Ewigkeit hinabgesunken werden; es hilft da Alles Nichts!.... O, was habe ich auf meiner jetzigen Reise erfahren! Ich muß nur staunen und abermals staunen. Auch die Margaretha Peter ist von dem stillen Gott der Ewigkeit verschlungen worden und wohnet im Lande des Nichts, wo Gott Alles in Allem ist. Wir müssen am Ende alle in den stillen Grund, da treffen wir uns an und sehen dann, daß wir auf ewig am rechten Orte sind. Seelen, die schon in diesem Leben zu ihrem ursprünglichen Glück gelangen sollen, haben keine Ruhe, bis sie im stillen Meer der ewigen Liebe ruhen. O Lieber, eile! Der Engel hat das Wasser im Teiche Bethesda bewegt, steige eiligst hinein!“

Nun wohl, der arme Morf stieg wirklich eiligst hinein in den qualmenden Teich der Ganz'schen Phrasen, daß ihm der Dampf über dem Kopfe zusammenschlug. Ganz seinerseits war nicht faul, immer neuen Brief-Qualm zuzugießen. Im Dezember 1819 schrieb er: „Selig ist der, in dessen Herz ein immerwährendes Amen aufsteigt. Verstehst du mich, mein Lieber?“ Wir zweifeln, ob der gequälte Schuster dieses „Amen“ verstanden habe oder die weiteren Mysticismen seines Correspondenten vom „Versinken in das Nichts“, vom „Abschlachten des alten Adams“ und ähnlichen heiligen kunterbunten Qualm und Salm. Der schleichende Missionär ließ es sich freilich angelegen sein, insbesondere die Forderung, den alten Adam abzuschlachten, zu commentiren. Hatte er doch schlau die Handhabe herausgefunden, an welcher Morf am stärksten zu fassen war. „Mein Liebster — schrieb er im Jahre 1820 —

auch die Creatur ſoll frei werden vom Dienſte der Eitelkeit und des vergänglichen Weſens. Ich ſage dir" — (Emerentia, man hat Sie abermals draußen gerufen!) — „daß der fleiſchliche Umgang nach thieriſcher Weiſe ganz und gar nicht von Gott iſt. Die fleiſchliche Beiwohnung iſt eine höchſt traurige Folge unſeres Sündenfalls, und wer wieder zu ſeinem erſten urſprünglichen paradieſiſchen Glück gelangen will, der muß nothwendig den alten Saumenſchen ausziehen mit ſeinen Werken und den neuen Menſchen anziehen. Du haſt Nichts dabei zu thun als dich von Neuem dem Herrn aufzuopfern und hinzugeben, daß er dieſen wüſten alten Adam tödten und zum Brandopfer ſchlachten und ihn ganz und gar abthun kann."

So geht die ekelhafte naturwidrige Litanei noch lange fort. Iſt es doch zu allen Zeiten das Bemühen der Schwarmgeiſter und Dunkler geweſen, die Natur zu verdammen, deren ewige Geſetze aller Schwarmgeiſterei und Dunkelei ein fortwährendes Dementi geben. Daß die wahre Sittlichkeit auf die Achtung vor der Natur gegründet ſein müſſe, daß die Ehe das ſittliche Fundament der Geſellſchaft ſei, davon hatten und haben die Fanatiker keine Ahnung. Wohin aber die Verwerfung der Grundgeſetze alles Daſeins führe, die Geſchichte des armen Morf wird es zeigen. Indem er auf Eingebung eines confuſen Haſelanten hin zu vermeiden trachtete, was ſein Recht und ſeine Pflicht war, kam er dazu, ſeine Pflicht gröblich zu verletzen. Wodurch er ein Heiliger zu werden wähnte, das machte ihn zum Sünder. Man trotzt der Natur nicht ungeſtraft: ſie weiß ſich an ihren Verächtern zu rächen. Sie darf nicht mißachtet, ſie kann nicht aufgehoben werden. Sie will aber gezügelt ſein. Das ſoll, das kann der Menſch. Indem er die Natur zügelt und leitet, adelt er ſie und erhebt das Naturgeſetz zum Sittengeſetz. Dieſe harmoniſche Ineinsbildung von

Natur und Geiſt iſt, ſcheint mir, ein weiſeres Unternehmen als die Grübelei über das Räthſel unſeres Daſeins. Noch mehr, ſie iſt die einzige mögliche Löſung dieſes Räthſels. Denn eher fürwahr geht ein Kameel durch ein Nadelöhr und ein Broz ins Himmelreich ein als daß der Menſch über den Menſchen hinauskönnte. Was er ſoll, was er kann, iſt, ein ganzer, rechter, ein humaner Menſch ſein. Das Uebrige iſt a priori oder a posteriori conſtruirter Wind, der „über Stoppeln pfeift".

VI.

Fromme Fahrten.

Inzwiſchen hatte es das weithinſcheinende Licht von Wildisbuch zu einförmig gefunden, daſelbſt fortwährend ſtill auf dem Leuchter zu ſtehen. Die Margeth, ſeit lange aus dem Kreiſe früherer bäueriſcher Thätigkeit herausgetreten, fühlte ſich in ihrem heiligen Müſſiggange von der Unruhe der Langeweile ergriffen. Sie empfand einen Zug nach der Ferne und gab demſelben um ſo williger nach, als von Seiten verſchwiſterter Seelen im Herrn häufig Einladungen an ſie ergingen, die Behauſungen ihrer Freunde und Freundinnen in Chriſto durch ihre Einkehr zu begnaden. Und hatte nicht auch der Heiland, hatten nicht auch die Apoſtel das Land wandernd durchmeſſen, um auszubreiten das Heil? Demzufolge trat die heilige Margeth ihre Pilgerſchaft und das Amt einer Reiſepredigerin an. Zur Freude derer, bei welchen ſie einkehrte, aber zum Leide derer, welche bei ihren Wallfahrten nach Wildisbuch die Heilige gar häufig abweſend fanden.

Zumeiſt wanderte ſie allein ihre Straße, zuweilen jedoch ward ſie von ihrer Schweſter Eliſabeth, welche ſich wo möglich noch ſklaviſcher als die übrigen Verwandten ihr untergeordnet hatte, oder von der Urſula Kündig, als ihrem Johannes in der Jüppe, begleitet. Die frommen Ausflüge begannen mit dem Jahre 1820 und gingen zuerſt ins Flaachthal, dann nach Zürich

und von da aufwärts in die Ortschaften an den herrlichen Ufern des See's, dessen Schönheit Klopstock und Göthe gefeiert haben. Halbverwischte Spuren von der Anwesenheit und dem Wirken der Heiligen unter den Erweckten finden sich in Zollikon, Küßnacht, Meilen, Wädenschweil und dem auf dem Albis gelegenen Bergdorf Im Hirzel. An letzterem Orte wurde eine fromme weibliche Seele gar höchlich „ergriffen" von dem durch das heilige Gretchen „gepredigten so einfältigen Wege des Stillestehens und Aufhörens." Merkst du, geneigter Leser, daß der Margeth das „ewige Nichts", das buddhistische Nirvana des Schlammvulkans von Embrach auch schon geläufig geworden? In der That war, wie bereits angedeutet wurde, Jakobus Ganz-Qualm im vorhergehenden Jahre mit unserer Heiligen in briefliche Beziehung getreten.

Nach vollbrachter Mission am Zürichsee und in der Stadt Zürich selbst — von den Verbindungen Margeth's mit den frommen Herren und Damen der Stadt Zürich sind die Acten beharrlich mäuschenstill — lenkte sie im Mai 1820 ihren Pilgerstab nach Illnau, wo sich zu Ehren der sehnlich Erwarteten die Mitglieder der dortigen Lämmleinbruderschaft im Hause des Jakob Rüegg versammelten. Hier nun sah unser armer, wie wir wissen, Ganzbequalmter Jakob Morf die Heilige zum ersten Mal und hörte sie predigen. Sie hat sich bei dieser ersten Begegnung nicht im Besonderen mit ihm unterredet und er will auch keinen ungewöhnlichen Eindruck von ihrer Erscheinung und ihrem Auftreten empfangen haben *). Dem scheint aber doch nicht ganz so gewesen zu sein. Denn als er einige Wochen später nach Schaffhausen ging, Leder einzukaufen, zog es ihn seitwärts nach Wildisbuch.

*) Verhör des Jakob Morf am 11. April 1823. W. A. II, 6.

Die Heilige mag ſich aber damals nur ganz oberflächlich mit dem heilſuchenden Schuſter beſchäftigt haben, was ſchon daraus zu erklären ſein möchte, daß gerade zu jener Zeit der Verkehr mit Ganz ſie in Spannung und Aufregung hielt. Im Sommer von 1820 beſuchte der weiland Schneider von Embrach die Brüder und Schweſtern im Herrn zu Schaffhauſen und qualmte von da eines Tages durch die Kohlfirſt hinauf gen Wildisbuch. Selbſtverſtändlich konnte die erſte Begegnung des Heiligen und der Heiligen nicht ohne einiges Wunderbare vor ſich gehen. Die Legende berichtet nämlich: „Da der heilige Jakobus Ganz ſich dem Peter'ſchen Hauſe von der einen Seite näherte, kam die heilige Margeth, von einem Gang ins Feld heimkehrend, von der andern Seite auf daſſelbe zu. Augenblicklich ward ihr eine Offenbarung zu Theil, wer der hohe Fremdling ſei, und entzückt über das Heil, welches ihr durch ſein Kommen widerfuhr, führte ſie ihn hinein.“ Leider weiß weder die Legende noch wiſſen die Acten weitere Einzelnheiten über den Verkehr der beiden heiligen Perſonen anzugeben. Gewiß iſt nur, weil durch vorhandene Briefe bezeugt, daß dieſer Verkehr ſehr innig geweſen ſein muß.

Bald jedoch griff das Verhältniß zu Morf immer bedeutender und beſtimmender in das Wollen und Wirken unſerer Heiligen ein. Im September genannten Jahres machte ſich nämlich Morf zum zweiten Mal nach Wildisbuch auf, wo er diesmal eine zahlreiche Verſammlung von Wallfahrern vorfand. Nach beſchloſſenem Conventikel wurde er eingeladen, im Peter'ſchen Hauſe zu übernachten, und am folgenden Morgen würdigte ihn Margeth eines einläßlicheren Geſpräches. Sie erzählte ihm von ihren eigenen früheren Leiden und Kämpfen, ſo daß ihm war, „als ſpräche ſie aus ſeinem eigenen Herzen.“ Er mußte weinen „vor Freude, daß es noch Menſchen gebe, welche Empfindungen haben wie er.“ Damit

war denn die nähere Bekanntſchaft der Beiden gemacht. Noch vor Jahresſchluß ſollte dieſer Seelenbund feſter und traulicher werden. Margeth war durch eine Tochter des Herrn Kaſpar Notz auf der Platte bei Zürich mit dieſem bekannt geworden. Im November 1820 erſchien ſie auf der Platte, dem Hausherrn erklärend, „ſie habe einen Zug zu ihm gehabt und wünſche ſich einige Zeit in ſeinem Hauſe aufzuhalten.“ Der erweckte Mann hatte ſelbſtverſtändlich Nichts dagegen einzuwenden. Die Heilige unternahm von der Platte aus verſchiedene Miſſionszüge, „wohin eben der Herr ſie führte“ *). Im Hauſe ihres Gaſtfreundes erhielt ſie auch Beſuche von verſchiedenen heilsbegierigen Perſonen. Ueberhaupt war das Haus zur Platte ein liebſter Verſammlungsort der Erweckten, ſeit Juliane von Krüdener daſſelbe i. J. 1817 durch ihre Anweſenheit dazu geweiht hatte. Die Kinder der Welt gaben dem frommen Hauſe freilich einen andern, einen wenig erbaulichen Namen. Unter den Beſuchern, welche durch Margeth hier mehr und mehr für das Reich Gottes gewonnen wurden, that ſich der in Zürich in Condition ſtehende Strälmachergeſell (Kammmachergeſell) Stutz aus Lieſtal hervor. Unſere Heilige ſcheint ihn ausgezeichnet zu haben, und weil, wie bekannt, „die Welt das Stralende zu ſchwärzen und das Erhab'ne in den Staub zu ziehen liebt,“ ſo gereichte das ihrem Rufe zum Schaden. Böſe Zungen wollten wiſſen, Margeth's Verhältniß zu dem erweckten Strälmacher ſei vertraulicher geweſen als ihrer Heiligkeit zuträglich; der Strälmacher habe „ganze Nächte mit ihr verbracht und mit ihr allerlei ſchwärmeriſchen Unfug getrieben“ **). Herr Notz widerſprach dieſem ſtandhaft, angebend, er ſei über-

*) Depoſition des Hrn. K. Notz. W. A. II, 37.

**) Depoſition des Hrn. Dr. Graf von Rafz. W. A. II, 26 b.

zeugt, der Strälmacher sei „nur aus frommen Absichten zu der Margeth gekommen."

Fromme Absichten haben freilich schon häufig zu sehr unfrommem Thun geführt, besonders nächtlicher Weile. Indessen wollen wir dies im beregten Falle dahingestellt sein lassen. Gewiß ist, daß der arme Jakob Morf, welcher in der Heiligen von Wildisbuch endlich eine Trösterin seiner gequälten Seele gefunden zu haben glaubte, in wirklich frommer Absicht im Dezember nach der Platte kam, wo Margeth noch immer weilte. Er wollte am nämlichen Tage wieder heim, aber die Heilige hieß ihn bei ihr bleiben, „weil seine Seele, die lange genug gepeinigt worden, einmal wieder erlöst werden und ein neuer Mensch aus ihm entstehen müsse." So blieb er denn sechs Tage lang. Während dieser Zeit habe die Margeth „gewaltig gekämpft", worauf sie ihm angezeigt, „sein Geist sei nun erlöst." Zugleich „sei auf eine wunderbare Weise eine unaussprechliche Liebe aus ihrem Herzen in das seinige übergegangen." Ihm sei dabei der Spruch zu Sinne gekommen: „Wer an mich glaubt, aus dessen Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen." Denn „solche geistige Ströme seien von ihr in ihn übergegangen." Zur Bekräftigung dieser Angaben, fügte Morf noch hinzu, auch andere Personen, die in genauer Bekanntschaft mit der Margeth gestanden, würden bezeugen, daß sie „eine wunderbare Kraft besessen habe, die Herzen der Menschen durch Liebe an sich zu ziehen" *). Die gute Regula Morf, nicht angenehm verwundert über das lange Wegbleiben ihres Mannes von Hause, kam, ihn heimzuholen. Mit einer vermuthlich nicht ganz freundlichen Miene in das Haus zur Platte getreten, gab sich die Gute, als er ihr den Grund seines

*) W. A. II, 6.

Fortbleibens erklärt hatte, mit der Hoffnung zufrieden, daß „es nun mit ihm beſſern werde.“ Die arme Regula ſollte bald genug erfahren, daß es mit der Beſſerung nicht viel auf ſich hätte.

Ende Januars 1821 kehrte die Margeth über Illnau und Agaſul nach Hauſe zurück. Am letzgenannten Orte zog ſie damals die Margaretha Jäggli ſo an ſich, daß ihr dieſelbe bald nach Wildisbuch folgte. Ihr Seelenfreund Morf geleitete die Heilige in ihr väterliches Haus, wo ſie ihn wiederum volle zehn Tage zurückhielt, „um durch Chriſtum geiſtig auf ihn zu wirken, damit er von ſeinen Seelenleiden befreit werde.“ Die „Erlöſung“ auf der Platte war demnach keine Erlöſung geweſen. Als ſich Morf endlich losriß, gab ihm Margeth bis nach Andelfingen das Geleite, lud ihn zu baldigem Wiederbeſuch ein und verſprach, ihm häufig zu ſchreiben, was ſie auch wirklich that... Jakob, Jakob, ich fürchte, du biſt auf einem bedenklichen Wege! Nimm dich in Acht, daß aus der gehofften Befreiung nicht eine Beſtrickung werde. Oder iſt eine ſolche ſchon daraus geworden? Es iſt Grund vorhanden, das zu vermuthen. Ja, ja, man weiß, wo das warmbrüderliche und brünſtigſchweſterliche Getändel mit der „geiſtigen Liebe“ gemeiniglich — landesmundartlich zu ſprechen — „ausländet.“ Natur bleibt Natur und ſie ſpielt gerade Solchen, die ſich über ſie erhaben dünken, bei Gelegenheit gar gern einen Poſſen. Geh' nicht mehr nach Wildisbuch, Jakob. Ich ſage dir: das heilig' Margethli iſt in dich verliebt! Mit vielem „geiſtigem“ Brimborium allerdings, aber am Ende aller Enden doch ganz ordinärer Weiſe in dich verliebt.

Der Jakob jedoch hörte keine warnende Stimme oder merkte wenigſtens nicht darauf. Möglich, wahrſcheinlich ſogar, daß ſeine Neigung zur Margeth bis dahin wirklich eine rein ſpirituelle geblieben war. Die Idee, daß die Heilige von Wil-

bisbuch eine Heiländin, seine Heiländin sei, war dem armen, durch Ganz-Qualm in das Labyrinth des höheren Blödsinns eingeführten Manne zur fixen geworden. Von dieser Seite her sollte er Verführung zu befahren haben? Von Seiten der Heiligen, welche die Donnerkeile ihrer Beredtsamkeit namentlich „gegen die Wolluſt“ *) zu schleudern pflegte? Unmöglich! So ging er denn zu Ostern 1821 wieder nach Wildisbuch und verbrachte die Feiertage daselbst. Es hätte ihm aber doch auffallen sollen, daß die heilige Margeth nicht mehr ohne ihn sein und leben konnte. Denn schon zum Himmelfahrtsfest mußte er auf ihr Geheiß abermals zu ihr kommen. Kein Zweifel, unsere Heilige hätte in jenen Frühlingstagen singen können:

„Im wunderschönen Monat Mai,
Als alle Knospen sprangen,
Da ist auch mir im Herzen
Die Liebe aufgegangen.“

Aber so sang sie nicht. Sie wußte ja Nichts von „profanen“ Dichtern. „Was weiß das eigentliche Volk von uns?“ sagte in alten Tagen Faust-Göthe grämlich zu seinem Famulus Wagner-Eckermann, welcher von Wahrheitswegen hätte antworten müssen: „Excellenz, blutwenig oder Nichts.“ Das ist ja eben der Jammer, daß das Volk, das „eigentliche“ Volk keine Kenntniß, keine Ahnung hat von dem heiligen Strom der Schönheit, welchen unsere Göthe und Schiller durch die Welt ergossen haben. Sonst hätte es sich wohl schon vom molochistischen Seelenschmutz darin gereinigt. Aber freilich, ohne Vorbereitung müßte ihm so ein Bad mehr zum Unheil als zum Heil ausschlagen und es steht zu vermuthen, die nöthige Vorbereitung werde noch Jahrhunderte dauern. Die Stunden der Weltgeschichtsuhr sind so

*) W. A. II, 37.

ungeheuer lang, daß das längſte Menſchenleben kaum eine Sekunde füllt, und keine Ungeduld rückt den Zeiger vor.

Es trieb und gohr in der Margeth, keine Frage. Die Heilige war zum ſimpeln Weibe geworden, d. h. ſie war verliebt wie eine ganz gewöhnliche Evastochter. Die bäueriſche Sinnlichkeit, durch den frommen Müſſiggang noch mehr geſtachelt, war in ihr erwacht, ſehr erwacht. Aber ſie war ſchon gewohnt, in einer Scheinwelt zu leben, und vermochte der Wahrheit und Wirklichkeit nicht mehr ins Angeſicht zu ſehen. So gaukelte ſie ſich denn auch ihre Leidenſchaft für den armen mopsköpfigen Morf ins Ueberſinnliche hinüber und verquickte ihre Gefühle mit theoſophiſchem Nonſens aus dem „Pſalterſpiel", aus dem „Herzbüchlein" und aus dem „Geheimniß der Gottſeligkeit." Wie ſtupide Theologen, möcht' ich ſagen, die Gitagovinda der Hebräer, das unter dem Namen des Hohenliedes bekannte glühende Liebesidyll, zu einer froſtigen kirchlichen Allegorie umzudeuten ſich nicht entblödet haben, ſo log ſich die Margeth ihre natürliche Liebesglut zu einer übernatürlichen Flamme um, zu einem weiteren weſentlichen Ausfluß ihres heiländiſchen Weſens.

Es iſt mir ſehr wahrſcheinlich, daß unſere Heilige, als ſie am Himmelfahrtstage von 1821 mit ihrem Seelenfreund aus Illnau durch die blühenden Fluren ihrer Heimat wandelte, zuerſt die nachmals von ihr verkündigte Offenbarung erhalten habe, ſie würde gemeinſam mit dem Jakob gen Himmel fahren. Sehr wahrſcheinlich das! Denn die Beiden waren mitſammen zur Hochwacht hinaufgeſtiegen und iſt das ſo ein Punkt, wo die mühſam verhaltene Zärtlichkeit einer Heiligen ſchon auf einen ſolchen Einfall kommen kann. Ein weniger wolkenwandleriſches Paar würde freilich, an ſo einem duftigen Himmel-

ahrtstag von der Hochwacht ob Wildisbuch ins Land aus-
lickend, sich begnügen, mit Hölty zu fühlen und zu singen:
O, wunderschön ist Gottes Erde und werth, darauf vergnügt
u sein.“ Allein von Frommen und Heiligen müßt ihr ja keine
aturgemäßen Empfindungen erwarten. Sie leben und weben
i überſinnlichem Qualm, um dann mitten darin plötzlich von
nnlichſten — Zufällen überrascht zu werden. Wir werden
ne derartige Ueberraſchung mitanzuſehen haben.

Als der theure Jakob am dritten Tag nach der „Auffahrt“
ieder heimgegangen, wühlte eine gränzenloſe Unruhe in unſerer
eiligen. Eine Epiſtel, die er ihr nach ſeiner Heimkunft zugehen
eß, minderte dieſe Liebesunruhe nicht, ſondern mehrte ſie eher.
Largeth ſtieg die Halde hinan zur Hochwacht, nach der Gegend
usblickend, wo Illnau lag. Sie hätte mögen Jakobum mit
ren Blicken herbeibannen. Maßen ſie aber trotz ihrer „Wun-
rkraft“ das nicht vermochte, ging ſie wieder bergabwärts
im, ſetzte ſich hin und ergoß ihre Sehnſucht in folgendem
rief an Morf: — „Mein geliebtes Kind! Dein lieber Brief freute
ich ſehr, welchen ich durch den l. Jakob von Trüllikon Richtig
halten habe. Ach du mein liebes Kind! wie gerne wolte ich
r ſagen wie es mir ergangen iſt. ſobald wir uns verabſcheidet
ben, ſo mußte ich auf die ſeiten gehen, wo mich Niemand
hen möchte, um meinem Herzen Luft zu machen. O du mein
erz ich kann dir nicht beſchreiben, in welche — Tiefe Wehmuth
) verfallen bin, eine Stunde lang lag ich da. Ich möchte vor
erzenleid nicht mehr nach Hauſe gehen, ſonder in diſer Wüſte
llein bleiben! in einer ſolchen Lage weiß ich nicht, daß ich
chon geweſen ſei! ſo unnenbahre Leiden aller Art, ſo bedenk-
che Schulen ich bis dahin immer durchmachen mußte. Aber
if eine ſolche Weiſe habe ich es noch nie erfahren. Ach wie

ein Trauriger Schmerz iſt doch das. Ach der vorige Abſcheid und Abweſenheit war ein Schatten gegen dieſmal. Ach warum biſt du mir den ſo gar unbeſchreiblich lieb. Warum liebt den die Liebe in mir dich ſo ſehr! Den nächſten Freitag nach unſerem Abſcheid bin ich auf denſelbigen berg gegangen und mußte den (dann) lang nach deiner Heimat Schauen. ich erkente darann das Schloß Kiburg und nachher bin ich Oft wieder in die nehmliche Liebeswehmuth verfallen, daß ich es faßt nicht mehr aushalten möchte." — Bis hieher ſprach das verliebte Margethli und zwar, wie man geſtehen muß, ganz in der verliebten Ordnung. Nun aber kommt das heilige Margethli und fährt fort: — „Ach wann wird doch die Zeit kommen, wo Alles wird aufgelößt werden, wo die Liebe! kan ungeſtört und ungehindert lieben nach ihrem Lauf und Willen! und ſich ergieſen kan nach ihrem ewigen Maaſe. Nach ihrem unbeſchreiblichen Reichthum! O wie iſt die Liebe noch ſo unbekant in den Seelen, wie wenige haben ſie noch erfahren. Ach es iſt die Liebe die allen Verſtand überſteigt *). Aber wie wenige noch ſind aus dieſer Liebe am Kreuze gebohren worden. O du Wunderbarer Stand! wie wenigen biſt du bekannt! O du Wunderbare Liebe! du wirſt nicht Satt mit lieben. im Glauben und in Gerechtigkeit! in ewigkeit vermältſt du dich mit deinen Kinderen! und wie mehr du ſie liebſt wie mehr wird ihr Hunger und Durſt entzünt nach deiner Liebe, bis ſie ganz in dieſelbige eingezogen und in allen ſtücken darin Wachſen, an den der daß Haupt iſt Chriſtus! O du mein Herz, o du Kind der Liebe!

*) Da fällt Einem, weiß der Himmel, unwillkürlich die läſterliche Parodie der bekannten Halm'ſchen Definition der Liebe ein:

„Zwei Seelen und — kein Gedanke,
Zwei Köpfe und — kein Hirn."

Du bist ja aus Gott gebohren, der die Liebe ist. Darum kanst u nicht entwendt werden von der Liebe — mein geliebtes kind! Deine dich ewig liebende Margarethe Peter" *).

Als dieser vom „4. Mey 1821" datirte Brief nach Illnau elangte, schüttelte die gute Regula Morf denn doch bedenklich en Kopf dazu. Sie hatte schon zu einer früheren Epistel des eiligen Gretchens an ihren Mann (dat. 15. April 1821) edenklich den Kopf geschüttelt. Denn es hatte darin geheißen: O wie ist die Liebe in mir so groß. O wie so unbeschreiblich, ie so gewaltiger und stärker als der Tod. O du mein liebes kind! O wie lieb bist du mir doch! O wie 1000sendmall muß ch dich im geist an mein Herz drücken. Ach warum muß ich ich den auch so gar überaus lieben, mein geliebtes Kind?" Die Heilige scheint denn doch gefühlt zu haben, daß dies Alles icht so recht geistig und geistlich laute, denn sie schrieb an den and des Briefes: „Diese Zeilen sind einzig (nur) für dich." Morf jedoch theilte diesen Brief wie die übrigen seiner Ehefrau it und darin könnte doch wohl ein Beweis liegen, daß er sein erhältniß zu der Margeth noch immer arglos nahm, daß er ch so zu sagen passiv darüber täuschte, während die Heilige rerseits hinsichtlich der Natur dieses Verhältnisses activ sich etrog. Die gute Regula sagte nachmals über diese Episteln aus, ihr Mann habe ihr die von der Margeth erhaltenen Briefe orgelesen; welche ihr aber nicht gefallen, da sie viel unverständ- ches Zeug enthalten und meistens wie Liebesbriefe gelautet ätten. Allein ihr Mann habe sie damit beruhigt, daß dies nur eistige Liebe bedeute" **).

*) Wort- und buchstabengetreu nach dem Original. W. A. Brief- appe, Nr. X.

**) W. A. II, 26 a.

In einer Art Nachschrift zu dem oben mitgetheilten Briefe setzte die Heilige ihren „ewiggeliebtesten Schatz“ in Kenntniß, daß sie für einige Tage nach Baden im Kanton Aargau reisen werde. Sie that dies und zwar in Gesellschaft der Ursula Kündig, welcher ihr Vater erlaubt hatte, eine oder zwei Wochen lang die altberühmten dortigen Bäder zu gebrauchen. Nachdem aber die beiden Mädchen ein paar Tage im Gasthaus zum Schlüssel in Baden verbracht hatten, erklärte die Heilige, „sie spüre einen Zug des Geistes nach Basel hin, wo der Herr ein großes Volk habe.“ Sie war ja schon vor Jahren von dem frommen Lachenal dahin eingeladen worden und wußte auch ihren Seelenfreund Ganz-Qualm dort. Die sittsame Ursula fand freilich diese Weiterwanderung mehr bedenklich als erwecklich und deutete schüchtern an, sie würde die Reise nach Basel vor ihrem strengen Vater nicht verantworten können. Darauf die Heilige hoch herab: „Man muß Gott mehr gehorsamen als den Menschen, und wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht werth.“ Auf dieses Machtwort hin fügte sich die arme demüthige Ursula und ging mit nach Basel. Eine Tradition hat diese Reise mit dem inzwischen polizeilich aus Zürich in seine Heimat Liestal verwiesenen Strälmacher Stutz, welchen die Margeth habe besuchen wollen, in Verbindung gebracht. Allein Ursula's Zeugniß steht dieser Sage ganz bestimmt entgegen *). Wir wissen von ihr, daß sie sich mit der Margeth auf directestem Wege nach Basel begab, daß die Heilige mit ihrer Jüngerin vom Professor Lachenal gastfreundlich aufgenommen wurde und daß sie während ihres achttägigen Aufenthalts in Basel das Lachenal'sche Haus nie verließ. Ganz

*) W. A. II, 32.

Qualm hatte hier mehrere vertrauliche Unterredungen mit der theuren Seelenfreundin, ſtellte ihr fromme Herren und Damen vor und ſelbſtverſtändlich ward in aller Form geconventikelt. Ob unſere Heilige auf die Erweckungsſüchtigen von Baſel bei dieſer Gelegenheit beſonders erwecklich gewirkt habe, darüber geben unſere Quellen keine Auskunft.

Faſt aber ſcheint es, die Margeth habe ſich bei ihrem meſſianiſchen Wirken in Baſel zu übermäßig angeſtrengt, denn ſie verließ die Stadt der Tractätchen und Heidenbekehrungsanſtalten als eine Kranke. Sie nahm daher auf dem Rückweg nach Wildisbuch ihre Einkehr bei einem ſeit lange gewonnenen Bruder im Herrn, dem Doctor Graf zu Rafz, einem Intimus unſeres Schlammvulkans von Embrach. Auch Heiländinnen kommen mitunter in den Fall, ſtatt bei der eigenen Wunderkraft bei der profanen Heilkunde Hülfe zu ſuchen. Beſagter Doctor will aber — ſo behauptete er wenigſtens ſpäter — von der diesmaligen Einkehr der Heiligen und ihrer Jüngerin nicht ſehr erbaut geweſen ſein und die Beiden mit der wenig ehrerbietigen Bemerkung empfangen haben, „es ſchicke ſich für junge Weibsperſonen ſchlecht, ſo im Lande herumzuziehen.“ Die Margeth erwiderte darauf, ſie müſſe ihn nothwendig allein ſprechen, und ſchickte die Urſula nach Hauſe voraus. Gleich darauf wurde der Heiligen übel und des Doctors Frau brachte ſie zu Bette. Der Doctor ſelbſt will die Patientin mit argwöhniſchen Blicken gemuſtert und „die Dicke ihres Unterleibes“ ſehr auffallend gefunden haben. Sie klagte ihm, „ſeit einiger Zeit ſpüre ſie alle Morgen einen Reiz zum Erbrechen und ſei auch — („Emerentia“, u. ſ. w.) — ein gewiſſes Phänomen gen. fem. jetzt ſchon zum dritten Mal ausgeblieben, was ihr bis anhin in

ihrem Leben noch nie widerfahren" *). Ominös das, sehr ominös! Unserer Heiligen scheint zu dieser Zeit noch nicht geoffenbart worden zu sein, was ihr später geoffenbart wurde, nämlich die beregte Störung ihres weiblichen Organismus sei „ein Zeichen, daß sie über ihre weibliche Natur ganz Meisterin geworden und dieselbe erstorben sei" **). Wenigstens will der Doctor von Rasz damals, im Mai 1821, keine solche Deutung jenes ominösen Umstandes aus dem Munde der Heiligen vernommen haben. Aber freilich, der Doctor war ja gerade in einer Metamorphose seiner religiösen Anschauungen begriffen und hatte entschieden den „rechten" Glauben nicht mehr. Denn er, der früher so recht Ganz-Qualmisch an das heilige Margethli von der „Stille der durchgebrochenen, in den ewigen Gottesgrund versunkenen, in den Armen der stillen Gelassenheit, ja der ewigen Unveränderlichkeit ruhenden Seelen", warmbrüderlichst geschrieben hatte, unterfing sich jetzt der Blasphemie, zu sagen, der heilige Ganz sei „auch nur ein Pfaff." Eine erschreckliche Umstimmung das! Die Brüder und Schwestern in Basel hatten mit Kummer vernommen, daß der Bruder Doctor wieder „im Luciferstand stehe" ***), und unsere Heilige war beauftragt worden, ihm ins Gewissen zu reden. Er dagegen verordnete ihr etliche starke Dosen Carmillenthee und damit endete dieses Abenteuer zu Rasz auf dem Raszerfeld.

Im Uebrigen muß dazumalen das, zart zu sprechen, unjungferliche Aussehen des Margethli auch noch anderen Leuten als dem erweckten Doctor Graf aufgefallen sein. Denn es ging zu nicht geringem Aergerniß aller gottseligen Seelen das Gerücht

*) W. A. II, 26 b.
**) W. A. I, 49, 87.
***) W. A. II, 29, Nachtrag.

ins Land aus, die Heilige ſei geſegneten Leibes. Ein zweites raunte, ſie habe im Wirthshaus zu Bargen im Kanton Schaffhauſen heimlich geboren. Hiergegen liegt ein actenmäßiger Einſpruch vor *) und iſt überhaupt die ganze Geſchichte von dieſer Schwangerſchaft mythiſch geblieben. Nicht der Schatten eines Beweiſes iſt dafür beigebracht worden. Aber: „Zukünftiges wirft ſeinen Schatten voran" — hat ein britiſcher Dichter geſagt, ein tiefer Kenner von Menſchen und Dingen. Die Peripetie unſeres Paſſionsſpiels, welcher wir jetzt zuſchreiten, wird das Omen nur allzu ſehr beſtätigen.

*) W. A. I, 101 a.

VII.

In der Verborgenheit.

Zu Anfang des Jahres 1822 durchkreuzten wieder allerhand seltsame Sagen das Wyland und hatten die dörflichen Klatschbasen zwischen der Thur und dem Rhein alle Hände oder vielmehr alle Mäuler voll zu thun. Die Magdalena Moser in Oerlingen, vermuth' ich, und die Barbara Baumann in Trüllikon hatten dazumal gar viele Anbohrungsversuche zu befahren. Allein sie hielten sich wacker und es war Nichts aus ihnen herauszubohren. Die Spannung der Neugierde unserer guten Wyländerinnen und wohl auch Wyländer war allerdings berechtigt genug. Sie hatte nicht allein eine mythische, sondern auch eine historische Unterlage: — die heilige Margeth war mit ihrer Schwester Elisabeth seit Monaten aus Wildisbuch verschwunden, spurlos, wie der Erde entrückt.

Um diese geschichtliche Thatsache her rankten sich, wie bei Heiligengeschichten bräuchlich, mythenbildnerische Arabesken, von nicht sehr heiliger Natur freilich. Denn sie sagten aus, die Heilige und ihre Schwester-Jüngerin hätten dringliche Ursache gehabt, sich zeitweilig unsichtbar zu machen; jene, um im Verborgenen eine Niederkunft zu bewerkstelligen, diese, um eine Schwangerschaft zu verheimlichen *). Als derartige Auslassungen der wyländischen

*) W. A. I, 23.

Dorfnovelliſtinnen immer lauter wurden, mußte ſich unſer Pfarrherr von Trüllikon wohl oder übel damit befaſſen und verſammelte zu dieſem Ende am 2. Januar ſeinen „Stillſtand", wie nicht etwa aus ſatiriſchen, ſondern nur aus techniſchen Gründen die Collegien der Kirchenälteſten in den Gemeinden des Kantons Zürich amtlich hießen und noch heißen. Es ward ein Protokoll angefertigt, in welchem die Thatſache des Verſchwundenſeins der beiden Schweſtern conſtatirt ward, ſowie die weitere, daß der Stillſtand den Johannes Peter Judenſchießer zu Wildisbuch wiederholt, aber vergeblich aufgefordert hatte, ſeine beiden Töchter vor dem Pfarramt zu ſtellen oder wenigſtens anzugeben, wo ſie ſich befänden.

Das Protokoll ward dem Oberamt in Andelfingen zugefertigt, worauf dieſes den Judenſchießer auf den 23. Januar vorbeſchied und ins Gebet nahm. Der Alte war aber nicht der Mann, Etwas zu ſagen, was er nicht ſagen wollte; wohl aber der Mann, zu lügen wie ein Frommer, wenn die „politiſche Nothwendigkeit" es verlangte. So log er denn, „er wiſſe nicht, wo ſeine beiden Töchter ſich aufhielten", und ſetzte lachend hinzu, „er ſei der Mädchen halber ganz unbekümmert, weil überzeugt, daß dieſelben nichts Böſes thun könnten." Da war nun freilich Nichts zu machen als dem Alten bei Buße aufzugeben, ſeine Töchter innerhalb einer Friſt von 14 Tagen vor dem Pfarramt Trüllikon zu ſtellen. Auch erſtattete der Oberamtmann Schweizer Bericht nach Zürich, um die kantonale Polizei zur Aufſpürung der Verſchwundenen in Bewegung zu ſetzen. Es wurde demnach allenthalben auf ſie gefahndet, nur nicht da, wo ſie ſich wirklich befanden.

Die Heilige von Wildisbuch ſcheint nach ihrer Ende Mai's 1821 erfolgten Heimkunft von der Miſſionsreiſe nach Baſel mehrere Wochen in düſterem Hinbrüten verbracht zu haben. Es liegen, ſoviel ich habe erkunden können, aus dieſer Zeit weder münd-

liche noch briefliche Aeußerungen von ihr vor und so fehlt der psychologische Schlüssel zu dem, was sie damals empfand, sann und wollte. Mit Sicherheit läßt sich nur annehmen, daß sie gerade damals insbesondere ihre Schwester Elisabeth, ihren Schwager Moser und die Ursula Kündig, welche jetzt in dem Peter'schen Hause lebte, zum höchsten Grade gläubigen Vertrauens und fanatischer Anhänglichkeit hinaufgesteigert habe. Dem Moser untersagte sie zu jener Zeit den ehelichen Umgang mit seiner Frau in strengster Weise, „weil man einen solchen Umgang meiden müsse, wenn man Gott wohlgefällig sein wolle" *). Im Juni verbrachte der „ewiggeliebteste" Schuster von Illnau wieder etliche Tage bei seiner Seelentrösterin zu Wildisbuch.

Kurz darauf, am 13. Juli, hob sich, nach wahrscheinlich mit der Elisabeth und der Ursula Kündig genommener Abrede, die Heilige von dannen und am Abend desselben Tages betrat sie „unerwartet" das Haus der Morf'schen Eheleute in Illnau **). Sie zeigte dem Jakob und der Regula an, daß sie vierzehn Tage bei ihnen zu verweilen gedenke, welche Eröffnung natürlich mit gebührendem Respect vernommen wurde. Aus diesen vierzehn Tagen sind aber anderthalb Jahre geworden, denn so lange sollte die Hedschra der Prophetin von Wildisbuch währen. Lange genug fürwahr, um das wunderlichste Idyll in Szene zu setzen, von welchem man je vernommen. Die Heilige wollte in der Verborgenheit leben und es wurden alle Maßregeln getroffen, ihre Anwesenheit selbst vor den nächsten Nachbarn geheim zu halten, was nur da-

*) W. A. II, 22.

**) Hauptquellen für das Folgende in diesem und dem nächsten Kapitel sind das Verhör des Jakob Morf am 11. April 1823, W. A. II, 6, und das Verhör der Regula Morf am 9. Juni 1823, W. A. II, 26a.

durch gelingen konnte, daß die Morf'schen Eheleute wenig Umgang hatten und ihr Haus vereinzelt zwischen Ober- und Unter-Illnau gelegen war. Bemerkenswerth ist, daß die heilige Margeth diese anderthalb Jahre über niemals, auch nicht eine Stunde lang mit gemeiner Arbeit sich abgegeben hat. Sie war alle diese Zeit entweder „in Gott versenkt" oder beschäftigt, „mit dem Satan zu kämpfen." Doch ließ sie sich ziemlich regelmäßig herab, ihre Meditationen und Kämpfe zu unterbrechen, um bei wohlverschlossenen Thüren dem Jakob und der Regula die Bibel, insbesondere die Apokalypse, auszulegen und daran Predigten zu knüpfen, welche meistens darauf hinausliefen, „der menschliche Geist müsse sich mit seinem Urgeist verschmelzen." Der guten redlichen Regula kam dieser auf Ganz-Qualm'sche Noten gesetzte Text so spanisch vor, daß sie sehr verständiger Weise beschloß, „sich nicht weiter damit zu beschäftigen, sondern lieber bei ihrem alten einfachen Glauben zu bleiben." Recht so, Regula! Du wußtest, rechne ich, daß $2 \times 2 = 4$ ist. Aber ich wollte, du hättest wie an deinem alten einfachen Glauben so auch an deinem ehefraulichem Hausrecht festgehalten. Ich wollte, du wärest etwas weniger gutmüthig und aufopferungsfähig und dafür nach Beschaffenheit der Umstände sogar das gewesen, was die Volkspoesie ein „Reibeisen" nennt, ein Hausdrache so zu sagen. Es wäre wünschenswerth gewesen, daß du bei Zeiten den Kehrbesen zur Hand genommen, einen derben Kehrbesen, und damit die heilige Margeth mitsammt ihrer Urgeisterei, Apokalypse und Satanologie, ihrem Verschmelzen, Orakeln und Dingsda zum Hause hinausgefegt hättest, — sehr wünschenswerth! Es ist gefährlich, mit großen Herren Kirschen zu essen; aber gefährlicher ist's, mit einem oder gar vollends mit einer Heiligen unter einem Dache zu wohnen. Gutmüthige Regula, ich wünschte sehr, du hättest gewußt und beherzigt, daß schon vor Alters

dahinten in Schiras ein ſehr weiſer Mann, etwas grobianiſch allerdings, geſagt und geſungen:

„Traue keinem Heiligen! Süße Worte ſpricht er,
Aber in der Kutte ſteckt immer ein Halunke.“

Kutte oder Weiberjüppe, das macht keinen großen Unterſchied. Im Gegentheil, ſo eine Jüppe kann unter Umſtänden noch gefährlicher werden als eine Kutte, viel gefährlicher, calculir' ich.

Nachdem unſere Heilige vier oder fünf Wochen in der Verborgenheit zu Illnau verbracht hatte, geſchah eine Offenbarung, welche zeigte, weßhalb ſie denn eigentlich dieſe Hedſchra nach Illnau bewerkſtelligt habe. Eines Morgens eröffnete ſie nämlich dem armen Jakob, in der Nacht ſei ihr ein Engel erſchienen, um ihr zu offenbaren, „Gott der Herr werde ſie und ihn, Jakobum, mit Leib und Seele von der Erde wegnehmen, gleichwie dies dem Enoch und Elias widerfahren.“ Um nun dieſe in Ausſicht geſtellte Himmelfahrt zuwege zu bringen, war es nöthig, weitere vier bis fünf Wochen „beſtändig mit dem Satan zu kämpfen“, was zu thun die Heilige ſich angelegen ſein ließ. Nach Verlauf dieſer Zeit wollte oder konnte der Satan gegen die Himmelfahrt der Beiden Nichts mehr einwenden und eines Morgens eröffnete die Margeth ihrem Seelenfreunde, der „wichtige Tag ſei nun für Beide erſchienen“, und forderte ihn auf, ſeine Sonntagskleider anzulegen, wie ſie bereits gethan, damit ſie in anſtändiger Toilette in den Himmel einführen.

Wohl, legte alſo der Jakob andächtig ſeinen ſonntäglichen Anzug an und harrten die Beiden den ganzen Tag der wunderſamen „Abreiſe“. Allein die Harrenden blieben merkwürdiger Weiſe ſitzen, wo ſie ſaßen. Der Himmelfahrtsverſuch mißlang, der Jakob jedoch gab trotzdem den Glauben an das endliche Gelingen deſſelben nicht auf. Die Heilige ihrerſeits ließ nicht den geringſten Zweifel

aufkommen, ſagend: „Was heute nicht geſchah, kann morgen geſchehen.“ Sie ſandte ſogar durch eine vertraute Perſon, eine Schweſter des Jakob, Botſchaft nach Wildisbuch, die Ihrigen ſollten nach Illnau kommen, um noch Abſchied von ihr zu nehmen, bevor ſie gen Himmel erhoben würde, und Zeugen dieſer Erhebung zu ſein. Darauf hin erſchienen ſchon am folgenden Tag Schweſter Eliſabeth und Lieblingsjüngerin Urſula im Morf'ſchen Hauſe. Urſula blieb vier oder fünf Wochen, worauf ſie nach Wildisbuch zurückkehrte, Eliſabeth blieb bis zu dem Tage oder vielmehr bis zu der Nacht, wo ihre Schweſter von Illnau abfuhr, wennſchon nicht gen Himmel. Sämmtliche drei Mädchen ſchliefen mit den Morf'ſchen Eheleuten in einer und derſelben Kammer. Ländlich-ſittlich, heilig-idylliſch, patriarchaliſch-erweklich!

Die Himmelfahrt alſo war aufgeſchoben, wenn auch nicht aufgehoben. Man mußte ſich in Geduld faſſen, mußte glauben und hoffen. Logiſcher Weiſe ſollte freilich der Himmelfahrt die Paſſion vorangehen, aber zu dieſem Schluß iſt unſere Heilige erſt ſpäter gekommen. Einſtweilen kam die gute arme Regula in Betreff der unmäßig ſich in die Länge ziehenden heiligen Einquartirung mitunter auf unliebſame Schlüſſe; denn, wie geſagt, ſie hatte ihr Einmaleins inne. Sie drückte das in ihrer Weiſe ſo aus: die Margeth und die Eliſabeth hätten ſich die ganze Zeit über unter Tags meiſtens in der oberen Kammer aufgehalten, wo ſie auch mit ihrem Mann, dem Jakob, ihre Mahlzeiten einnahmen. Dieſe Lebensart habe ihr, der Regula, natürlich nicht behagen können, indem ſie für ihren Mann und dieſe Perſonen immer beſſere Speiſen habe zubereiten müſſen als ſie ſelbſt genoſſen und das Geld, das ſie dafür von den beiden Schweſtern erhalten, nicht bedeutend geweſen ſei, indem daſſelbe während der ganzen anderthalb Jahre

ungefähr hundert Gulden betragen *). Die Margeth habe ihr freilich bemerkt, sie, die Regula, „müsse ihren Mann auch noch gut halten, indem derselbe nicht mehr lange auf dieser Erde verbleiben, sondern mit ihr lebendigen Leibes gen Himmel fahren werde, wo dann ihre Haushaltung mit der Peter'schen vereinigt werden würde." Dieweil nun die Margeth so „wunderbare Dinge" gesprochen und ihr Mann so großes Vertrauen auf dieselbe gesetzt, so habe sie sich so lange als möglich geduldet. Im Verlauf der Zeit habe sie aber doch einsehen müssen, daß sie solche Ausgaben nicht mehr in die Länge bestreiten könne, und habe das der Margeth erklärt. Diese jedoch habe ihr entgegnet, sie, die Regula, hänge zu sehr am Irdischen und sie solle wohl bedenken, „daß die Kinder Israel vierzig Jahre durch die Wüste geführt worden und alle bis auf zwei ihres Unglaubens wegen darin gestorben seien." Ob sie wolle, daß es ihr so erginge? Dies wollte nun zwar die gute Regula nicht, wohl aber, daß die beiden Schwestern ihren Bedarf an Lebensmitteln selbst anschaffen sollten. Darüber sei es denn oft zwischen ihnen zu Zänkereien gekommen, um so mehr, da sie „auf das heilige Geschwätz der Schwestern nicht Achtung gegeben." Die Margeth habe sich bei diesen Streitigkeiten keineswegs leidend benommen, sondern habe „tüchtig ausgekehrt" und gesagt, „sie sei nicht hieher gekommen, um Frieden zu stiften, sondern um Krieg zu führen" — Parodie eines bekannten evangelischen Wortes, auf welches sich schon so viele Qualmer und Dünstler berufen haben. Die ehrliche Schustersfrau ließ sich also in ihrer Gutmüthigkeit von der hochfahrenden Heiligen in ihrem eigenen Hause den Krieg machen. Quer das, sehr quer! Hätte den Stiel um-

*) Die Töchter des Judenschießers waren mündig und konnten über die Interessen eines Kapitals verfügen, welches ihnen ihre Mutter hinterlassen hatte.

drehen und ihrerseits „tüchtig auskehren" sollen. Aber sie liebte ihren Mann aufrichtig und that ihm Alles zu Gefallen, nur zu viel, viel zu viel! Muß auch die Güte eine Gränze haben, sonst — nun sonst passiren mitunter Geschichten, wie im Hause des Schusters von Illnau eine passirte.

Es muß angenommen werden, die Heiligkeit des Margethli habe zu dieser Zeit eine bedeutende Trübung erfahren. Wir sehen, daß während ihres Lebens in der Illnauer Verborgenheit ihr Gebaren zwischen stumpfem Brüten, Aeußerungen phantastischen Blödsinns und heftigen Ausbrüchen schwankte. Die Erinnerungen an letztere entlockten nachmals der armen Regula, welche ja vornehmlich darunter zu leiden gehabt, das Klagwort: „Ich kann wohl sagen, daß ich von der Margeth, bevor sie sich selber kreuzigen ließ, gekreuzigt worden bin." Langen wir mit einer unerbittlichen Sonde in die geheimste Falte von Margeth's Seele hinein, so erklärt sich ihr damaliger Gemüthszustand unschwer. Vor Beginn dieser Operation müssen wir freilich allen Misses Emerentien, welchen etwa dieses Buch zur Hand kommen sollte, alles Ernstes zurufen, hinauszugehen, und zwar für den ganzen noch übrigen Rest des vorliegenden Kapitels. Doch bedarf es eines solchen Zurufs wohl gar nicht. Unsere Emerentien, welche ein Patent auf die englische Delicacy und Prüderie genommen, unsere Emerentien, welche jenen anglikanischen Cant nachspielen, der öffentlich den Shakspeare perhorrescirt, während er sich heimlich mit Behagen auf Crebillon's „Sopha" reckelt und im Faublas nascht — ich sage, unsere Emerentien haben ja keine Zeit, andere Bücher zu lesen als die sehr keuschen und sittsamen von Eugen Sue, Alexander Dumas père et fils, Ernest Feydeau und Edmond Montépin.

Die heilige Margeth war verliebt wie eine Maikäferin und

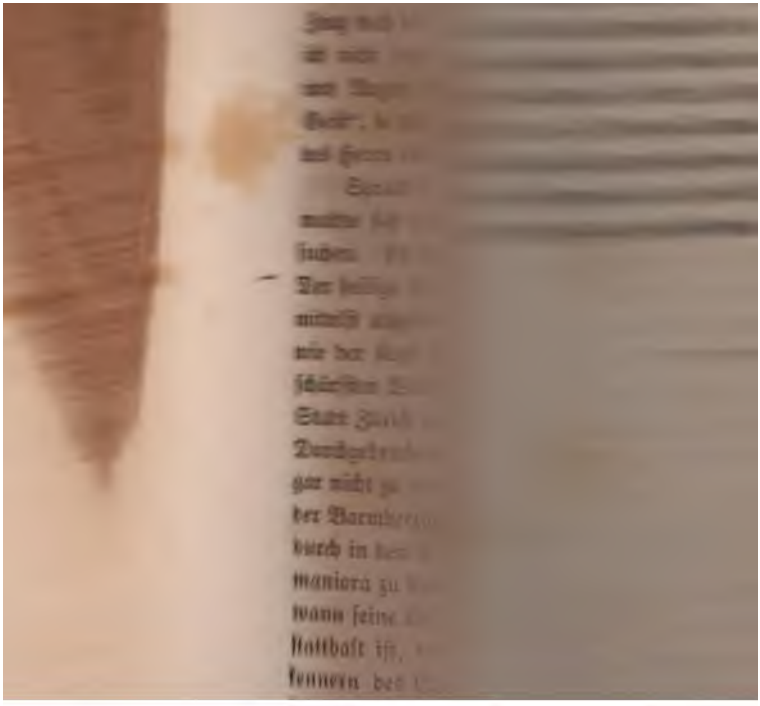
sie hatte in der That schwer zu kämpfen, den Kampf zwischen ihrer Sinnlichkeit und ihrem mystischen Hochmuth. Aus diesem Zwiespalt hatte sich der tolle Einfall entbunden, mit dem „ewiggeliebtesten" Jakob gen Himmel zu fahren, da die Verhältnisse einer Vereinigung mit besagtem Jakob auf Erden entgegen waren. Sie wäre gern ein Weib gewesen und wollte doch nicht aufhören, für eine Heilige, für eine Heiländin zu gelten: das war das ganze Mysterium. Hier liegt auch die Erklärung ihres Verhaltens zu der armen Regula: es war das der brennendsten Eifersucht, einer Eifersucht, für welche die schwäbische und schweizerische Volkssprache ein sehr garstiges, aber höchst bezeichnendes Wort besitzt, gegen dessen Gebrauch freilich die Feder sich sträubt. Deßhalb verbot sie dem Jakob auf's Schärfste, seiner Frau die eheliche Pflicht zu leisten, was sie ihm als „das größte Hinderniß der Vereinigung mit dem Urgeist" darstellte. Der Jakob hielt aber dieses Verbot Anfangs nicht stricte, doch suchte er den Umgang mit seiner Frau vor der Heiligen geheim zu halten. Weil aber, erzählt die gute Regula, der arme gepeinigte Mann jedes Mal, wenn er gegen das ihm auferlegte Verbot sich verfehlt hatte, „von den heftigsten Bangigkeiten überfallen worden sei, sich die ganze Nacht im Bett herumgewälzt und gejammert habe, daß er eine große Sünde begangen," so habe sie, die Regula, ihm erklärt, „unter solchen Umständen sei es ihr lieber, den ehelichen Umgang ganz abzubrechen", was denn auch geschehen sei. Das Gesagte reicht, denk' ich, aus, klar zu machen, daß wohl selten drei Personen — die bis zum Stumpfsinn sklavische Elisabeth kommt hier nicht in Betracht — unter einem Dache vereinigt waren, welche sich so unglücklich fühlen mußten wie die Margeth, der Jakob und die Regula. Die ganze Situation war darnach angethan, entweder in ein Skandal oder aber in ein Verbrechen auszuberſten. Platzen mußte die von

Wahn und Lüge strotzende Blase, so oder so. Sie ist dann auch endlich geplatzt.

Die Trübung des Heiligenscheins der Margeth sollte in totale Verfinsterung übergehen, im fahlen Zwielicht eines Frühjahrmorgens von 1822 .... Frau Regula ist aufgestanden, hat die Lampe angezündet und die Elisabeth geweckt, worauf die Beiden die Kammer verlassen, weil heute Brot gebacken werden muß. Die Margeth bleibt in dem Bette zurück, welches die Schwester mit ihr getheilt hatte. Der Jakob wirft sich stöhnend auf seinem Lager umher, grübelnd, ob der eheliche Umgang wirklich sündhaft und der „Wiedergeburt" nachtheilig sei. Plötzlich huscht die Margeth zu ihm an's Bett, „nur mit einem Unterrock bekleidet." Sie fragt: „Wie geht es dir, liebes Kind?" Der Jakob kläglich: „Ach, meine Natur macht mir sehr zu schaffen." Sie: „Es wird schon besser werden." Und wie sie das sagt, ist sie im Bett bei ihm. Da verläßt den Unglücklichen „sein guter Geist." Die Margeth sträubt sich zwar „anfänglich etwas" gegen sein Beginnen, dann aber „gibt sie freiwillig nach." Endlich stößt sie ihn zurück mit den Worten: „Was denkst du auch? Du darfst nichts so machen" *). Allein es ist „zu spät."

Ja, es ist zu spät gewesen. Zu spät merkte sie, daß ihr der Heiligenschein zerbrochen vom Kopfe fiel ..... Der Jakob hat nachmals vor dem Verhörrichter ausgesagt, er habe „vor Scham dieses Sündenfalls später nie gegen die Margeth erwähnt und habe auch sie desselben mit keiner Sylbe gedacht." Ferner wiederholt betheuert, „er dürfe vor Gott bezeugen, daß weder zuvor noch nachher dieser Umgang jemals stattgefunden habe." Und doch hatte die unheilige Zwielichtsstunde Folgen, welche die früher

*) Streng actenmäßig. W. A. II, 6. Antwort auf die Frage 8.



VIII.

Ein „untoward event.“

Frühling folgte der Sommer und brütete heiß ob dem
mptthal, ohne daß in das eintönige Leben im Morf'ſchen
end ein Wechſel gekommen wäre. Noch immer hielt ſich
ne Heilige in ihrer Verborgenheit, ohne auch nur für
enblick das Haus zu verlaſſen, noch immer ſaß ſie mit
veſter Eliſabeth, welche ſich nachgerade auch für eine „zur
leler tauſend Seelen berufene“, auserwählte und heilige
halten anfing, die Tage über müſſig in der wohlver-
beren Kammer, um allabendlich in die Wohnſtube herab-
wo ſie in gewohntem Style predigte und orakelte, um
ſo vollbrachtem Tagwerk die gemeinſame Schlafkammer
n. Selbſtverſtändlich ward die geweiſſagte Himmelfahrt
ng des Jakob fort und fort als ein Ereigniß erwartet,
ſlich und ſtündlich eintreten könnte. So gingen die Tage
hin und machte der Sommer dem Herbſte Platz.
iſchen ſcheint ſich zwiſchen der Margeth und der gutmüt-
la wieder ein leidlich-freundliches Verhältniß herge ſtellt
Möglicher Weiſe erſchien die arme duldſame Frau der
igen gar nicht mehr als ein ihrer Eiferſucht würdiger
. Genug, die Margeth wurde ſehr mittheilſam gegen

erwähnten Volksſagen von dem Wandel, welchen das heilige
gethli auf ſeinen miſſionariſchen Wanderungen gelegentlich g
habe, in einem weniger mythiſchen Licht erſcheinen laſſen kö
Falls die Betheurung des Jakob Vertrauen verdient — (Firl
brummt Doctor Skeptikus) — ſo drängt ſich die Frage auf:
die Heilige ihre Jungfrauſchaft bis zu jenem verhängniß
Augenblick bewahrt? Was meinſt du dazu, Freund Phyſi
am blauen Leman? Du lachſt: „Köhlerglauben"! Ja, e
faſt ſo aus. Der Prinz von Dänemark hat freilich gemei
geſchehen mehr Dinge zwiſchen Himmel und Erde als unſer
ſophie ſich träumen laſſe; aber ſoviel iſt ſicher, von der Ph
gie verſtand der arme Hamlet blutwenig.

VIII.

Ein „untoward event.“

Dem Frühling folgte der Sommer und brütete heiß ob dem ſtillen Kemptthal, ohne daß in das eintönige Leben im Morf'ſchen Hauſe irgend ein Wechſel gekommen wäre. Noch immer hielt ſich die gefallene Heilige in ihrer Verborgenheit, ohne auch nur für einen Augenblick das Haus zu verlaſſen, noch immer ſaß ſie mit ihrer Schweſter Eliſabeth, welche ſich nachgerade auch für eine „zur Rettung vieler tauſend Seelen berufene“, auserwählte und heilige Perſon zu halten anfing, die Tage über müſſig in der wohlverwahrten oberen Kammer, um allabendlich in die Wohnſtube herabzuſteigen, wo ſie in gewohntem Style predigte und orakelte, um dann nach ſo vollbrachtem Tagwerk die gemeinſame Schlafkammer aufzuſuchen. Selbſtverſtändlich ward die geweiſſagte Himmelfahrt in Begleitung des Jakob fort und fort als ein Ereigniß erwartet, welches täglich und ſtündlich eintreten könnte. So gingen die Tage gleichmäßig hin und machte der Sommer dem Herbſte Platz.

Inzwiſchen ſcheint ſich zwiſchen der Margeth und der gutmüthigen Regula wieder ein leidlich-freundliches Verhältniß hergeſtellt zu haben. Möglicher Weiſe erſchien die arme duldſame Frau der ſtolzen Heiligen gar nicht mehr als ein ihrer Eiferſucht würdiger Gegenſtand. Genug, die Margeth wurde ſehr mittheilſam gegen

die Schusterin, welche mit einer fast überfrauenzüngigen Verschwiegenheit die Anwesenheit der beiden Schwestern vor aller Welt verheimlichte. Die Heilige klagte ihr, wie „entsetzlich sie von Geistern und Teufeln geplagt werde.“ Auch theilte sie ihr mit, daß schon seit längerer Zeit bei ihr jenes schon früher einmal erwähnte, höchst ordinäre Phänomen gen. fem. ausbleibe, worüber sie sich jedoch „freue, weil dies ein Zeichen sei, daß ihre Natur geistiger werde.“ Die gute Regula, welcher „nicht der entfernteste Gedanke kam“, das beregte Symptom könnte die Wirkung einer keineswegs übernatürlichen Ursache sein, setzte vielmehr die „heftigen Anfälle“ der Heiligen demselben auf Rechnung und meinte tröstend, das Geplagtwerden durch höllische Geister werde wohl aufhören, wenn die fragliche Störung beseitigt sei und sie, die Margeth, „wieder wie andere Weiber werde.“ Es ist merkwürdig, daß diese Frau, welche sich auch bei dieser Veranlassung wieder ganz verständig ausließ, die ungeheure Bestrickung, der ihr Mann unterlag, nicht zu lösen vermochte. Aber freilich ließ ihre Bescheidenheit und Demuth sie gar zu keinem ernstlichen Versuche dieser Art kommen.

In die lange Monotonie dieses gottselig-faulen Lebens im Verborgenen brachten nur die Besuche, welche die Heilige von Zeit zu Zeit aus Wildisbuch und Oerlingen erhielt, einige Abwechslung. Diese Besuche, der alte Judenschießer und andere Mitglieder der Familie, kamen und gingen mit großer Vorsicht, gewöhnlich nächtlicher Weile, um nicht durch ihr Kommen und Gehen zur Bestätigung des dumpfen Gerüchts beizutragen, die aus ihrer Heimat verschwundenen beiden Töchter des Judenschießers seien im Morf'schen Hause zu Illnau verborgen. Weil dieses Gerücht auch dem Pfarrer des Ortes zu Ohren gekommen, beschied er den Jakob amtlich zu sich und befragte ihn. Allein der Jakob, seiner demnächst bevorstehenden Himmelfahrt unter allen Umständen

ſicher, log herzhaft, die beiden Schweſtern hätten ihn allerdings beſucht, ſeien aber längſt wieder abgereiſ't und nicht wieder gekommen *). Hiemit zufrieden, führte der leichtgläubige Pfarrer „bona fide“ auch die Polizei irre, ſo daß dieſe ihr vigilirendes Auge von dem Morf'ſchen Hauſe ganz abwandte .... Einen ſehr charakteriſtiſchen Auftritt, welcher, ſo man jene Morgenzwielichtsſtunde im Frühling und deren, wie geſagt, bereits eingetretenen Folgen im Auge behält, für die profanen Kinder der Welt ſogar einen hochkomiſchen Beigeſchmack haben dürfte, führte der Beſuch herbei, welchen der Johannes Moſer zur Herbſtzeit ſeiner heiligen Schwägerin in Illnau abſtattete. Sie ſtellte nämlich den Fanatiker „ernſtlich zur Rede, ob er ſich des Umgangs mit ſeiner Frau auch wirklich gänzlich enthalte?“ Der ſo ins Gebet genommene Mann bejahte die Frage, beging aber dann den Verſtoß, der Heiligen mitzutheilen, daß ſein Bruder Konrad Gelegenheit hätte, „eine rechtſchaffene Perſon zu heiraten.“ Ueber dieſe Mittheilung brach die Margeth in den heftigſten Zorn aus, that „ganz entſetzlich“ und verbot ihrem Schwager des Beſtimmteſten, dieſe und überhaupt eine Heirat ſeines Bruders zuzulaſſen, denn der fleiſchliche Umgang ſei thieriſch, gottlos, teufliſch, durchaus verwerflich **). Der große William vom Avon würde zu dieſem heiligen Gebaren etwa ſagen: —

Gar viel erlebt man's, mit der Andacht Mienen
Und frommem Weſen überzuckern wir
Den Teufel ſelbſt .....
Das iſt die liſt'ge Ausſtattung der Hölle,
Den frechſten Schalk verkleidend einzuhüllen
In fromme Tracht.

*) W. A. I, 70.
**) W. A. II, 22.

Wir unſererſeits könnten aber dieſen Ausſpruch doch nicht ganz paſſend finden und zwar darum nicht, weil wir leugnen müſſen, daß die Heldin unſerer Geſchichte eine Schalksnatur geweſen ſei. War ſie eine Betrügerin, ſo war ſie nur eine betrogene. Die fixe Idee ihrer heiländiſchen Beſtimmung und Miſſion umgab ihren Geiſt mit einer ſtählernen Mauer, über welche ſie ſchlechterdings nicht mehr hinauskonnte. Ihre Monomanie ſtellte ſich zu dieſer Zeit ganz paſſiv dar. Es bedurfte einer furchtbaren Erſchütterung ihres ganzen Weſens, um ihren Wahnwitz zu der Energie jener Activität aufzuſtacheln, womit wir ſie dem Abgrund zurafen ſehen werden.

Zum zweiten Mal ſeit der Hedſchra von Wildisbuch nach Illnau fielen die Blätter. Der Winter zog abermals in das Thal der Kempt ein, die Kämpfe der Heiligen mit dem Satan währten noch immerfort und mit der Himmelfahrt wollte es nicht vorwärts gehen. Ein großes Ereigniß trat jedoch im Verlaufe des Winters ein, ein nicht geweiſſagtes, ein höchſt unerwartetes, ein erſtaunendes, möchte man ſagen. Freund Phyſiologus würde freilich die Winkel ſeines witzigen Mundes ſpöttiſch herunterziehen, wenn man ihm ſagte, die Verblendung der heiligen Margeth über ihren Zuſtand ſei ſo fabelhaft geweſen, daß ſie auch jetzt noch, da doch die Zeit ganz nahezu erfüllet war, fortfuhr, gewiſſe Symptome beharrlich für ein Zeichen „höherer Leitung“ zu erklären und zu glauben, daß „ihre Seele über ihre weibliche Natur geſiegt habe.“ Aber es war doch ſo, es war wirklich ſo. Sonſt hätte der folgende Auftritt gar kein ſo draſtiſch wirkender ſein können.

Es war am 10. Januar 1823, als ſich die Margeth über heftige Krämpfe beklagte. Sie bat den Jakob, im Pfarrhaus eines jener Hausmittel zu holen, wie ſie in ländlichen Pfarrhäuſern gehalten zu werden pflegen. Der Jakob ging und erſuchte die Frau

Pfarrerin um ein krampfstillendes Mittel für seine Frau. Die Frau Pfarrerin gab ihm ein Gläschen mit Nußwasser und rieth zur Anwendung eines Klystiers. Hiebei leistete die gutmüthige Regula Hülfe, denn sie hatte von der eigentlichen Beschaffenheit der in Rede stehenden Krämpfe ebenso wenig eine Ahnung wie die Andern. Allein die angewandten Mittel stillten die immer zunehmenden Schmerzen der sich auf ihrem Bette windenden Margeth keineswegs und es ward beschlossen, daß der Jakob nach Lockhausen gehen sollte, um den dortigen Arzt herbeizuholen.

Indem er sich in der Stube zu diesem Gange rüstet, hört er, wie in der anstoßenden Kammer das Aechzen der Kranken in einen schneidenden Schrei ausbricht und dann plötzlich abschnappt. Hierauf ein feinstimmiges Wimmern. Wunderlich das! Seine Frau öffnet die Kammerthüre und winkt ihn hinein. Da liegt die Bescheerung: das weiland Christkindli von Wildisbuch ist Mutter worden, die Heilige, die Heiländin, in welcher „Christus abermals Fleisch geworden", hat ein Töchterlein geboren!.... Wäre so ein Stück von einem Jeremia oder Jesaia anwesend gewesen, er hätte die schönste Gelegenheit gehabt, zu lamentiren:

Du sprachst in deinem Herzen: Ich will zum Himmel hinan!
Ueber der Wolken Höhen steig' ich auf,
Ich werde gleich sein dem Erhabensten.
Wie bist du gefallen vom Himmel, du Morgenstern,
Hinabgebeugt zu den Todten ist dein Stolz,
Verklungen deiner Harfe Siegeston!

Zwar nicht ganz so im Styl der hebräischen Psalmodie oder Prophetie, aber immerhin lamentabel genug machte sich in der Kammer zu Illnau das Lamento laut über diesen durch eine um fünfzehn Tage zu spät gekommene Christbescheerung schreiend constatirten Fall des Morgensterns von Wildisbuch.... Seltsam, eine unterliche Ideenassociation erinnert uns plötzlich an jene Nacht

des 9. Mai von 1833, wo aus dem Nimbus, womit ein Chateaubriand und andere Romantiker, Nebler und Zappelphilippe eine andere Heilige umqualmt hatten, „mit gemeinem Lächeln die Hebamme hervortrat", an jene Nacht, wo die Ducheſſe de Berry, die Jeanne d'Arc des Bourbonismus, die „Heilige der Vendée", in der Citadelle von Blaye ein unterwegs aufgeleſenes Mirakelkind gebar, deſſen Erſcheinung ſelbſt den armen Chateaubriand, den Ritter von der bourboniſchen Trauerweide und Oberconfuſionsrath der Legitimität, etwas unangenehm überraſchte.

Der Jakob war über das geſchehene Wunder „über alle Maßen" erſchrocken und ganz perplex, noch perplexer die Eliſabeth, aber am perplexeſten die Margeth ſelbſt. Das alſo hatte hinter der „Vergeiſtigung" ihrer weiblichen Natur geſteckt? Das der gehoffte Triumph? Wehe über Iſrael, dreimal Wehe!

Die Eliſabeth ernüchterte ſich für einen Augenblick von ihrem Vertrauensduſel, that die Frage: „Wer iſt doch wohl der Vater dieſes Kindes?" und ſah dabei den Jakob an. Worauf dieſer kleinlaut und knieſchlotternd: „Ja, ich bin's." Nun wollte die gute Regula losbrennen, denn dieſe Enthüllungen vermochte doch auch ihre Gutmüthigkeit nicht mehr hinunterzuwürgen. Allein die Margeth ſchnitt ihr das Wort ab, indem ſie unter heftigem Gebaren „gleichſam mit Gott zu rechten" anhob und alſo losbrach: „Warum, mein Vater im Himmel, haſt du deinem Kinde dieſe Laſt aufgelegt, die es zu Boden drückt? Habe ich nicht ohnehin ſchon genug Leiden erduldet? Warum haſt du gerade mich auserwählt, den Ungläubigen zum Geſpötte zu werden?" *) Das verdutzte unſere arme Regula, und weil zwiſchenhinein ihr Mann ſie kläglich um Verzeihung bat und weil ſie eben eine herzensgute Frau

*) W. A. II, 26a. Antw. a. d. Fr. 6.

war, so that sie, was unter den obwaltenden Umständen zu thun war, d. h. sie nahm sich des armen Kindleins an, das „so klein wie ein Weberschifflein gewesen", badete es, wickelte es ein und machte ihm ein Bettchen zurecht. Sie sollte noch mehr thun müssen. Denn so ist die Welt, die heilige und die unheilige: reichst du ihr einen Finger, will sie die Hand, den Arm, den ganzen Leib haben und die Seele obendrein. Regula Morf sollte ein Beispiel von Aufopferung geben, wie es, so behaupte ich kühnlich, unter solchen Umständen ein zweites Mal nie und nirgends vorgekommen ist. Arme Frau, ja, die Margeth hat dir ein Kreuz auferlegt; aber du hast es mit geräuschloser Selbstüberwindung getragen, mit einer schlichten Größe, wie sie trotz Alledem doch wieder nur im Volke daheim ist. Wie hätte sich wohl an deiner Stelle eine „gebildete" Dame gebärdet? Höchst wahrscheinlich und allerdings nicht ohne Grund mehr oder weniger furibund, im günstigsten Falle mehr oder weniger theatralisch. Ja sogar, mein lieber Jakob, mopsköpfiger Himmelfahrtscandidat, hätte ich, falls deine Ehefrau eine Leserin von Sue oder Dumas gewesen, für die Unversehrtheit deiner Gesichtshaut nicht gutstehen mögen, um alle Welt nicht!

Wohl, als der erste lähmende Schrecken über das „untoward event" vorüber war, machte sich die Frage geltend, was nun zu thun, wie die „Ehre des Hauses" zu wahren sei. Die für den Augenblick ganz zerschmetterte Heilige nahm an der Berathung hierüber keinen Antheil, sondern ließ, erschöpft durch den gemeldeten Ausbruch von Zorn und Jammer, Alles apathisch über sich ergehen. Es wurde beschlossen, die Elisabeth und die Regula sollten noch an demselben Tage das neugeborene Kind nach Wildisbuch tragen. Zugleich sollte der Jakob einen Boten an den Johannes Moser nach Oerlingen schicken, mit einem Briefe, worin der Genannte benachrichtigt würde, seine heilige Schwägerin wünsche in

das väterliche Haus zurückzukehren, weßhalb er sie mittelst eines Wägelchens und der kalten Jahreszeit wegen mit einem Bette darauf nächtlicher Weile in Illnau abholen und nach Wildisbuch bringen solle. Weiter wurde der Johannes Moser nicht in das Geheimniß eingeweiht, ebenso wenig ein anderes Mitglied der Familie. Die Elisabeth hat nie eine Sylbe davon verlauten lassen, was am 10. Januar in der Schlafkammer des Morf'schen Hauses vorgegangen. Die Anhänger des heiligen Margethli hatten auch nach dem Tode desselben keine Ahnung, daß es gefallen sei, und als man ihnen die Thatsache gerichtlich mittheilte, wiesen sie dieselbe mit Unglauben oder gar mit Entrüstung zurück *).

Der Bote war nach Oerlingen abgegangen und gegen Abend

*) So besonders die Ursula Kündig, welche in ihrem Verhör am 29. März 1823 (W. A. II, 2) auf die Frage, ob ihr nicht bekannt sei, daß die Margeth einmal schwanger gewesen? zur Antwort gab: „Man würde ihr wohl ankommen, wenn man behaupten wollte, die Margeth hätte mit Mannspersonen fleischlichen Umgang gehabt oder wäre gar schwanger gewesen. Freilich sei sie allerdings geistig schwanger gewesen und habe durch Christum viele Kinder, aber geistige geboren; gerade sie, die Ursula, und der Johannes Moser seien solche Kinder. Sie lebe und sterbe darauf, daß die Margeth rein gewesen und nie fleischlich geboren habe." In einem spätern Verhör (W. A. II, 20) gab Ursula an, sie habe, als sie zur Zeit der Weinlese 1822 die Margeth in Illnau besuchte und mit derselben in einem Bette schlief, den auffallend starken Unterleib der Heiligen bemerkt. Allein dieselbe habe ihr gesagt, daß „ihr von den unerhörten Leiden, die sie von den satanischen Geistern zu erdulden habe, der Leib so geschwollen sei." Ferner, nach der Rückkehr der beiden Schwestern aus Illnau habe sie die Wahrnehmung gemacht, daß ein mehrfach beregtes angebliches Symptom der Vergeistigung der Margeth verschwunden und dieselbe, um einen Ausdruck der guten Regula Morf zu gebrauchen, „wieder wie andere Weiber" geworden war. Als sie ihre Verwunderung hierüber gegen die Elisabeth äußerte, gab ihr diese in ihrer heiligen Simplicitas eine so blasphemisch-schmutzige Antwort, daß wir dieselbe nachzuschreiben Anstand nehmen müssen.

zu waren die Regula und die Eliſabeth gerade im Begriffe, mit dem Kindlein nach Wildisbuch aufzubrechen, als die Sache eine neue Wendung nahm. Die Eliſabeth erklärte nämlich, unter großem Gejammer, „wie ſo unglücklich ſie geworden ſeien", daß ſie ihre Schweſter unmöglich verlaſſen könne. Dann rückte ſie — ob aus eigenem oder aus Margethli'ſchem Antrieb, iſt ungewiß — mit einem Vorſchlag heraus, welcher recht klärlich darthut, daß dieſe frommen Seelen jedes ſittlichen Gefühls und Taktes bar und ledig waren. Die Regula, meinte Eliſabeth, ſolle eine Niederkunft ſimuliren und ſich für die Mutter des Kindes ausgeben. Sie weigerte ſich anfänglich dieſer Zumuthung, ſagend, es wüßten ja alle Leute, daß ſie nicht guter Hoffnung geweſen. Allein die Eliſabeth fiel ihr flehend zu Füßen und Regula ließ ſich, da auch ihr Mann und die Margeth mit Bitten ſie beſtürmten, endlich überreden, der ihr angeſonnenen Rolle ſich zu unterziehen. Die brave Frau, welche an dieſem Schickſalstage eine Seelenſtärke, ja einen Heroismus entfaltete, welcher für mehr als ein Schlachtfeld ausgereicht hätte, verdient fürwahr vollen Glauben, wenn ſie ſpäter vor Gericht ausſagte, ſie ſei „am meiſten aus Mitleid mit dem armen Kindlein" zu dem bewogen worden, was ſie that, indem ſie gedacht hätte, „wenn ſie ein ſolches auf der Gaſſe gefunden, ſie es auch nicht liegen gelaſſen, ſondern ſich ſeiner erbarmt hätte." Sie habe ſich freilich ſehr „geſchämt", daß ſie ſich zu einem ſolchen Betruge hätte gebrauchen laſſen; hingegen „dürfe ſie mit gutem Gewiſſen verſichern, von jenem Augenblick an alle mögliche Sorgfalt auf das Kind verwandt zu haben, das Anfangs ſehr ſchwächlich und der Pflege ſehr bedürftig war." Der Jakob hat zum Ueberfluß das durch die gerichtliche Ausſage beſtätigt, ſeine Frau ſei von dem Augenblick an, wo ſie ſich entſchloſſen, des Kindes Mutter vorzuſtellen, demſelben auch „wirklich eine treue Mutter geweſen" und

habe „oft ganze Nächte bei dem armen kleinen Ding gewacht, welches ohne dieſe mütterliche Sorgfalt gar nicht mit dem Leben davongekommen ſein würde“.... Regula Morf, du haſt ein einfaches, arbeitsvolles, unbeachtetes Daſein geführt und doch hätte dir, wenn die Kränze nach Verdienſt vertheilt würden, ein voller Kranz gebührt. Du haſt in deinem ſchlichten bäueriſchen Herzen mehr Liebe, Hochſinn und Großmuth getragen als Hunderte von Heldinnen, von welchen Dichter ſingen und Geſchichtsſchreiber reden, und mehr, unendlich viel mehr Chriſtenthum als Hunderttauſende von liebſüßchriſtelnden Salmirern und Pſalmirern, von ſchielenden, ſchleichenden Dunklern, Munklern und Muckern, von grölzenden Concordatsbonzen und anderem Menſchenſpülicht dieſer Sorte. Darum, Regula, ſoll dein Name unter Menſchen nicht vergeſſen werden, ſoweit meine Stimme reicht, und ſtehe dies Wort hier zu deinem Ehrengedächtniß.

Am Morgen des Samſtags, welcher dem Freitag der großen Ueberraſchung folgte, wurde im Morf'ſchen Hauſe eine Wochenſtubenkomödie in Szene geſetzt, aber nicht à la Holberg. Die arme Regula hat die ihr dabei zugefallene Rolle „zitternd vor Scham“ geſpielt. Es galt, die herbeigerufene Wehmutter zu täuſchen, die ſich denn auch, obgleich über die unerwartete Niederkunft der Schuſtersfrau „etwas verwundert“, wirklich täuſchen ließ. Die wahre Wöchnerin lag, während dieſe Szene in der Stubenkammer ſpielte, unter Obhut ihrer Schweſter in der oberen Kammer, als in ihrem gewohnten Verſteck. Nachmittags begab ſich der Jakob ins Pfarrhaus, um die Niederkunft ſeiner Frau anzuzeigen und für den folgenden Tag die Taufe des Kindes zu beſtellen, wobei die Frau Pfarrerin mit Weisheit bemerkte, „ſie begreife nun wohl, daß da weder Nußwaſſer noch Klyſtier geholfen.“

Derweil war die Botſchaft, daß die heilige Margeth einen

Zug nach Hauſe fühle und befehle, ſammt der Schweſter auf einem mit Bettſtücken verſehenen Wägelchen heimgeholt zu werden, nach Oerlingen gelangt und der Johannes Moſer ging ſofort nach Wildisbuch hinüber, um das zur Ausführung dieſes Befehls Nöthige zu veranſtalten. Nachdem das Fuhrwerk gerüſtet war, fuhr er in Begleitung des Knechts Heinrich Ernſt am Samſtag (11. Januar) nach Illnau ab. Im Kemptthal angelangt, verließ Moſer das Gefährt und ging demſelben auf einem abkürzenden Fußweg voraus. Er muß etwa eine Stunde lang im Morf'ſchen Hauſe verweilt haben, iſt aber ſtandhaft darauf beharrt, weder von den dortigen Vorgängen an dieſem und dem vorhergehenden Tage in Kenntniß geſetzt worden zu ſein noch Etwas davon geahnt zu haben. Von den wirklichen Vorgängen nämlich, denn die angebliche Niederkunft der Regula wurde ihm natürlich nicht verheimlicht. Es mußte aber von dem thatſächlichen Verlauf der Sache doch bereits ein dumpfer Ton in die Gegend ausgegangen ſein, denn Knecht Heinrich hatte unterwegs vernommen, die Margeth habe zu Illnau einen Knaben geboren.

Die Nacht, und zwar eine „grimmig kalte" Nacht, war ſchon völlig hereingebrochen, als der Knecht mit dem Fuhrwerke vor dem Morf'ſchen Hauſe anlangte. Es ward ihm nicht geſtattet, daſſelbe zu betreten oder auch nur die Pferde zu füttern und ausruhen zu laſſen. Er fand die Schweſtern ſchon vor dem Hauſe, ganz zur Abreiſe bereit. Die Margeth hatte ſich der Ausſage Regula's zufolge „tüchtig zuſammengenommen und war allein (d. h. ohne Beihülfe) die Treppe herunter gegangen." So fuhr man ab und durch den klingenden Froſt der Januarnacht hin. Die beiden Schweſtern waren in die mitgebrachten Bettſtücke verpackt, müſſen aber während der ſechs- bis ſiebenſtündigen Fahrt doch bitterlich gefroren haben und es iſt faſt wunderbar, daß die Margeth bei

[redacted] gerade zu dieser Zeit zum unwankbaren Dogma gewor[redacted] daß die Margeth „eigentlich Gottes Sohn und bestimmt [redacted] den Teufel zu fesseln“ *).

Daß die Heilige es sich angelegen sein ließ, das arme [redacted]dchen in diesem Glauben, so es nöthig gewesen wäre, zu [redacted]rken, kann einem Zweifel nicht unterliegen. Damit ist [redacted] auch schon die Frage beantwortet, ob wohl das Abenteuer [redacted] 10. Januar den geistlichen Hochmuth der Margeth nicht [redacted]en habe? Nein, keineswegs. Im Gegentheil, sie war [redacted]mehr als je von ihrer Mission überzeugt. Also es tauchte [redacted] gar kein Skrupel auf, das auserwählte Gefäß des Herrn, [redacted]welches sie sich hielt, könnte durch jene Zwielichtsstunde [redacted]frühjahr von 1822 und ihre Folgen verunreinigt worden [redacted] Doch wohl. Ein solcher Skrupel mußte kommen, es konnte [redacted]anders sein. Aber war denn nicht der allerbequemste Sün[redacted] zur Hand, welchem sie den „unverhofften Zufall“ zu[redacted] konnte? Freilich. Ich meine jenen Allerweltsteufel, [redacted] man, wie weltbekannt, den dummen titulirt. Armer [redacted] Teufel, was mußt du für einen breiten Rücken haben! [redacted]as für Kniee von Eisen! Denn sonst hätte jener schon [redacted] nicht mehr ausgereicht für die kolossale dir aufgebürdete [redacted] von menschlicher Thorheit, Schwäche und Schlechtigkeit [redacted] mußten deine Kniee schon längst darunter zusammengeknickt [redacted] In allem Ernste, die ganze ver- und durchteufelte Welt[redacted]nung unserer gefallenen Heiligen mußte sie zu der Con[redacted] treiben, ihren Fall für ein Werk des Teufels anzusehen. [redacted] dabei blieb sie nicht stehen. Denn vermöge einer unge[redacted]lichen Dialektik kam sie zu dem Schlusse, ihr Fall sei

*) W. A. I, 11, 18, 31, 63; II, 2, 7, 9, 32.

welches sich über der Schlafkammer des alten Peter befand. Hier verdämmerten die Beiden müssig die Zeit, in den „Urgeist“ oder in das „ewige Nichts“ versunken. Abends, wenn die Schiebladen über die Fenster der Wohnstube gezogen waren, kamen die Schwestern herab und dann trieb die Margeth in gewohnter Weiser Bibelexegese oder predigte über einen Text, wie ihn etwa ein Tractätlein von dem vieltheuren Ganz-Qualm an die Hand gab. Zum Schlusse eiferte sie gewöhnlich die um sie versammelte Hausgenossenschaft an, „zu wachen und zu beten,“ und dieser Ermahnung fügte sie ab und zu im dunkelsten Orakelton einen Wink bei, daß „Großes“ bevorstehe und sie durch Bußethun sich vorbereiten müßten, den „Willen des Herrn“ in Vollzug zu setzen.

Ihr Ansehen bei den Ihrigen bestand noch immer unbeschränkt, ja unbeschränkter als je. Zwar war unmittelbar nach der Heimkehr von ihrer so „ungeistig“ beendigten Hedschra auch unter dem Dach ihres Vaterhauses, vielleicht in Folge eines unbedachten Wortes des Knechtes Heinrich, ein Raunen und Flüstern und Wispern umgegangen, daß die Heilige während ihrer langen Abwesenheit zu Falle gekommen, und hatte die vielerfahrene Magd Margaretha Jäggli wahrgenommen, daß die Heimkehrende doch „sehr blaß und schwach aussah.“ Allein die Magd sowohl als alle übrigen Hausgenossen waren in ihrer tiefen Ehrfurcht weit davon entfernt, aus dieser Bläße und Schwäche auf das zu schließen, was der Margeth wirklich begegnet war. Das Gerücht von einer Schwangerschaft derselben wurde für eine schnöde, vom Satan den Ungläubigen und Heiden eingegebene Verleumdung angesehen und verworfen. Am meisten mag sich die arglose Ursula Kündig darüber entsetzt und entrüstet haben, denn für das beklagenswerthe Mädchen

war es gerade zu dieser Zeit zum unwankbaren Dogma geworden, daß die Margeth „eigentlich Gottes Sohn und bestimmt sei, den Teufel zu fesseln" *).

Daß die Heilige es sich angelegen sein ließ, das arme Mädchen in diesem Glauben, so es nöthig gewesen wäre, zu bestärken, kann einem Zweifel nicht unterliegen. Damit ist denn auch schon die Frage beantwortet, ob wohl das Abenteuer vom 10. Januar den geistlichen Hochmuth der Margeth nicht gebrochen habe? Nein, keineswegs. Im Gegentheil, sie war jetzt mehr als je von ihrer Mission überzeugt. Also es tauchte in ihr gar kein Skrupel auf, das auserwählte Gefäß des Herrn, für welches sie sich hielt, könnte durch jene Zwielichtsstunde im Frühjahr von 1822 und ihre Folgen verunreinigt worden sein? Doch wohl. Ein solcher Skrupel mußte kommen, es konnte nicht anders sein. Aber war denn nicht der allerbequemste Sündenbock zur Hand, welchem sie den „unverhofften Zufall" zuschieben konnte? Freilich. Ich meine jenen Allerweltsteufel, welchen man, wie weltbekannt, den dummen titulirt. Armer dummer Teufel, was mußt du für einen breiten Rücken haben! Und was für Kniee von Eisen! Denn sonst hätte jener schon lange nicht mehr ausgereicht für die kolossale dir aufgebürdete Last von menschlicher Thorheit, Schwäche und Schlechtigkeit und müßten deine Kniee schon längst darunter zusammengeknickt sein. In allem Ernste, die ganze ver- und durchteufelte Weltanschauung unserer gefallenen Heiligen mußte sie zu der Consequenz treiben, ihren Fall für ein Werk des Teufels anzusehen. Aber dabei blieb sie nicht stehen. Denn vermöge einer ungeheuerlichen Dialektik kam sie zu dem Schlusse, ihr Fall sei

*) W. A. I, 11, 18, 31, 63; II, 2, 7, 9, 32.

eigentlich kein Teufelswerk, ſondern ein Gotteswerk und ſei das Kind „ganz aus Gott geboren.“ Toller Widerſpruch! Ja wohl, aber wenn ſich der Glaube an Widerſprüchen ſtößt, ſo iſt er eben ſchon nicht mehr der „rechte.“

Glücklicher Weiſe documentirt ein Schriftſtück von der eigenen Hand der Heiligen das Geſagte. Wenige Tage nach ihrer Heimkehr ſetzte ſie ſich hin und ſchrieb an den theuren Jakob in Illnau: — „Mein Herzlich Geliebter! Der Herr hat uns glücklich nach Haus gefürt. Aber wie der Teüfel ein Erſchreckliches angſthaftes Weſen auf uns geſchoſſen wie wir durch die Tore hindurch waren! Aber unſer Himliſcher Vater zoge vor uns her. Es geht mir ſo guth mit der Geſundheit. O es iſt unbeſchreiblich, wie ſich mein Himliſcher Vater gegen mir erzeiget in ſeiner Groſen Liebe! Erſchrecklich fart er in ſeiner Macht daher in unſerem Haus und das Reich des Satan iſt vor der Macht des Herren gefallen unter mir. Ich bin nicht mehr ſo verwirt und verfinſteret und gefangen davon, auch die Geiſter in unſerem Haus haben keine Macht auf mich. Aber auf meine liebe Schweſter Eliſabeth fahren ſie heftig zu. Zugleich habe ich immer leiden, aber nur für die Seelen und das iſt ja ein Herliches leiden. — Aber nun was ſoll ich ſagen, ſoll ich anfangen von unſerem unverhoften Jammergeſchrei, von unſerem unverhoften Trauermeer! Ach ſoll ich mich den nochmals in diſe Lage verzezen, wo der Himmel Trauern möchte und die Erde leid Tragen, wo die Mauern bluten möchten und die ſteine ſchreien, über diſen unverhoften unwiſenden unerwarteten Zufall. Aber ſehr guth iſt es noch, das mein Vater mir ſolchen ſo tief verborgen, ſonſt hette es ja das gröſte unglück geben können, dieweil ich es faſt nicht von jhm Annehmen könnte. O wie Erſchrecklich kommt es mir ſeither vor, wenn ich daran

gedenke, wie ich Reden müßte. Das ist vom Teüfel, das hat er gethan. Aber was für einen erschrecklichen Zorn hat der Teüfel in mich ergosen, daß ich euer beide Töden könte. Aber wie mit einer erschrecklichen Drohung kam mir mein Himlischer Vater entgegen und bestrafte mich Ernstlich und sagte mir, daß es ihm angehöre und nicht dem Satan, und liese mir den Satan sehen, wie er es durchdringte mit seinem wesen und anspruch machte auf das A. Sch. (arme Schäflein) auf meine reden hin. Aber ich mußte den Satan wider Hinschicken und das Arme Schäfli meinem Vater in die Arme geben *). Aber (weder) mein Vater noch jhr könet mir solches verdenken, dieweill ich ja von diesem Allem kein Zeugnuß geben könte. Aber ich konte nicht Ruhen und ließ meinem Vater keine Ruhe bis er mir solches klar Offenbarte und kund Thate. Nun bin ich Ruhig, dan er hat mich auf ewig überzeügt, das er das gethan und solches von jhm geschehen seie, und hat er meine liebe Schwester Elisabeth überzeugt, welche ein Herz und ein Geist ist mit mir. — Nun muß ich euch sagen, meine Geliebten! als mich Nun mein Vater so folkommen überzeügt hat, bald darauf überfielen mich Geistliche Geburtswehen für das liebe Schäfli von meinem Vater! Die dauerten eine gute Zeit, bis ich sahe, das es ganz aus Gott gebohren war. Nun gedenke ich nicht mehr an die Angst um der Freüde willen, das ein Mensch ins Reich Gottes gebohren ist, spricht Christus! Wo ist das geschehen? Von der

*) Der Sinn dieses tiefsinnigen Unsinns ist offenbar der: — „Wenn ich meine Niederkunft vorhergesehen, hätte ich leicht ein verzweifeltes Verbrechen begehen können. Ich war so wüthend, daß ich euch Beide, d. h. das Kind und dessen Vater, hätte umbringen mögen. Da offenbarte mir aber Gott, daß das Kind nicht, wie ich gewähnt, dem Satan, sondern ihm gehöre, und so stellte ich es ihm anheim."

Grundlegung der Welt an..... Aber ich kan nicht Ruhen und muß meinen Vater Ohne unterlaß bitten, das er es wider zu ſich nehme. Es muß nicht in der Welt ſein, um ſo Schmählich und Verächtlich mit dir angeſchaut zu werden, von deiner Schweſter und den übrigen Geiſteren in eürem Haus. Ach wie wird die Schrift erfüllt wie an dem Pſalmiſt. Ich habe einſt bei meiner Heiligkeit geſchworen, ſpricht der Herr! Er ſoll ewiglich erhalten werden wie der Mond und der Zeüg in den Wolken. Aber nun haſt du, o Herr, verſtoßen und zörneſt wider deinen Geſalbeten. Du haſt den Bund deines Knechts zerſtöret und ſeine liebe zu boden geworffen. Es berauben jhn alle die fürüber gehen, er iſt ſeinen nachbaren ein ſpott geworden. Du haſt die Rechte Hand ſeiner widerſacher erhöhet und alle ſeine Feinde erfreüet. Aber Chriſtus achtete der Schande nicht und nach diſem iſt er eingegangen in die Herrlichkeit. O ja! wir Eilen der ewigen Auferſtehung entgegen. Ach du mein lieber! Ach du mein ewig geliebtes Herz! Laß dich doch keineswegs anfechten vom feind. Wie unausſprechlich iſt der Zug meines Vaters nach dir und meiner lieben Schweſter Zugleich, weil nur Ein Geiſt auf uns ruht. O ich kan oft faſt nicht mehr da ſein und muß doch jetz. Aber noch nie ſahe ich den ewigen Sommer von ferne heranrücken wie diſmal." Folgt dann noch eine detaillirte Anweiſung für das „liebe Regeli", daß es ſeinen Mann, während er noch in der Zeitlichkeit weile, gut beköſtigen und ihm ja täglich Fleiſch kochen ſolle *).

Wer dieſe krauſe Epiſtel mit einiger Aufmerkſamkeit lieſt, wird nothwendig den Eindruck empfangen, daß ein unbändiger Stolz die Seele der gefallenen Heiligen erfüllte. Nicht ein ein-

*) W. A. Briefmappe, Nr. 20.

ziger Herzenslaut wahren Muttergefühls macht sich in dem turbulent-mystischen Geschreibsel bemerkbar. Man fühlt, daß sie das „arme Schäfli" gerne dahin gewünscht hätte, wo der Pfeffer wächst oder, heiliger gesprochen, in den Himmel. Sie ist nur bemüht, den „unverhofften, unwissenden, unerwarteten Zufall", indem sie denselben erst dem Teufel und dann Gott in die Schuhe schiebt, vor ihren Vertrautesten zu rechtfertigen und mehr noch vor sich selbst. Das gelingt ihr denn auch so sehr, daß sie sich offenbar ganz wieder als der abermals fleischgewordene Christus fühlt und mit ihrem „himmlischen Vater" ganz familiär verkehrt.

Der „ewiggeliebte" Jakob seinerseits ließ sich an dem brieflichen Trost nicht genügen. Schon vierzehn Tage nach der Abfahrt der beiden Schwestern aus Illnau finden wir ihn wieder bei seiner Seelenfreundin zu Wildisbuch, wo er eine volle Woche verweilt. Vierzehn Tage später ist er abermals dort und bleibt wiederum eine Woche. Bei diesen Besuchen, die sich noch mehrmals wiederholten, saß er gewöhnlich mit den beiden Schwestern in der bezeichneten Kammer, wo sie im Stillen mitsammen dem Herrn dienten. Wenn sie diesem Dienst mitunter einige Zeit abmüssigen konnten, kam die Rede auch auf das „arme Schäfli" und da versprachen dann die beiden Schwestern, demselben ihr Vermögen zu hinterlassen. Was aber den Jakob so häufig nach Wildisbuch zog, war seiner Angabe zufolge die nach wie vor grünende Hoffnung, daß „er und die Margeth gemeinschaftlich bei lebendigem Leibe in den Himmel emporgehoben würden" *).

Das also war der Angelpunkt, um welchen sich das Denken

*) W. A. II, 6. Antw. a. d. Fr. 26.

oder vielmehr das Phantasiren der gefallenen Heiligen noch immer drehte? Sie wollte himmelwärts, aber ja nicht ohne den geliebten mopsköpfigen Jakob. Es gab freilich Augenblicke und Stunden, wo diese messianische Hoffnung sich trübte, wo es nachtete in der Seele des unglückseligen Weibes, tief nachtete. In wirren Träumen mochte ihr das von ihr verlassene Kind erscheinen, die Aermchen nach der Mutter ausstreckend und sie an ihre Pflicht mahnend. Wenn sie dann erwachte, suchte sie ihr aufgejagtes Muttergewissen dadurch zu stillen, daß sie, wie sie ihre sinnliche Leidenschaft in die mystisch-transcendente Sphäre hinübergeschwindelt hatte, auch ihre Mutterpflicht in diese Sphäre hinüberlog, so sehr hinüberlog, daß sie selber fest an die Lüge glaubte. Wissen wir denn nicht aus der Selbstbiographie des großen Humbugers Barnum, wie ihm das Humbugen so zur zweiten, ja zur ersten Natur geworden, daß er häufig Wirklichkeit und Humbug gar nicht mehr zu unterscheiden wußte? Der gefährlichste Humbug ist aber der, welchen man sich selbst vormacht. Und vollends der religiöse! Erinnern wir uns, daß dem heiligen Margethli schon in einem Alter von sechszehn Jahren die Welt des Seins zu einer Welt des Scheins geworden war und umgekehrt.

Und nun gar jetzt, nach der Heimkehr von der Hedschra, nach den Erlebnissen derselben! Sie lebte und webte und strebte nur noch in einer Welt des Spukes, der Schemen, der Phantome, welche bald in göttlicher bald in teuflischer Gestalt sie umgaukelten. Daraus erklärt es sich, daß sie, wenn in lichten Momenten die Stimme der Natur aufschrie in ihr: „Du bist Mutter! Wo hast du dein Kind?“ diese ewige Stimme nicht mehr verstand und in ihrem Kinde weiter Nichts sah als einen Zankapfel zwischen Gott und dem Teufel. So schrieb sie am

14. Februar 1823 an den ewiggeliebten Jakob: „Hast du nicht gesehen, wie der Vater das liebe Kind gefangen nehmen ließ von den Geisteren und Teüflen in die Tiefe hinab und es kreuzigen ließ von denselbigen geistlich und leiblich? Als es nun genug war, war der Zug meines Vaters unbeschreiblich zu euch, um dasselbige wider zu erlösen von denselbigen“ ..... In der nämlichen Epistel legt sie Zeugniß ab, daß der „Wurm, der nicht stirbt“, allem Schwindel und Humbug zum Trotz zu Zeiten doch bissig und giftig genug ihr am Herzen nagte. Mochte sie ihr Haupt noch so stolz zum Himmel aufrichten, nur um so mehr stolperte sie immer wieder über jenen schwarzen 10. Januar, wo die vermeintlichen Krämpfe so ein schreiendes oder wenigstens wimmerndes Resultat gehabt hatten. „Ach — schrieb sie — daß doch mein Vater das beschlosen in seinem Rathschluß von ewigkeit her. Ach er hatte doch noch Tausend und abermal Tausende andere kreützesmittel. Ach ich hette doch alle andere leidenschulen erwelt, wenn er mir's gesagt und erwehlen liese. Aber wirklich das, was ich nicht erwelt hette, hat er beschlosen über mich, mir zum gröſten schmerze und kreüzigung, noch über diese grose krüzigung vom Teüfel und seinem ganzen Reich, wo ich oft fast unterliegen mußte. Nein von der Grundlegung der Welt an ließ er keine seiner Heiligen so zurichten und kreüzigen und zu schanden werden wie uns vor unseren feinden. Gott meinem Vater und dem ganzen himmlischen Cor ist es zu einer unbeschreiblichen Freude, uns aber zum gröſten Schmerze und Jammer und Vollendung am kreüz“ *).

Also schon jetzt, schon im Februar stand der molochistische

*) W. A. Briefmappe, Nr. 20.

Gedanke einer Selbſtopferung am Kreuze ausgebildet und fertig vor ihrer kläglich verworrenen Phantaſie? Wir können kaum daran zweifeln. Oder wenigſtens muß angenommen werden, daß durch die Finſterniß ihrer Stimmung dieſer Gedanke ſchon blutroth hervorſchimmerte, wenn auch vorerſt noch in unbeſtimmten Umriſſen. Ein grauſamer Inſtinkt ſcheint ſie Tag und Nacht geſtachelt zu haben, mittelſt eines freiwilligen Martertodes nach Verklärung zu ringen. Darauf deutet es, wenn ſie in dem eben angezogenen Briefe fortfährt: — „Wie groß und unerträglich die ſchande vor unſeren feinden hienieden, ſo unbeſchreiblich wird bald unſere Ehre und ewige Herlichkeit ſein zu der Rechten unſeres Vaters!“ Fixer konnte ſich die fixe Idee des Heilandismus doch wohl kaum äußern, um ſo weniger, als ſie nach den angeführten Worten noch die bibliſche Stelle citirte: „Ich komme bald und werde Jedem vergelten nach ſeinen Werken.“ In Augenblicken, wo ſich ihr Stolz zu dieſem meſſianiſchen Vollbewußtſein hinaufgipfelte, hätte ſie ſingen mögen oder ſang vielleicht wirklich im Stillen: —

„Fort, fort, mein Geiſt, zum Jubiliren!
Umgürte dich zum Triumphiren!
Auf, auf, es kommt das Ruheſahr!“

X.

El Schaddai.

Von dem molochistischen Gedanken der Selbstopferung machen wir und fürwahr mit gutem Bedacht. Denn die Religion unserer gefallenen Heiligen war vollendeter Molochismus. Der Dualismus zwischen Gott und Teufel, innerhalb dessen ihre Vorstellungen sich bewegten, war nur ein scheinbarer, kein wirklicher. In Wahrheit, Gott und Teufel fielen ihr mehr und mehr in jenem schrecklichen Phantom zusammen, welchem vor Zeiten die phönikischen und hebräischen Frauen ihre Kinder geopfert hatten. Das Fabuliren der Unseligen von ihrem „himmlischen Vater" war ganz bedeutungslos. Haben wir sie nicht sagen hört, ihre Seelenpein gereiche ihrem himmlischen Vater zu unbeschreiblicher Freude"? Fletscht da nicht der alte Moloch sein blutgieriges Gebiß? Ist so eine unbeschreibliche Freude nicht ganz würdig des Gottes, welcher sich an dem „sardonischen Gelächter", d. h. an den qualvollen Zuckungen der in seinen glühenden Armen zerfließenden Opfer ergötzte? Ein solcher Gott will mit Marter und Blut und Tod versöhnt sein. Die Margeth aber, mochte sie ihr Gewissen auch noch so fest in die weiße Heilandsidee einwinden, der Wurm nagte dennoch, nagte, nagte, und sie konnte doch nur auf Augenblicke vergessen, daß

sie gefallen, daß sie eine Schuld zu sühnen habe. Mittelst einer unschweren Manipulation escamotirte der heilige Hochmuth dieses Schuldbewußtsein freilich auf das Gebiet des Messianismus hinüber, wo die Heilige sich vorgaukeln konnte und wirklich sich und Anderen vorgaukelte, nicht für sich selbst, sondern für viele tausend arme Seelen müsse sie sich opfern; aber am Wesen der Sache änderte das Nichts.

Doch nun wird der harmlose Leser kopfschüttelnd aufblicken und verwundert fragen: Wie sollte das Bauernmädchen aus der Kohlfirst mit dem grimmigen alten Herrn zusammenkommen, dem Baal-Moloch-Schaddai, dessen stierköpfiges Idol schon lange, lange zerschlagen und verschollen und der höchstselbst schon lange, lange ab und todt ist, mausetodt, und ganz vergessen wäre, so ihn nicht die große Mumiensammlung von Götterleichen, die Religionsgeschichte, als eine ihrer rarsten Raritäten aufbewahrte? Weise gesprochen, wäre nur nicht Grund vorhanden, vollwichtiger Grund, zu vermuthen, nein, zu wissen, daß der besagte grimmige alte Herr keineswegs so ganz todt und ab ist, sondern noch immer in Millionen und wieder Millionen von armen Menschenköpfen, sogar in Millionen von solchen, über welche das christliche Taufwasser gegangen, in seiner ganzen Macht und Furchtbarkeit umgeht. Woher dies und warum? Eine wichtige Frage, dünkt mich, eine sehr wichtige für Jedermann, welcher die höchsten Interessen der Menschheit überhaupt des Nachdenkens werth hält. Eine auch für unsern Gegenstand speziell sehr bedeutungsvolle Frage, so bedeutungsvoll, daß sie, scheint mir, nicht etwa nur als ein beiläufiges Intermezzo, sondern vielmehr als ein wesentliches Motiv in das Passionsspiel von Wildisbuch gehört. Wollen wir, geneigter Leser, diese Frage mitsammen erörtern? Wenn ja,

so thun wir es an der Hand einer früher von mir angestellten Untersuchung *). Ich verlange dabei von dir nur, daß du im Vollbesitz deiner fünf gesunden Sinne und so gut seiest, dieselben für die Dauer einer halben Stunde zusammenzuhalten. Denn wie gesagt, es ist eine ernste Sache.

Dem auf der großen Synode von Nikäa i. J. 325 festgestellten Grundgesetz des christlichen Glaubens zufolge, welches bis auf den heutigen Tag für sämmtliche christliche Kirchen volle Verbindlichkeit hat, statuirt das Christenthum, das dogmatische nämlich, eine dreifältige und zugleich wieder einfältige Gottheit. Gott der Vater zeugt unter Vermittlung Gottes des Geistes mit einer Erdgebornen, einer Jungfrau aus davidischem Stamme, Gott den Sohn. Das christliche Gottesbewußtsein ist aus dem hebräischen entsprungen, die christliche Dogmatik auf die hebräische gepfropft: Jesus Christus ist der Sohn des hebräischen Nationalgottes Jahve. Das Christenthum hat aber den nationalen Begriff des hebräischen Stammgottes zum universellen erweitert und hat den Herrgott Zebaoth zum „Vater" der Menschheit erhoben. Hat es aber dadurch, wenigstens für die ungeheure Mehrzahl der zum Christenthum sich Bekennenden, den Gott wirklich seiner ursprünglichen Wesenheit entkleidet? Konnte es das, so lange das alte Testament die Grundlage ist, ohne welche das neue, was seine dogmatische Seite angeht, haltlos in der Luft schwebt? Beide Fragen dürften entschieden zu verneinen sein. Welches war denn aber eigentlich das ursprüngliche Wesen des Gottes, welcher im Christenthum zum Gottvater umgewandelt erscheint? Beantworten wir diese Frage völlig unbefangen, was wir können, weil wir „vom Eifer für

*) Vgl. Scherr, Geschichte der Religion, II, 126 fg.

das Haus des Herrn" keineswegs „verzehrt", d. h. vom furor theologicus völlig frei sind. Wir werden auch unsere Antwort auf ein Beweismittel stützen, welches selbst die Vilmar und Kliefoth und alle die lutherischen Päpstlein neuesten Datums, deren Zahl Legion ist, werden gelten lassen müssen, nämlich auf die Bibel. Freilich lesen wir in derselben, was wirklich darin steht, und nicht bloß wie gewisse infallible Herren, was uns gerade darin zu finden paßt oder — nicht paßt.

Jedermann weiß, daß die Hebräer ein Glied der großen vorderasiatischen Völkerfamilie waren, welche man nach ihrem angeblichen Stammvater Sem die semitische zu nennen pflegt. Die Semiten verehrten eine Gottheit, welche von den verschiedenen Stämmen unter verschiedenen Namen (Bel, Baal, Moloch, Melkarth, Milkom, Dagon, Kamos) angebetet, in eine bejahende und eine verneinende oder schaffende und zerstörende Seite zerfiel. Es liegt auf der Hand, daß in diesem Naturdienst der ewige Prozeß von Geburt und Tod, Werden und Vergehen seinen religiösen Ausdruck gefunden hatte. Auf die mythologische Gestaltung des semitischen Gottesbewußtseins, welcher zufolge der männlichen zeugenden Gottheit eine weibliche empfangende und gebärende (Beltis, Baaltis, Mylitta, Aschera) zur Seite trat, braucht hier nicht eingegangen zu werden. Der Cultus der Semiten, der Gottesdienst, war ein grausamer und wollüstiger: dem Baal-Moloch wurden Menschenopfer, der Baaltis-Mylitta Aschera wurden Unzuchtsopfer gebracht, indem sich bei den Tempeln der Göttin die Mädchen und Frauen den Wallfahrern preisgeben mußten.

Existirte nun zwischen der hebräischen Religion, welche wir nach dem Namen ihres Gottes Jehova oder Jahve das Jahvethum nennen, und dem Baal-Molochthum der übrigen Se-

niten ein urſprünglicher Zuſammenhang oder nicht? Die zwei
ch entgegenſtehenden Anſichten von der Sache ſind dieſe. Die
ine, die orthodoxe, gäng und gäbe iſt dieſe: Jahve war ein
on den Göttern der Gojim (Heiden, d. i. der übrigen Semiten)
hon von Anfang an ſtreng unterſchiedener Gott. Abraham
rachte den Cult des hebräiſchen Stammgottes mit nach Kanaan,
berlieferte denſelben ſeinen Nachkommen und dieſer nachmals
rch Moſe ausgebildete Cult verabſcheute und verbot die
enſchenopfer *). Die andere Anſicht behauptet, Jahve ſei
ſprünglich mit dem ſemitiſchen Hauptgott Baal-Moloch Eins
weſen. Weiterhin geht jedoch dieſe Anſicht auseinander. Die
nen ihrer Bekenner identificiren nämlich den Jahve zwar mit
m Moloch, erklären aber, dieſe Dieſelbigkeit habe ſich in dem
aße aufgehoben, in welchem im Vorſchritt der Zeit die
rehrung des an Menſchenopfern Gefallen findenden urväter-
hen hebräiſchen Gottes El Schaddai zum humaneren Jahve-
um ſich umgebildet hätte, welches die Menſchenopfer verwarf.
ie andern verneinen dieſe Umbildung durchaus und ſagen,
r hebräiſche Gott ſei auch als Jahve immer derſelbe furcht-
re Gott geblieben und ſei daher das Menſchenopfer den Re-
rmbeſtrebungen der Propheten zum Trotz bis zur Zeit nach
m Exil ein orthodoxer gottesdienſtlicher Brauch der Hebräer
weſen.

Die Unterſuchung hierüber muß, wenn ſie unbefangen und
idenſchaftslos ſein will, zuvörderſt zwei Umſtände ins Auge
ſſen. Erſtens, die Schriften des alten Teſtaments ſind zu
rſchiedenen Zeiten von verſchiedenen Verfaſſern in verſchie-

*) Levit. 18, 21; 20, 2. Deuteron. 12, 31. Streng genommen,
rbietet nur die letzte dieſer Bibelſtellen das Menſchenopfer überhaupt.

denem Sinne geſchaffen worden und ſie widerſpiegeln alſo gleichermaßen den roheren Geiſt der früheren wie den gebildeteren und milderen der ſpäteren Zeiten. Daraus folgt die Thatſache, daß ſie wie der gäng und gäben ſo auch der abweichenden Anſicht vom Jahvethum oder Moſaismus Beweiſe an die Hand geben. Zweitens, die ſchroffe Trennung des Hebräismus vom übrigen Semitenthum und vom Aegypterthum iſt eine weit mehr nur von einzelnen Eiferern gewollte als im Ganzen praktiſch durchgeführte geweſen und im günſtigſten Falle war ſie nie eine dauernde. Iſt doch die ganze hebräiſche Geſchichte nur die eines Kampfes der ſtrengen Nationalpartei gegen die tiefgewurzelte, weil naturgemäße Hinneigung des Volkes zu den Anſchauungen und Sitten ſeiner Nachbarn. Die Erfolge in dieſem Kampfe waren nicht die Regel, ſondern nur Ausnahmen. In der Maſſe des Volkes überwogen ja ſchon während der Wanderung in der Wüſte die Erinnerungen an den ägyptiſchen Thierdienſt die von dem großen Moſe vertretenen Vorſtellungen der Jahvereligion. Aus der wilden Zeit der Richter bezeugt die furchtbare Thatſache der Opferung von Jephta's Tochter die Betheiligung der Hebräer an dem molochiſtiſchen Gottesdienſt der Kanaaniter. Bekannt iſt ferner, wie ſogar König Salomo, der Erbauer des großen Nationaltempels, vom Jahve zum Baal und zur Baaltis abfiel. Als das Verderben der Nation, nach der Trennung des Reiches in Iſrael und Juda, hereinbrach und die Kämpfe der religiöſen Parteien immer leidenſchaftlicher ſich geſtalteten, wurden die Abfälle zum ſemitiſch-ſyriſch-phönikiſchen Gottesdienſt zahllos. Die Bücher der Könige, der Chronik und der Propheten ſind voll von Klagen der jahveiſtiſch geſinnten Partei, daß die Altäre des Baal-Moloch im Thale Ben-Hinnom bei Jeruſalem von Kin-

deropfern rauchten. König Ahas von Juda ließ, zur Abwendung seiner Bedrängniß durch den König Rezin von Damaskus, seinen Sohn durch's Feuer gehen, d. h. er opferte denselben. Noch schlimmer trieb es der König Manasse von Juda, welcher den Jahvetempel zu Jerusalem förmlich dem Baal und der Baaltis weihte, Tempelhuren in die Priesterwohnungen beim Heiligthum setzte und im Thale Ben-Hinnom dem Moloch seine Söhne zum Brandopfer brachte. Nach Aufführung dieser alttestamentlichen Thatsache ist man — vorausgesetzt, daß man es mit dem gesunden Menschenverstand und nicht mit Hassenpflug-Vilmar-Kliefoth'schem Theologismus oder concordatsfroher „Staatsraison" zu thun hat — doch wohl berechtigt, zu fragen: Wie konnten solche stets wiederkehrende Abfälle vom Jahvethum stattfinden, wenn die Hebräer von dem semitischen Gottesdienst jemals vollständig sich emanzipirt hatten? Wie konnte der molochistische Menschenopfercult, falls der Jahvedienst, welcher solche Opfer verabscheute, jemals dem hebräischen Volke zur Herzenssache geworden war, immer wieder so schnell populär werden? Sollte, dies zu erklären, nicht anzunehmen sein, daß das ältere, ursprünglichere, rohmaterielle religiöse Bewußtsein der Hebräer über das spätere, geistigere und humanere immer wieder den Sieg davongetragen habe?

Der Verfasser des Buches Exodus (6, 2) läßt den hebräischen Gott zu Mose sprechen: „Ich bin Jahve und ich erschien dem Abraham, dem Isaak und dem Jakob als El Schaddai, aber unter dem Namen Jahve war ich ihnen nicht bekannt." Der älteste documentirte Name des Gottes der Hebräer war demnach El Schaddai. Wenig jünger mag die abstracte Bezeichnung des Gottes durch das Wort Elohim (Macht, Entscheidung) sein. Das hebräische Verbum schadad bedeutet „er hat

geſchlagen, verwüſtet, vernichtet", das Subſtantiv sched bedeutet einen böſen Dämon. Wer zu ſchlagen, zu verwüſten, zu vernichten vermag, iſt ein Mächtiger: alſo ſtimmt dem Sinne nach der Name Schaddai mit dem von Baal (Herr) und Moloch oder Molech (König) ganz überein. Wie Baal iſt auch der hebräiſche Gott ein Gott der Höhen. Nach dem Berge Sinai richtet ſich der Zug der aus Aegyptenland befreiten Israeliten, damit ſie dort ihren Gott anrufen. Auf einem Berge ſeinen Sohn zu opfern wird dem Abraham von ſeinem Elohim befohlen. Auf dem Hügel Moriah wird der große Nationaltempel der Hebräer erbaut.

Der Begriff einer zerſtöreriſchen Naturmacht iſt auch in der Vorſtellung von der perſönlichen Erſcheinung des hebräiſchen Nationalgottes deutlich ausgeprägt. Dieſe Erſcheinung iſt furchtbar. Ganz wie Moloch iſt auch El Schaddai oder Elohim oder Jahve ein „freſſendes Feuer." Sein Nahen und ſein Anblick wirken tödtlich *). Als Schrecken und Finſterniß fällt er auf Abraham, als rauchender Ofen und lohende Feuerflamme erſcheint er dem Patriarchen (Geneſ. 15, 12, 17). Aus dem brennenden Dornbuſch ertönt die Stimme El Schaddai's, welche den Moſe beruft. Als Wolkenſäule bei Tage, als Flammenſäule bei Nacht geht der Gott den Kindern Iſrael durch die Wüſte führend voran. Die unnahbare Zerſtörungsmacht dieſes Feuergottes iſt auch bei den Hebräern keineswegs bloß eine phyſiſche, ſondern zugleich auch eine moraliſche; denn die ſchrecklichen Wirkungen ſeines Weſens ſind nicht etwa nur zufällige, ſondern abſichtliche. Bezeugt doch die Bibel ſehr ausdrücklich,

*) Deuteron. 4, 15, 24; 5, 5, 24, 25. Exod. 24, 17; 20, 19; 33, 3, 20. Num. 16, 35. Levit. 10, 2. B. d. Richter 13, 22. Pſalm 18, 7—16.

daß Jahve selbst an Solchen, die ihm opferten, jede Verletzung der Ehrfurcht gegen ihn, sogar eine rein zufällige, mit Tod und Vernichtung strafte. Um ein Beispiel anzuführen, so kann an der Stelle (B. Samuel, I, 6, 13—19), wo Jahve 50,070 Mann des Volkes von Beth-Semes tödtet, weil die Unglücklichen die Bundeslade gesehen, die Zufälligkeit der Verfehlung und die Absichtlichkeit der Bestrafung gar nicht zweifelhaft sein. Noch mehr, die lebensfeindliche, verneinende Seite des älteren Jahvethums erscheint so ausgebildet, daß der Pentateuch (Deuteron. 32, 41—42) dem Gott geradezu eine canibalische, berserkerhafte Lust am Blutvergießen zuschreibt: — „Wenn ich meines Schwertes Blitz gewetzt und meine Hand gegriffen zum Gericht, so bezahle ich Rache meinen Feinden und meinen Hassern vergelte ich. Meine Pfeile will ich trunken machen mit ihrem Blut, mit Blut der Erschlagenen und Gefangenen vom Haupt der Fürsten des Feindes, und mein Schwert soll Fleisch fressen."

Der landläufigen Vorstellung zufolge hat, wie Jedermann weiß, der Patriarch Abraham den Glauben an El Schaddai oder Elohim aus den Bergen Chaldäa's nach Kanaan mitgebracht als einen originalen, besonderen, dem Hebräerthum uranfänglich angehörigen. Daraus würde denn allerdings zu folgern sein, daß dieser Gott ein von den Göttern der Kanaaniter verschiedener gewesen. Es wird dann erzählt (Genes. 12, 8), daß Abraham, bevor er seinen Nomadenzug nach Aegypten unternahm, unter den Kanaanitern für seinen Elohim Propaganda gemacht habe, und bald darauf begegnet uns ein gewisser Melchisedek, König von Salem, welcher „war ein Priester Gottes des Höchsten" (im Original ein Priester El Eljon's) und welchem Abraham „den Zehnten von Allerlei gab." Diese Geschichte nun läßt drei Annahmen zu. Entweder, und das ist das Wahrscheinlichste, ist die

ganze Episode vom Priesterkönig Melchisedek ein späteres Einschiebsel im pfäffischen Zehnten-Interesse oder aber die Proselytenmacherei Abrahams hat unter den Kanaanitern einen wunderbar schnellen Erfolg gehabt oder endlich erklärt sich die Uebereinstimmung des kanaanitischen mit dem hebräischen Scheich in Dogma und Cult ganz einfach daraus, daß der Elohim Abrahams eben kein anderer gewesen als der syrische Baal-Moloch, welchen die vor den Hebräern in Kanaan angesiedelten semitischen Stämme unter verschiedenen Namen verehrten, der Gott, welcher war wie fressendes Feuer, der Gott, dessen Symbol die aufsteigende Feuerflamme, aber auch der zeugungskräftige Stier, weßhalb sein Idol stiergestaltig war. Diese Ansicht gewinnt gewichtige Stützen dadurch, daß an den Ecken von Jahve's Altar bekanntlich Stierhörner angebracht waren, daß die Verehrung des goldenen Kalbes durch die Israeliten in der Wüste, falls sie nicht eine Nachahmung des ägyptischen Apisdienstes, zwanglos als ein semitischer Moloch-Stier-Cultact angesehen werden kann und daß endlich, nach dem Abfall der zehn Stämme, Jahve im Reich Israel unter dem Bild eines Stiers verehrt wurde.

Weil mit Machtsprüchen theologischen Hochmuths bei einigermaßen einsichtigen Leuten nachgerade nicht mehr viel auszurichten ist und allen Concordatskniffen und allem lutherischen Päpstleingepruhste zum Trotz hierarchische Staatsstreiche nicht mehr so recht flink von der Hand gehen wollen, wäre es im Interesse Solcher, welche in den Hebräern reine Eingöttler und Verabscheuer des Menschenopferdienstes von Anfang an erblicken wollen, und demnach auch im Interesse vom Stammbaum des dogmatischen Christus — der ethische bedarf keines Stammbaums — gar sehr zu wünschen, daß das alte Testament eine sorgfältiger redigirte Ausgabe letzter Hand erfahren hätte als die

jetzt vorliegende ist, eine Ausgabe, in welcher die zahllosen leidigen Angaben, die der kirchlichen Auffassung des Hebräismus widersprechen, getilgt oder wenigstens gemildert worden wären. Letzteres ist in der berühmten Sage von der dem Abraham durch seinen Elohim gebotenen Opferung seines Sohnes Isaak (Genes. 22) ziemlich geschickt geschehen, wenn anders man Frömmigkeit in der Verehrung eines Wesens finden will, welches, und wäre es auch nur prüfungsweise, einem Vater befiehlt, sein Kind zu schlachten. Findet man das erwecklich, warum findet man es dann erschrecklich, wenn in einer nichtbiblischen Sage der Landvogt Geßler prüfungsweise einem Vater befiehlt, einen Apfel vom Haupt des Sohnes zu schießen? Was hier das menschliche Gefühl empört, sollte es dort nicht empören? Aber was Gott thut, ist wohlgethan, sagt Dominus Pfaffnutius. Ein recht verehrungswürdiger Gott das, ja wohl, der sich an der Seelenqual eines Vaters weidet, welcher das Messer auf den einzigen Sohn zücken soll! Arbeiten wir uns doch einmal um's Himmelswillen aus der gräuelhaften altteſtamentlichen Barbarei heraus. Es ist eine Schmach, daß unsern Kindern diese canibalischen Geschichten in der Schule noch immer eingepaukt und eingebläut werden.

Canibalische Geschichten, sagte ich und wiederhole es. Denn wenn in späterer Zeit, als das Jahvethum geistiger sich gestaltet hatte, eine geschickte Hand den Canibalismus der alten Sage von Isaaks Opferung milderte, so ist eine solche mildernde Umarbeitung anderen Stellen keineswegs widerfahren. Im Buch Exodus (22, 29) wird ohne alle weitere Erläuterung dem Jahve der Befehl an das Volk Israel in den Mund gelegt: „Die Erstgeburt deiner Söhne sollst du mir geben!" d. h. opfern; denn wir wissen, daß auch der syrisch-phönikische Gott Moloch alle männliche Erstgeburt als sein rechtmäßiges Eigen-

thum in Anſpruch nahm. Im eben erwähnten Buch (13, 12) findet ſich dieſe Verordnung in der Form: „Du ſollſt ausſondern dem Jahve Alles, was die Mutter bricht“ (zuerſt gebiert, denn gleich darauf wird auch der Erſtgeburt des Viehs erwähnt). An dieſer Stelle nun, wie an zwei weiteren (30, 12 fg. 24, 20) wird ſchon der mildernde Geiſt des ſpäteren Jahvethums ſichtbar, indem hier die Löſung der männlichen Erſtgeburt vermittelſt des ſogenannten Hebeopfers vorgeſchrieben iſt. Daß auch die Beſchneidung in ihrer urſprünglichen Bedeutung ein Surrogat für die Opferung des Kindes war, erhellt deutlich genug aus der ſchrecklichen Stelle im Buch Exodus (4, 24—26), wo Jahve den Sohn des Moſe und der Zipora tödten, d. h. zum Opfer haben will und ſich von der entſetzten Mutter nur durch Durchbringung der Vorhaut des Knaben beſchwichtigen läßt.

Doch weiter in dieſem altteſtamentlichen Blutſumpf. Jephta thut dem Jahve das Gelübde, dieſem, falls er den Sieg über die Ammoniter davontrüge, das Weſen zum Brandopfer zu bringen, welches bei ſeiner Heimkehr ihm zuerſt aus der Thür ſeines Hauſes entgegentreten würde. Es iſt ſeine Tochter, ſein einziges Kind. Und nicht etwa im Affekt, in der Aufregung der Siegesfreude opfert der Vater ſein Kind; bewahre, er hat Zeit genug, ſich zu beſinnen, denn er gibt vor Vollziehung des Opfers der Tochter noch zwei Monate Friſt, um „auf den Bergen ihre Jungfrauſchaft mit ihren Geſpielinnen zu beweinen“ (B. d. R. 11, 30—40). Stünde dieſer Gräuel allein, ſo könnte man denſelben etwa auf die Verwilderung der Zeit Jephta's ſchieben; aber er ſteht keineswegs allein. In Wahrheit, die Bibel erzählt uns mit der ganzen „kindlichen Naivetät“, welche man ihr und zwar mit Recht nachrühmt, daß zur Sühnung von Schaddai-Jahve's Zorn Menſchenblut ſtromweiſe vergoſſen

wurde. Im Buch Exodus (32, 27—29) läßt Jahve, um den Tanz der Söhne und Töchter Israel um das goldene Kalb — welcher damals doch kaum so bacchantisch geras't haben mag, wie er heutzutage thut — zu bestrafen, durch Mose befehlen, daß ihm der Vater den Sohn, der Bruder den Bruder zum Opfer bringe, und in dem gottesfürchtigen Gewürge „fielen des Tages vom Volk 3000 Mann." Im Buch Numeri (14, 11 fg.) steht eine höchst merkwürdige Stelle, wo Mose den Jahve nur mittelst einer sehr schlauen diplomatischen Wendung davon abbringt, das ganze Volk Israel zu tödten wie einen Mann. Etwas später (Num. 25, 4) befiehlt Jahve dem Mose: „Nimm alle Häuptlinge des Volkes und hänge sie auf, dem Jahve vor die Sonne, damit sich Jahve's Zornglut wende." Eine solche Opferung mittelst Hängens wiederholt sich in dem Fall des Königs von Ai, welchen Josua an einen Baum hängen ließ bis zum Untergang der Sonne (B. Jos. 8, 29). Es dürfte gestattet sein, anzunehmen, daß die Vollziehungsart dieser beiden Opferungen die ursprüngliche Dieselbigkeit Jahve's und Baals, welcher Letztere ja auch der Sonnengott war, wieder deutlich genug zu Tage treten lasse. Auch noch ein drittes dem Jahve in dieser Form dargebrachtes Menschenopfer gehört hieher (B. Sam. II, 21, 6—9). Der Prophet Samuel war ein sehr eifriger Menschenopferer. Er befiehlt dem König Saul, gegen die Amalekiter zu kriegen und sie mit Allem, was sie sind und haben, dem Jahve zum „Cherem" zu weihen. Wer aber dem Jahve zum Cherem geweiht ward, der mußte sterben (Levit. 27, 21—29; Deuteron. 13, 12—17), d. h. er wurde geopfert. „Schone ihrer nicht, sagt Samuel zu Saul, sondern tödte Beides, Mann und Weib, Kinder und Säuglinge, Ochsen und Schafe, Kameele und Esel!" Saul vollzieht den Befehl des Vertreters

Jahve's, indem er die Amalekiter schlägt und alle Gefangenen dem Gott zum Cherem weiht. Aber, sei es aus Politik sei es aus menschlicher Regung, er läßt den ebenfalls gefangenen Amalekiterkönig Agag am Leben. Das war eine große Sünde in den Augen Samuels und der Prophet selbst holte nach, was der König versäumt hatte, und „zerhieb den Agag zu Stücken vor dem Angesichte Jahve's zu Gilgal", zu deutsch: er opferte den Agag in dem damaligen Heiligthum Jahve's zu Gilgal (B. Sam. I, 13. Die mildernde Hand eines späteren Umarbeiters ist hier sehr ungeschickt verfahren. Sie läßt nämlich den Samuel sagen, Jahve habe mehr Lust am Gehorsam als am Opfer und Brandopfer, und trotzdem läßt sie ihn sofort darauf den Agag eigenhändig hinschlachten. Der Umarbeiter vergaß also, die alte Barbarei zu tilgen, und hob so die eingeschobene Milderung wieder auf).... Weiter, weiter, allem Widerwillen und Ekel zum Trotz. Das gräulichste der alttestamentlichen Bücher ist das Buch Josua, welches (besonders Kapitel 6—11) von massenhaften Niedermetzelungen zu Ehren Jahve's strotzt. Die Bewohnerschaften vieler kanaanitischen Städte wurden dem israelitischen Gott zum Cherem geweiht, wie „Mose, der Knecht Jahve's", geboten hatte, und mit der Schärfe des Schwertes niedergehauen. Nach Besiegung der Feinde an den Sitzen derselben „Alles zu erwürgen, was Odem hatte", ist ein stehender Ausdruck in dieser entsetzlichen Urkunde alttestamentlicher Frömmigkeit. Und, wohlverstanden, diese „Feinde" waren nicht etwa Angreifer, sondern Angegriffene, in ihren angestammten und rechtmäßigen Sitzen von den Israeliten widerrechtlich Ueberfallene. So man das mit der ganzen Naivetät des Barbarismus geschriebene, blattriefende, von wahrhaft mongolischer Mordlust zeugende Buch Josua aufmerksam liest, so muß

man faſt nothwendig zu der Anſicht kommen, die frommen Hebräer hätten, ganz nach Art der frommen Azteken im alten Mexiko, Kriege geführt eigens zu dem Zwecke, Material zu Menſchenopferungen im koloſſalen Styl zu erhalten.

In der Blüthezeit des hebräiſchen Prophetismus haben dann die Propheten gegen die „Hurerei" des Aſchera-Baaltis-Dienſtes und gegen den „Gräuel" des Menſchenopfercults, wie jene und dieſer unter dem „auserwählten Volk Gottes" im Schwange gingen, mit aller Macht geeifert. Dies bezeugt einerſeits das Vorhandenſein und die Thätigkeit einer von geiſtigeren, ſittlicheren und humaneren Grundſätzen ausgehenden Reformpartei, andererſeits aber bezeugt es auch, daß die alten Hebräer Vielgöttler, Molochiſten und Menſchenopferer geweſen ſind. Will man einwenden, die Stellen, wo z. B. Jeremia gegen den unzüchtigen Dienſt der Aſchera-Baaltis und gegen den grauſamen des Baal-Moloch eifert (Jerem. 3, 6; 7, 31; 11, 13; 19, 5; 32, 35), bezögen ſich nur auf den Abfall der Iſraeliten vom „reinen Jahvethum" nach den Zeiten Davids, ſo zerfällt dieſer Einwand in Nichts, wenn man, wie wir gethan, den Menſchenopferdienſt, wie er zu den Zeiten Moſe's, Joſua's, der Richter und Samuels geblüht hatte, ins Auge faßt. Ferner: die Propheten Ezechiel und Amos geben vollwichtiges Zeugniß, wie es mit den religiöſen Anſchauungen und Bräuchen der Hebräer in alten Zeiten eigentlich beſchaffen geweſen. Bei Ezechiel (20, 18) redet Jahve: „Ich ſprach zu ihnen in der Wüſte: Ihr ſollt nach eurer Väter Geſetzen nicht leben und ihre Rechte nicht halten und mit ihren Götzen euch nicht verunreinigen!" Wo bleibt denn da die kirchliche Fiction von einem urväterlichen geiſtigen Monotheismus der Hebräer? Noch expreſſiver iſt die Stelle bei Amos (5, 25—26), wo Jahve ſpricht: „Ihr vom Hauſe Iſrael, habt ihr in der Wüſte die vierzig Jahre

lang etwa mir Schlacht- und Speiseopfer gebracht? Ihr truget die Hütte eures Königs — (das hebräische Wort Melech entspricht ganz dem syrisch-phönikischen Moloch) — und den Kijjun, euer Götzenbild, den Stern eures Gottes, den ihr euch gemacht hattet." Hier ist also ganz bestimmt angegeben, daß Israel in alter Zeit nicht dem Jahve, sondern andern Göttern gedient habe, was auch durch die in der Bibel häufig vorkommende Erwähnung der hebräischen Hausgötzen (Teraphim) bestätigt wird. Endlich ist bei den Propheten selbst der Vorschritt von einem rohsinnlichen Naturdienst zu einem geistigeren Glauben ganz deutlich sichtbar. Denn während noch bei Jesaia (34, 5—6) und Jeremia (46, 10) die Mordlust des althebräischen Cultus in ganz barbarisch blutdürstigen Ausdrücken wiederkehrt, läßt dagegen Micha (6, 6—8) den Jahve im Namen des Volkes Israel sprechen: „Womit soll ich Jahve versöhnen? Soll ich mich bücken vor meinem Elohim? Soll ich mit Brandopfern und jährigen Kälbern ihn versöhnen? Wird Jahve Gefallen haben an Tausenden von Widdern oder an tausend Strömen Oels? Soll ich meinen Erstgeborenen geben zu meinem Schuldopfer, meine Leibesfrucht zum Opfer für die Sünde meiner Seele? Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was Jahve von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demüthig sein vor deinem Elohim!" Hier ist, wie man sieht, im entschiedensten Gegensatz zum älteren hebräischen Gottesbegriff die reformistisch-geistige Auffassung Jahve's zu vollständigem Durchbruch gekommen.

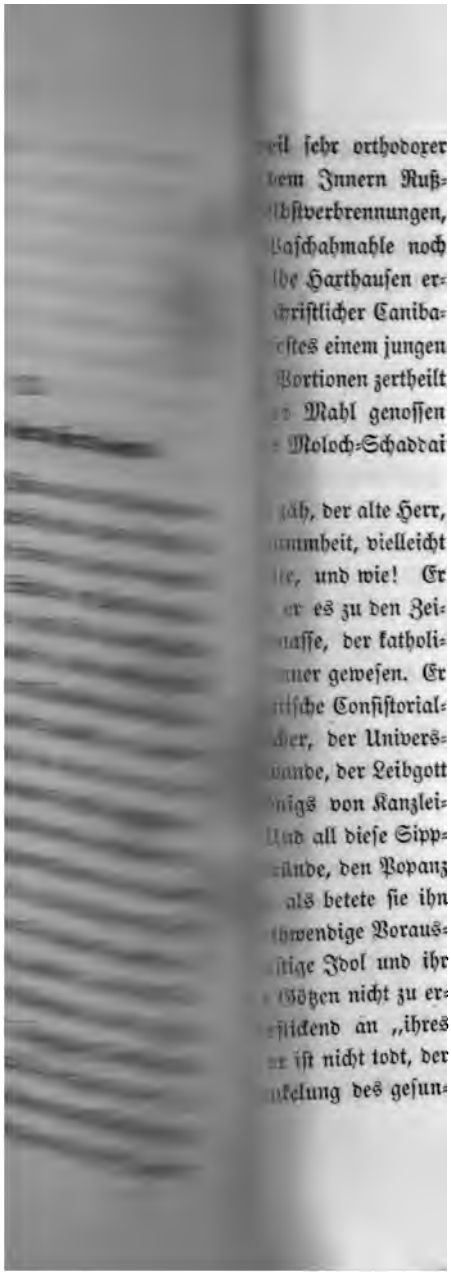
Das Resultat der im Vorstehenden angestellten Untersuchung ist dieses: — Die Hebräer waren in älterer Zeit keine Eingöttler, sondern Vielgöttler. Der urväterliche hebräische Hauptgott, El Schaddai, fiel nicht dem Namen, aber dem Wesen nach mit der Hauptgottheit der übrigen Semiten zusammen. Der Menschen-

pferdienſt der Hebräer war keineswegs eine Folge ihres nationa:n Verfalls, ſondern es war derſelbe altherkömmlich und lange eübt, bevor die Nation den Höhepunkt ihrer Geſchichte erreichte. rühzeitig jedoch ſchon muß es unter den Hebräern eine Partei :geben haben, welche einen reineren, geiſtigeren Gottesbegriff und mit auch einen humaneren Gottesdienſt pflegte, ausbildete, verıcht, bald glücklich bald erfolglos, bis ſie endlich in ſpäterer Zeit it ihrer religiöſen Anſchauung und der Forderung eines durch eſelbe bedingten und beſtimmten milderen Cultus, welchem das lenſchenopfer ein Gräuel war, durchgedrungen iſt. Die Erſcheimgsform der religiöſen Idee, welche man heutzutage unter reim Jahvethum oder reinem Moſaismus verſteht, iſt die Schöpfung :ſer Reformpartei.

Aber, geneigter Leſer, du fragſt vielleicht gelangweilt: Wozu ın all der Lärm? Wozu dieſe lange Erörterung? Was geht s der alte El Schaddai, was gehen uns die Barbarismen und rbareien der alten Judenbärte an? Sind wir nicht Chriſten? t uns nicht Chriſtus mittelſt ſeines Opfertodes ein für allemal löſ't und mit Gott, und wäre dieſes ſogar der alte grimmige El haddai, verſöhnt? Haſt du, Autor, ſeines Ortes nicht ſelber den hſichtigen Daumer ausſchweifender Conſequenzenmacherei bezücht, als dieſer im Chriſtenthum an allen Ecken und Enden Moloismus ſah? Haſt du denſelbigen Daumer nicht lächerlich gemacht, ; er das Wort Chriſti: „Laſſet die Kindlein zu mir kommen!“ einer molochiſtiſchen Opferformel ſtempelte? Wozu alſo noch e die gräßlichen altbackenen Opfergeſchichten?.... Du haſt fragt, Liebſter. Nun erlaube, daß ich zur Erwiderung auch meinerts etliche Fragen an dich richte. Iſt die Vorſtellung von dem ten grimmigen El Schaddai wirklich ſo ganz aus der chriſtlichen eltanſchauung verſchwunden? Hat das Chriſtenthum, das dog-

dem Zuſtand, in welchem ſie ſich befand,
Nachtreiſe überſtand ohne zu erkranken.
freilich, ob die Eindrücke, welche ihr von den
hergehenden Tages in ſeinen Tiefen aufge
dieſer unheimlichen nächtlichen Fahrt erhalt
ein ſehr weſentliches Glied in die Kette ihres
witzes eingeringt haben. Zunächſt allerdings
keineswegs. Denn als der mit dem Moſe
hergehende Knecht Heinrich unterwegs die n
tete, ob es wahr ſei, daß ſie in Illnau geki
ihm zur Antwort: „Würde ich auf ſolchen
ich weit entfernt, den Willen des Herrn zu b
liche Dunkel war der fahlen Morgendämm
wichen, als das Fuhrwerk vor dem väterlic
buch hielt und die Heimkehr geräuſchlos u
ſtelligt wurde. Vater Judenſchießer bewillko
ter mit der ſchüchternen Bemerkung: „Du
blieben.“ Worauf die Margeth lakoniſch: „
Herrn“ *).

*) Verhör des Heinrich Ernſt am 5. April



matiſche verſteht ſich, die Opferidee verworfen oder aber hat es ein höchſtes Opfer, das des Sohnes Gottes, ſtatuirt? Wurde mit dieſem einen und höchſten Opferact die Verſöhnung des Menſchen mit dem Gott wirklich für immer vollzogen? Oder wird in der katholiſchen Meſſe die Opferung Chriſti nicht täglich wiederholt? Ißt nicht täglich der Prieſter den Leib Chriſti und trinkt er nicht täglich Chriſti Blut? Iſt die beſtimmte Erzählung Luthers in deſſen „Tiſchreden", der Menſchenopfergräuel habe bis zu ſeinen Zeiten gewährt und ſei da erſt durch Kaiſer Karl den Fünften abgethan worden, während Kaiſer Maximilian der Erſte die Gewohnheit gehabt, in Kriegsgefahren Menſchenopfer zu geloben wie Jephta und dann den Erſten Beſten, der ihm begegnete, wirklich zu opfern, — etwa nur als ein nicht der Beachtung werthes „Curioſum" anzuſehen? Was waren denn die Autosdefé der Inquiſition Anderes als Menſchenopfer im großen Styl? Was die „Hexenbrände", durch welche Tauſende und wieder Tauſende ſchuldloſer Frauen „eingeäſchert" wurden? War der „allerchriſtlichſte" König Karl der Neunte, da er in der Bartholomäusnacht ſeine hugenottiſchen Unterthanen höchſteigenhändig niederbüchſte, weniger Molochiſt als Joſua, der in den eroberten kanaanitiſchen Städten dem El Schaddai Alles, was Odem hatte, zum Opfer würgte? Hat nicht auch der Proteſtantismus, ſo gut wie der Byzantismus und Katholicismus, dem Gott ſeines Dogma's Solche auf Schaffoten geopfert, welche nicht den „rechten" Glauben hatten? Erinnerſt du dich des armen Miguel Servetо, welcher 1553 durch den dogmatiſchen Eſſigblicker Calvin hinrichtungsweiſe dem El Schaddai geopfert wurde, weil er nicht glauben wollte, daß 3 = 1 und 1 = 3 ſei? Oder des armen Nikolaus Krell, welchen 1601 die lutheriſchen Baalspfaffen des Dresdener Hofes als angeblichen „calviniſchen Hochverräther" ihrem Baal zum Opfer ſchlachteten? Hat nicht noch in

XI.

Des Höllenkönigs Fahnen weh'n entgegen uns*).

Wir haben den Gemüthszuſtand der Heiligen von Wildisbuch nach ihrer Heimkehr aus der Verborgenheit in Illnau betrachtet, haben geſehen, wie es Nacht geworden in ihrer Seele. In dieſer Finſterniß, ſahen wir, war wie ein rother Punkt der Gedanke der Opferung aufgeglommen. Dieſer Punkt nun wuchs und ſchwoll, ſchwoll zu einer Blutlache, welche die Unſelige durchwaten zu müſſen glaubte, um zu ihrem himmliſchen Vater zu gelangen. Welcher Natur dieſer „himmliſche Vater" war, ſollte, denke ich, aus dem Vorſtehenden ſattſam erhellen. Das heilige Margethli hatte nicht umſonſt ſchon in Kinderjahren unausgeſetzt über den furchtbaren Schriften des alten Teſtaments gebrütet: es glaubte jetzt um ſo fanatiſcher an den Moloch-Schaddai, als es ſich allem Heilandsbewußtſein zum Trotz insgeheim als Sünderin fühlte.

Es iſt nicht in den Acten gebucht, aber trotzdem ſehr wahrſcheinlich, daß in dieſer Zeit neben der Bibel insbeſondere das Ganz-Qualm'ſche Tractätlein vom „Geheimniß der Gottſeligkeit"

---

*) Vexilla regis prodeunt inferni
Verso di noi.

Dante, Inferno, c. 34.

von der Margeth eifrigſt ſtudirt wurde *). Der myſtiſch-anſchmiegerliche Nonſens der hier vorgetragenen Blutopfertheorie muß der damaligen Stimmung des brütenden Weibes vollkommen entſprochen haben. Der Schlammvulkan von Embrach hatte ja ſchon mehrfältig bedeutſam in das Leben und Weben unſerer Heiligen hereingedunſtet und er that das ohne Zweifel auch jetzt wieder. Qualm wie dieſer: „Damit es dem himmliſchen Chriſtus gelinge, uns wieder vollkommen zu erlöſen und in unſere erſte paradieſiſche Heimat zurückzuführen, ſo müſſen wir von allem Eigenwirken und Eigenwollen abſtehen, uns ihm zum Opfer hingeben, ſtille halten, ſeiner Stimme in uns folgen und wie ein Lamm leiden, geduldig, ergeben und gelaſſen, mit gewiſſer Zuverſicht und lebendiger Hoffnung, daß das Werk herrlich werde ausgeführt werden. Wenn Chriſtus nach ſeinem Geiſt in uns kommt und wir ihn innerlich im Glauben annehmen und uns an ihm feſthalten, ſo geht er gleich hinter unſern alten Menſchen her, der durch Lüſte und Irrthum verderbt iſt, um ihn durch allerlei Leiden von außen und innen zu kreuzigen, zu tödten und ganz und gar abzuthun, damit der ſündliche Leib aufhöre. Bei dieſer Kreuzigung haben wir weiter Nichts zu thun als Alles zu laſſen, was Chriſtus von uns fordert, weil hier geben ſeliger iſt als nehmen, und übrigens nach dem Vorbild

*) Das Ganz'ſche Tractätlein wurde nach der Kataſtrophe im Peter'ſchen Hauſe vorgefunden und liegt, wie ſchon erwähnt worden, bei den Acten (I, 78). Ich merke hier an, daß ich in dieſem und den folgenden Abſchnitten nur noch bei Erwähnung von beſonders charakteriſtiſchen Umſtänden auf die Acten verweiſen werde, um den Fortgang der Erzählung nicht allzu häufig durch ſolche Verweiſungen unterbrechen zu müſſen. Die Actenſtücke, welche von jetzt an für den Reſt unſerer Geſchichte hauptſächlich führend und beſtimmend waren, ſind dieſe: W. A. I, 2, 4, 6, 7, 8, 10, 13, 18, 51, 55, 82, 104, 107, 108, 118, 119, 120; II, 1—41.

des Erſtgeborenen mit Lammesgeduld zu leiden, bis Chriſtus das falſche Natur- und Sinnenleben völlig getödtet, das Opfer vollendet, alle uns ſelbſt angemaßten Rechte dem Vater wieder zurückgeſtellt und ihn hiemit gänzlich befriedigt hat, daß Chriſtus in einem ſolchen Menſchen rufen kann: Es iſt vollbracht! Durch dieſen Leidens- und Sterbensprozeß iſt nun der Menſch mit Chriſto in ſeinen Tod getauft und begraben, dem Geſetz und der Sünde für immer und ewig abgeſtorben, gerechtfertigt und von der Strafe frei und los von allen Sünden, auch das Fortſündigen hat nun bei ihm für ein und allemal aufgehört und ſteht jetzt unter dem Geſetz des Geiſtes, der da lebendig macht in Chriſto Jeſu. O ſeliger Stand, wo der alte Sünder geſchlachtet und abgethan und er alſo mit Gott dem Vater ausgeſöhnt und vereinigt iſt! Nun befindet ſich derſelbige in einer völligen Todesſtille und tiefen Grabesruhe, alle eigene Kraft und Wirkſamkeit iſt verſchwunden und er geht nun auch dem Auferſtehungsſtand Chriſti entgegen. Derſelbige Geiſt, welcher Jeſum, den Erſtgeborenen, vom Tode auferweckt hat, wird einen ſolchen Menſchen auch auferwecken, ihn zum neuen, göttlichen und ewigen Leben hervorrufen" — nein, ſolcher Dunſt war fürwahr wenig geeignet, die Margeth aus ihrer phantaſtiſchen Traumwelt in die Welt der Wirklichkeit zurückzuverſetzen. Im Gegentheil, ganz im Gegentheil! Wer ſich die Mühe nimmt, den angeführten Ganz-Qualm zu leſen, wird finden, daß darin die Grundzüge des in Bälde anhebenden Wildisbucher Paſſionsſpiels vorgezeichnet ſind: die Marter, der Opfertod am Kreuze, die Grabesruhe und die Ueberzeugung der Wiederauferſtehung.

Sobald ſich der Menſch über die Schranken der menſchlichen Gefühls- und Verſtandesthätigkeit hinausgeſchwindelt hat, gewinnt das Unfaſſbare, das Unberechenbare, das Dämoniſche Gewalt über ihn. Ein großer Dichter, der in das Weſen des Menſchen tiefere

Blicke gethan als hunderttausend patentirte Philosophen und Theologen, hat schön gesagt:

Leicht aufzureizen ist das Reich der Geister;
Sie liegen wartend unter dünner Decke
Und leise hörend stürmen sie herauf.

Er hätte beifügen können, daß die Geister der Lüge schneller zur Hand sind als die der Wahrheit. Denn die Wahrheit ist eine spröde Schöne, die durch mühvolle geistige Werbung verdient sein will, während die Buhlerin Lüge sich Jedem von selbst an den Hals wirft. Und vollends die religiöse Lüge, diese falsche Erscheinungsform, diese Golem-Verwirklichung der religiösen Idee, diese „babylonische Hure", welche so zahllose Generationen der Menschen verführt hat, in Orgien voll Wollust oder Grausamkeit ihre Vernunft zu vergeuden .... Wohl, die Geister der Lüge waren entfesselt in der Seele der gefallenen Heiligen. Der uralte und ewigjunge Wahnwitz, das Phantom Moloch-Schaddai, hatte seinen Einzug in das Peter'sche Haus gehalten und erfüllte dasselbe mit seiner finstern Macht.

Ihm diente, ihm marterte, ihm opferte das arme verlorene Weib die Schwester und sich selber, indem sie wähnte, den Satan zu bestreiten. Den Satan? Es ist seltsam, daß sich Einem bei all dem rasenden Thun, welches wir jetzt zu betrachten eilen, der Gedanke aufdrängt, der Gegensatz von Gott und Teufel, welcher die Margeth dem Wahnsinn zupeitschte, sei nur eine dunkle, instinktmäßige Ahnung von dem zwiespältigen Wesen des alten Semitengottes gewesen. Freilich, man braucht diesen Gegensatz nicht so aus der Weite zu holen: der christliche Katechismus hat ja sattsam dafür gesorgt, daß er in der Nähe zu haben sei.

Die durchteufelte Atmosphäre des Hauses wurde dichter, schwüler, lastender mit dem Herannahen der österlichen Zeit. Die

Erwartung, daß Großes bevorstehe, hatte sich sämmtlicher Hausgenossen bemächtigt. Wie dumpfe Paukenschläge, welche die Ouvertüre des Gräuelspiels einleiteten, klangen orakelhaft hingeworfene Aeußerungen der Heiligen gegen einzelne oder sämmtliche Mitglieder des Haushalts. „Wachet und betet, der Versucher ist nahe.“ Oder: „Wollt ihr euer Leben lassen für Christus?“ Oder: „Ich sehe das Heer des Satans immer mehr gegen mich aufziehen. Es droht mich zu überwinden. Darum muß ich kämpfen und streiten.“ Und wie sie so sprach, „verwarf“ sie die Arme und schlug mit den Händen gewaltig um sich.

Rufe man sich nun das feste, sichere, imponirende Auftreten der Margeth zurück und erinnere man sich an die souveraine Despotie, welche sie seit Jahren über alle die Leute ihrer Umgebung übte, so wird man sich unschwer erklären können, daß ihr Wahn, wie derselbe von Stufe zu Stufe bis zur wildesten Energie emporstieg, sich ebenso stufenweise den Margethligläubigen mittheilte. Sah sie das Heer Satans gegen sich im Anmarsch, was Wunders, daß sämmtliche Hausgenossen den Schwefelbrodem der Hölle zu riechen glaubten? Es mag ohnehin auch in der Wirklichkeit in dem seit Monaten hermetisch verschlossenen Bauernhause nicht sehr himmlisch gerochen haben und es ist nicht etwa Spaß, sondern voller Ernst, wenn wir meinen, eine tüchtige tägliche Lüftung der Räume des Hauses hätte mit der stockigen, muffigen, schmeergelichen Luft auch manchen Qualm und Schwalm höheren oder höchsten Blödsinns mithinweggeweht.

Aber an Lüftung und Lichtung, an physischer und moralischer, fehlte es eben. Das Haus war und blieb verschlossen, fest versperrt. Die Einlaßthüre öffnete sich nur Vertrautesten und schloß sich hinter den Hineingeschlüpften sogleich wieder. Ei, da drinnen in solcher Atmosphäre konnte der Teufel, welcher weder

Lucifer noch Adramelech, weder Beelzebub noch Belial, wohl aber Afterwitz heißt, nach Herzensluft ſpuken und ſtinken .... Saßen da eines Abends die Urſula Kündig und die Margaretha Jäggli bei ihren Spinnrädern mitſammen am Ofen. Krach! gab's da plötzlich einen Knall. Wären zwei Kinder der Welt auf der Ofenbank geſeſſen, würden ſie geſagt haben: Aha, da hat ein Torfkloß im Kachelofen explodirt. Unſere zwei Töchter des Heils aber konnten bei Geſtalt der Sachen natürlich nur glauben, der Teufel habe in ihrer nächſten Nähe gehuſtet oder ſich geſchnäuzt. Springt demnach die Jäggli auf und ſchreit wie beſeſſen: „Hörſt du? Er pöpperlet an die Fenſterladen. Er will mich holen!" Schrie's und ſtürzte zu Boden, Schaum vor dem Munde.

Die epileptiſchen Anfälle der armen, vormals, wie wir ſahen, mehr als billig genußſüchtigen Perſon waren wiedergekehrt, was bei der Nervenaufreizung, in welcher ſeit einiger Zeit ſämmtliche Hausgenoſſen ſich befanden, leicht erklärlich iſt. Aber eine ſolche Erklärung wäre für Heilige viel zu profan geweſen. Hatte die Margeth, wie erwähnt worden, nicht ſchon früher die Krankheiten von Menſch und Vieh für Werke des Teufels ausgegeben? Die Epilepſie der Magd kam ihr jetzt gerade recht, ja, dieſelbe war ſo zu ſagen eigens für ſie gemacht. Denn hatte nicht auch Chriſtus Teufel aus Beſeſſenen getrieben? Die Jäggli war vom Teufel beſeſſen, kein Zweifel. Und nicht nur von einem, bewahre, eine ganze Legion von Teufeln wüthete in ihrem Leibe. Aber wartet nur, Satanaſſe, ich will euch zeigen, ich, wer Meiſter iſt und wo der Zimmermann das Loch gemacht hat. Bin ich nicht der wiederum fleiſchgewordene Chriſtus, ich, das heilige Margethli? Achtung, ihr hölliſchen Geiſter! Quos ego!

Latein ſprach nun freilich die Heilige nicht, aber im Exorciſiren war ſie ſtark. Sagte ſie: „Der böſe Geiſt will mir die Seele

der Jäggli entreißen, für die ich mich bei meinem himmlischen Vater verbürgt habe," so lamentirte die einfältige Magd: „O, bete und kämpfe du doch für meine Seele!" Kam dann die Epilepsie über die Unglückliche und wüthete und schäumte sie, daß vier Personen sie kaum zu halten vermochten, so tobte die Heiländin mit ihr um die Wette, that verzückt, verdrehte die Augen, schlug sich bald auf den Kopf bald auf die Brust bald in die Luft, stieß unarticulirte Töne aus oder schrie: „Was, du Seelenmörder, du ins höllische Feuer Verfluchter, willst mir das Schäfli entreißen, für welches ich mich verbürgt habe?" Eines Tages war die Magd die Beute eines besonders heftigen Anfalls. Um das Bette her, auf welchem die Epileptische zuckend sich wand, standen außer der heiligen Margeth ihr Vater und ihre Schwestern Elisabeth und Susanna, ferner ihr Schwager Johannes Moser und die Ursula Kündig. „Der Teufel will meine Seele!" tobte die Kranke, worauf die Margeth mit so großer Gebärde als sie aufbringen konnte: „Tröste dich; ich weiß, Christus hat dich auf ewig in seine Hände gezeichnet." In diesem Augenblick ging dem Johannes Moser ein „ganz neues Licht auf." Lassen wir ihn das selbst erzählen. „Ich sah Christum und den Satan, der ein großes Buch vor Christo aufschlug und sagte, er habe noch Ansprüche an die Seele der Jäggli. Das Buch hatte kreuzweise rothe Striche auf allen Blättern; das sah ich ganz klar und schloß daraus, daß dieses Buch Nichts mehr gelte. Darauf sah ich die Seligen im Himmel, welche das Buch nahmen und in tausend Stücke rissen, daß die Fetzen davonstoben" *).

Aber der Satan ließ sich nicht so leicht aus- und vertreiben. Er hatte nun einmal, trotz der Vision des erweckten Moser, seinen

*) W. A. I. 107.

Sitz unter dem Dache des Judenſchießers aufgeſchlagen und peinigte da männiglich mehr oder weniger. Es galt daher, den Feind mit aller Macht anzugreifen. Die Beſchwörungs- und Verzückungsſzene, der wir ſo eben anwohnten, war nur eine Plänkelei, welche der großen Schlacht voranging. Brauche ich dem Leſer zu ſagen, daß die Heilige dieſe Schlacht nicht ſchlagen wollte, ohne ihren „ewiggeliebten" Jakob zur Seite zu haben? Brieflich von ihr aufgefordert, ohne Säumen zu kommen, gürtete ſich der gehorſame Jakobus ſofort zur Reiſe und traf Samſtags den 8. März 1823 in Wildisbuch ein.

XII.

Die große Schlacht gegen Satan.

Alles zusammengehalten, könnte bei Betrachtung des weiteren Gebarens und Beginnens unserer Heldin die Frage gestellt werden, ob sie überhaupt zu dieser Zeit so weit ihrer Sinne mächtig gewesen, daß von freien Entschließungen bei ihr noch die Rede sein konnte. Ja, man sollte meinen, das Wort, welches Mephisto auf dem Blocksberg zu Faust gesprochen: „Du glaubst zu schieben und du wirst geschoben" — müßte auch auf die heilige Margeth angewandt werden. Denn es hat ganz den Anschein, als wäre sie selbst so gut wie die Andern in die ins Rollen gekommene und immer rasender bergab rollende Lawine des Unheils willenlos verwickelt gewesen. Aber doch nur den Anschein. Denn bei näherem Zusehen erkennt man sofort, daß Methode in dem Wahnsinn war, und Methode setzt immer eine nach bestimmter Richtung hin treibende Kraft voraus. Diese treibende Kraft war die fixe Heilandsidee der Margeth, aus welcher heraus sie das ganze grotesk-komisch beginnende, aber bald ins Gräßliche umschlagende Passionsspiel planmäßig dirigirte. Auf ihren bestimmten Entschluß, das „Große", welches sie geweissagt hatte, jetzt wirklich in Szene zu setzen, deutet schon der Umstand, daß sie den Jakob Morf aus Illnau kommen ließ und wahrscheinlich auch den Johannes Moser aus Oerlingen.

Wenigstens erschien dieser Montags den 10. März in Wildisbuch und beschickte dann auch seinen Bruder Konrad von Hause.

Der Dienstag verging ruhig. Einige der Hausgenossen gingen den gewohnten Geschäften nach, die übrigen hielten sich in der Stube, wo die Margeth in stilles Gebet versunken saß. Zuweilen wurde die dumpfe Stille durch die Klagen der Heiligen unterbrochen: „Meine Seele ist bekümmert, aber ich ermuntere mich im Hinblick auf meine baldige Erhöhung.“ Oder: „Mein Kampf mit dem Satan ist recht schwer. Er will die Seelen, die ich retten muß, nicht von sich lassen und doch sind darunter solche, die schon 200 oder 300 Jahre unter seiner Gewalt stehen.“ Man kann sich leicht vorstellen, wie aufregend dieses Gebaren auf die sämmtlichen anwesenden Margethligläubigen wirken mußte und wie gespannt Aller Augen an der Bekämpferin des Teufels hingen. Alle haben ausgesagt, daß sie an diesem und den folgenden Tagen sich kaum Zeit genommen, flüchtigste Mahlzeiten zu halten, und Alle haben erklärt, daß sie „Großes“ erwarteten. Der fromme Taumel war allgemein, und wenn auch Einzelne, wie der alte Judenschießer und sein Sohn Kaspar, in geringerem Grade davon erfaßt gewesen sein mögen, so waren sie doch weit entfernt, den Anordnungen der Tochter und Schwester auch nur das Geringste in den Weg zu legen. Als es Abend geworden, stieg die Heilige in die mehrfach bezeichnete obere Kammer hinauf und hier gab sie den ihr Gefolgten den Orakelspruch: „Ich sehe den Satan und seinen Erstgeborenen in den Lüften schweben. Sie verbreiten sich in alle Theile der Erde, um sich überall Streiter zu erwecken.“ Worauf die Elisabeth, ihrer passiven Rolle müde, einfiel: „Auch ich sehe sie.“ Da sich aber die Heilige darauf wieder in ihr mysteriöses Schweigen hüllte, fiel der Vorhang für diesen Tag und Alle gingen zu Bette. Die Margeth verstand die Kunst der Steigerung, keine Frage. Sie

muthete ihren Anhängern nicht zu viel auf einmal zu. Leider geben uns die Acten keinen Aufschluß, was für wildphantastische Träume in dieser Nacht unter des Judenschießers Dach geträumt worden sein mögen.

Am Morgen des folgenden Tages, also Mittwochs, berief die Heilige sämmtliche Hausgenossen zu sich in die Kammer. Auf dem Bette sitzend befahl sie, daß Alle auf den Boden knieen oder liegen und inbrünstig beten sollten, „damit der Herr sie stärke, indem ihr ein großer Kampf bevorstehe." Das befohlene Ringen im Gebet währte bis nach Mittag, worauf Alle mitsammen in die Stube hinuntergingen, um „etwas Weniges" zu essen. Nachdem dies geschehen, „ergriff es die Margeth wieder heftig" und sofort orakelte sie: „Der Herr hat mir geoffenbart, was in Zukunft geschehen wird. Nämlich es wird der Sohn Napoleons in der Gestalt des Sohnes Gottes auftreten und die Welt auf seine Seite zu bringen suchen. Allein er ist nur der Antichrist und wird einen großen Kampf zu bestehen haben. Was aber der Erfolg sein wird, ist mir zur Stunde noch unbekannt. Jedennoch hat mir der Herr versprochen, mir ein geistiges Zeugniß dieser Offenbarung zu geben."

Und richtig, das versprochene Zeugniß blieb nicht aus, denn „das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind." Der ewiggeliebte Jakob, der Johannes Moser und die Ursula Kündig sahen nämlich, wie der Geist des alten Napoleon in die Margaretha Jäggli und der des jungen in die Elisabeth fuhr, worauf die Erstere „ganz die Züge des alten Napoleon annahm, die Elisabeth hingegen ein liebliches, aber dennoch kriegerisches Antlitz erhielt." Die Elisabeth stand auf und schritt „mit ungewöhnlichen Gebärden wie ein großer Kriegsmann" auf die Heilige los; aber diese bedeutete der Schwester, daß ein böser Geist in dieselbe gefahren, welchem sie ja nicht nachgeben solle. Darauf kämpfte die Margeth „geistig"

gegen dieſen Feind und überwand ihn glorreich. Die Eliſabeth kam wieder zur Beſinnung, ſagend, daß ſie ihrer ſelbſt nicht mehr mächtig geweſen ſei, worauf die Heilige: „Sehet, dies Alles iſt die Erfüllung vom 9. Kapitel der Offenbarung Johannis, wo das Thier aus dem Abgrund ſteigt, welches auf Hebräiſch Abbadon und auf Griechiſch Apollyon heißt“ *). Man ſieht, hier war die Oraklerin nicht eben originell. Unzählige Schwarmgeiſter hatten ſchon vor ihr den Namen des großen Schlachtenlenkers und Deſpoten aus dem citirten Kapitel der Apokalypſe herausgeleſen, deren Dichter ſich rühmen darf, mehr, tauſendmal mehr arme Menſchenköpfe verwirrt und verrückt zu haben als ſämmtliche übrige Poeten der Weltliteratur miteinander. Im Uebrigen weiß Jedermann, daß Napoleon nach ſeinem Abtreten von der Weltbühne nicht nur, ſondern auch nach ſeinem Tode noch ein Lieblingsgegenſtand der populären Mythenbildnerei geweſen. Man muß die Völker mißhandeln, wenn man ihre Phantaſie dauernd beſchäftigen will. Die Namen ihrer Feinde und Geißeln behalten ſie, die ihrer Freunde und Wohlthäter vergeſſen ſie. Das iſt Volksdank. Und warum auch nicht? Glauben doch die Menſchen lieber an einen ſchwarzen Ahriman als an einen lichten Ormuzd, aus Wahlverwandtſchaft, aus intimſter Wahlverwandtſchaft.

Vom Anbruch des folgenden Tages an kämpfte die Heilige „wieder einen ſchweren Kampf“, aber ohne Betheiligung der Hausgenoſſen. Dieſe wurden erſt Nachmittags ebenfalls gegen Satan in die Schlacht geführt. Sie forderte da nämlich alle Anweſenden auf, ihr in die obere Kammer zu folgen, und begaben ſich in Prozeſſion dahin die Margeth, Eliſabeth und Suſanna Peter, die Urſula Kündig und die Margaretha Jäggli, der alte

*) W. A. II, 2, 6.

Judenschießer und sein Sohn Kaspar, der Knecht Heinrich Ernst, der Jakob Morf, der Johannes und der Konrad Moser. Nachdem die Heilige ihren Sitz auf dem Bett eingenommen hatte, eröffnete sie: „Eine in der Nacht erhaltene Offenbarung befiehlt, daß ihr Alle mit mir gegen den Teufel streiten sollt, damit dieser Christum nicht überwinde. Ich muß kämpfen, damit eure und so vieler Verdammten Seelen errettet werden. Wohlauf, kämpfet auch ihr mit mir! Doch vor Allem werfet euch nieder auf eure Kniee und Angesichter, um zu beten.“ Und siehe, es geschah also und Männer und Weiber warfen sich nieder auf ihre Kniee und Angesichter und schrieen zum Herrn im Stillen. Derweil die Heilige wieder von ihrem Bett-Thron herab: „Die Stunde ist da, wo es gilt, den Satan zu bekämpfen, auf daß Christus seine Kirche sammeln kann, wider den Antichrist zu streiten. Wann nämlich Christus seine Kirche versammelt hat, wird nach 1260 Tagen laut der Offenbarung Johannis der Antichrist in menschlicher Gestalt hervortreten und mit lieblichem Wesen und mancherlei Ueberredungskünsten die Menschen zu verführen trachten. — (Bei diesen Worten spürte der Johannes Moser seiner Behauptung zufolge, daß ein „liebliches Wesen“ auf ihn „einzuwirken“ trachte.) — Allein die wahren Christen werden ihm nicht anhangen, sondern Christo getreu bleiben.“ Nach einer Pause: „Der Antichrist ist geistig schon unter uns.“

Sprach's, sprang mit einem Satze vom Bette herab, schnaubte heftig, verwarf die Arme, verdrehte die Augen, schrie wiederholt: „Du Schelm, du Seelenmörder!“ schlug mit der Faust auf die Tröge und Stühle, ergriff einen daliegenden Hammer und schlug damit wie ganz verzückt und verrückt auf die Kammerwand los. Da drinnen also steckte der Teufel, wie er denn überall steckt, wo der menschliche Wahn ihn haben will. In der Wand des Wil-

bisbucher Bauernhauſes gerade ſo, nicht mehr und nicht minder, als in den armen „Ketzern" der Niederlande, aus welchen Karl der Fünfte vermittelſt ſeines bluttriefenden „Religions"-Edicts v. J. 1550 ihn austreiben zu wollen geruhte.

Sahen da die Margethligläubigen dem klopfenden Handiren ihrer Heiländin mit frommem Staunen zu. Aber auf die arme epileptiſche Hausmagd wirkte das Gebaren der Heiligen aufreizend. Sie verfiel in ihre „Gichter", drehte ſich wie ein tanzender Derwiſch, ſchlug um ſich wie toll und ſchrie: „Der Teufel ſteht vor dem Fenſter und will herein!" Und wieder die Margeth: „Ich ſehe im Geiſte den alten Napoleon mit großer Macht wider mich ziehen. Es wird einen harten Kampf koſten. Ihr müßt euch Alle wehren bis auf's Blut! Geht, eilt, holt Aexte, Beile und was ihr der Art finden könnet, herbei! Verrammelt die Hausthüre, verhängt die Fenſter in der Kammer und in der Stube mit Tüchern und ſchließt die Fenſterläden!"

Während dieſe Befehle eilends von Etlichen vollzogen und die verlangten Hiebwaffen herbeigeholt wurden, ſah der in der Kammer zurückgebliebene Johannes Moſer „eine unausſprechliche Klarheit, daß keine Engelzunge es ausdrücken könnte." Bevor er von dieſer Erſcheinung zu reden vermochte, that die Heilige die Frage an ihn: „Siehſt du den himmliſchen Vater?" Worauf der Moſer ſchluchzend: „Ich muß weinen vor Freude" *). Die Aufregung war alſo bereits zur viſionären Ekſtaſe hinaufgeſteigert.

Es war Abends 5 Uhr, als die verlangten Waffen heraufgebracht wurden. Die Heilige ſaß wieder auf dem Bette, rang die Hände, betete und rief dann aus: „Kämpfet für Chriſtus und laßt das Leben für ihn! Der letzte große Kampf mit dem Teufel naht

*) W. A. I, 107.

heran. Helft mir kämpfen mit verstärkter Kraft, damit Christus in mir nicht überwunden werde. Schlagt zu, haut zu, auf den Boden, auf die Wand! Dies ist der Wille Gottes! Schlagt zu, bis ich euch aufhören heiße. Haut zu und lasset euer Leben!"

Das Lassen des Lebens hätte allerdings dem Einen oder Andern der guten Leute begegnen können in der unerhörten und tumultuosen Schlacht gegen Satan, welche jetzt losbrach. Denn in wildem Gedränge hieben und stießen die Rasenden, alle, alle, mit Ausnahme der Heiligen, mit Beilen, Keilen und Harken auf den Boden und die Wände der Kammer los, volle drei Stunden lang. Ein großes Wunder geschah dabei allerdings, nämlich daß den Sinnlosen nicht das Haus über den Köpfen einstürzte. Die Margeth behauptete fortwährend ihren Sitz auf dem Bette, von wo aus sie die Schlacht lenkte, indem sie von Zeit zu Zeit in das Getöse hineingellte: „Haut zu, er ist ein Schelm, ein Seelenmörder! — Schlagt zu in Gottes Namen und wehrt euch bis auf's Blut! — Laßt euer Leben für Christus! — Wer sein Leben in Christo verliert, wird es gewinnen; wer es behalten will, wird es verlieren! — Schlagt zu, bis ihr Blut schwitzt! — Sehet ihr ihn hier, dort, da, den Seelenmörder? Auf ihn! Haut zu! Schlagt zu!" Als Echo fistulirte die Elisabeth: „Schlagt zu! Er ist ein Schelm und ein Mörder, er ist der künftige Antichrist, der junge Napoleon, der mich hat geistig verführen wollen."

So ging in eintönigem Tumult die Schlacht fort, drei Stunden lang, wie schon gesagt. Eine Staubwolke, dicht zum Schneiden, erfüllte die Kammer. Die Kämpfer und Kämpferinnen dampften wie Ofen und in Strömen rollte der Schweiß an ihnen herab. Wollten sie einen Augenblick ermatten, so feuerte die Stimme der heiligen Schlachtlenkerin sie zu neuen Anstrengungen an. Ja, sie hielten sich wacker, keine Frage, und seitdem die Men-

ſchen den Teufel ſich eingebildet haben, iſt er, rechne ich, nie und nimmer ſo heldenmüthig und energiſch bekämpft worden wie an dieſem geſegneten Donnerstag den 13. März 1823 im Hauſe des Judenſchießers zu Wildisbuch im Kanton Zürich. Der Kampf des ingenioſen und glorioſen Caballero de la Mancha gegen die Windmühlen, was iſt er, verglichen mit dieſem Kampf? Wenig, ſehr wenig, kaum der Rede werth. Warum, o großer Cervantes, Genius des Humors, haſt du deine Menſchwerdung nicht bis ins 19. Jahrhundert verſchoben? Du wäreſt dann nach Wildisbuch gewandert und hätteſt uns, die große Satansſchlacht ſchildernd, ſtatt meines trockenen Referats ein glänzendſtes Kapitel aus der Geſchichte der menſchlichen Narrheit gegeben, ein glänzenderes noch als jenes, wo dein Don Quijote ſo heldiſch gegen Schafe und Schöpſe angeht. Aber du lächelſt bitter, Seliger, und meinſt: Nichts von Schöpſen und Schafen! Es kommt Nichts dabei heraus, ſie zu befehden. Mein armer Idealiſt von Held erfuhr das und ihr, arme Don Quijote des 19. Jahrhunderts, habt es auch erfahren, hör' ich. Die Schöpſe haben Hörner und die Schafe haben eine noch viel unbeſieglichere Waffe, ihre Dummheit, ihre ſchäfige Schafsdummheit.

Riegelwände und Bretterboden ſind aber weniger dauerhaft als der Teufel und ſo geſchah es denn, daß der Kammerboden in Trümmer ging, welche mit lautem Gekrach in die unter der Walſtatt befindliche Stubenkammer hinabſtürzten. Die muthigen Kämpfer mußten ſich mühſam auf den noch aushaltenden Querbalken balanciren, ſetzten aber den Streit dennoch fort. Ein Theil der Kammerwand barſt vor den wüthenden Schlägen und fiel in den Hofraum hinab, allwo eine Menge Volkes gaffend ſtand, durch den gräulichen Rumor, welcher ſeit Stunden in dem Hauſe des Judenſchießers tobte, nicht nur aus Wildisbuch ſelber, ſondern auch aus

den benachbarten Dörfern herbeigelockt. Kaum hatte die Heilige durch die Mauerlücke hindurch dieſe Zuſchauermenge im Zwielicht des unerhörten Polterabends drunten erblickt, als ſie aufſchrie: „Das iſt des Teufels Heer! Aber fürchtet euch nicht und ihr werdet es überwinden!“ Und ſiehe, fortwüthete die Schlacht, bis die Streiter und Streiterinnen vor Uebermüdung ſich nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochten. Jetzt endlich gab die Margeth mit den Worten: „Chriſtus hat überwunden!“ das Signal zum Abbrechen des Gefechts und befahl den Athemloſen, gänzlich Ermatteten, ihr in die Wohnſtube zu folgen.

In dieſem engen Raume, deſſen Fenſter von außen mit [redacted]n Laden verwahrt und von innen mit Tüchern verhängt waren, [redacted]lte beim dürftigen Schein einer Unſchlittkerze der Kampf fortgeſetzt werden, aber mit etwas veränderter Taktik. Ganz unbekümmert um die vor dem Hauſe lärmende Menge der Neugierigen und ſtreng unterſagend, den Einlaß Begehrenden zu öffnen, befahl die Heilige zunächſt, daß ſich Alle zu Boden werfen ſollten, um Gott für ſeinen Beiſtand zu danken. Dann, nach einer Weile von etlichen Stunden, begann ein neues Spiel, und daß es beginnen konnte, beweiſ't, was Alles die Menſchen zu ertragen vermögen, wenn ſie von heiliger Thorheit beſeſſen ſind. Man hat ſpäter gemeint, die ganze faſelnde Rotte müßte von Wein oder Branntwein berauſcht geweſen ſein, um dieſe frommen Uebungen ſo lange ausführen und aushalten zu können. Allein ganz mit Unrecht: ihre Magen waren eben ſo völlig nüchtern wie ihre Köpfe völlig trunken.

Die Margeth, in der Mitte der am Boden Liegenden aufrecht ſtehend, forderte dieſe auf, ſich mit den Fäuſten auf Kopf und Bruſt zu ſchlagen, was ſofort geſchah. Die Eliſabeth heulte: „Schlag' du mich, Margethli! Ich will gerne ſterben für andere

Seelen" *). Sofort ſchlug die Heilige auf ihre Schweſter los und zwar ſo unſanft, daß die Geſchlagene vor Schmerzen ächzte. Worauf die Margeth: „Das iſt der Zorn Gottes!" .... Wunderlich, ſowie der Menſch dem Thier in ihm Raum gibt zu beſtialiſcher Aeußerung, muß der alte Moloch-Schaddai herhalten mit ſeinem „Zorn". Während die ſchreckliche Wiedertäufer-Tragödie zu Münſter ſpielte, waren in einer Februarnacht des Jahres 1535 ſieben Männer und fünf Weiber zu Amſterdam in einem wiedertäuferiſchen Conventikel verſammelt. Plötzlich warfen ſie, „vom Geiſt getrieben", ihre ſämmtlichen Kleider ab und rannten nackt in die kalte Winternacht hinaus, durch die Straßen ſchreiend: „Wehe, wehe, wehe! Das iſt der Zorn Gottes, der Zorn Gottes!" Eingefangen, weigerten ſie ſich, ihre Kleider anzuziehen, behauptend: „Wir ſind die nackte Wahrheit!" Moral: im großen Buch der menſchlichen Narrheit mangelt es nie an Parallelſtellen.

Derweil ließ drinnen in der Stube die Heilige ihre Blicke umhergehen, achtſam, ob die Fäuſte der Ihrigen auch richtig und tüchtig ihre Schuldigkeit thäten. In zweifelhaften Fällen half ſie eigenhändig nach. So ſagte ſie, als der alte Judenſchießer läſſig ſchien im Selbſtpeinigungswerk, vorwurfsvoll: „Vater, du ſchlägſt dich nicht genug!" und ließ ihre Fäuſte auf ihm ſpielen. Der mißhandelte Greis ſtöhnte, aber die heilige Tochter fuhr fort mit Schlagen, ſagend: „'s iſt nur dein alter Adam, der nicht weichen will. Es thut dir Nichts." Er nahm es geduldig hin. Das herabgebrannte Licht erloſch und in der Dunkelheit ging das Fäuſtegepoche, das Rufen, Stöhnen und Aechzen in der dampfenden Stube fort und fort.

*) W. A. II, 4. Antw. a. d. Fr. 26.

XIII.

Profaner Zwischenact.

Ein großer Tag in der Weltgeschichte von Wildisbuch, dieser 13. März von 1823, sehr ein großer! In den Nachmittagsstunden summte das sonst so stille Dörfchen wie ein aufgestörter Bienenkorb. Weiberjüppen fegten durch die Gassen, lebhaft winkend und deutend. An allen Häuserecken, vor allen Stallthüren geflügelter Umsatz von Fragen und Antworten. Kinder-, Frauen- und Männerzungen in gemeinsamer und energischer Thätigkeit. Staunen, Starren, Feixen und Lachen an allen Ecken und Enden. Weiter sonst keine Theilnahme, denn des Judenschießers Haus stand ja so zu sagen außerhalb der Gemeinde, wenn auch mitten im Dorfe, wißt ihr?

Gegen Abend zu hatte sich die ganze Bevölkerung um das Peter'sche Haus hergedrängt, lauschend, wie da drinnen der große Teufelskampf mit Gepolter wüthete. Das Getöse im Innern contrastirte seltsam und unheimlich mit den versperrten Thüren und verschlossenen Fensterladen. „'s ging da drinnen zu wie in ere Judenschul' oder in ere Mördergrub'," hat mir mein Freund, der alte „G'meindspräsident" erzählt, der auch mit dabei gestanden, als er noch nicht alt und noch nicht Gemeindepräsident war. Drang da heraus ein Gedröhn wie von

vielen und heftigen Schlägen und Stößen, dazwischen Geschrei und Gestöhn und ein wuselndes Durcheinander von Stimmen. Konnte man aber nur einzelne Ausrufe verstehen, als da waren: „Hauet zu! Er ist ein Schelm! — Betet an alle Heiligen! Betet an alle Propheten! Betet an alle Seraphim! — Schlaget zu! Er ist ein Mörder! — Erlöse uns"! Aber warum, fragt' ich meinen Wirth, hat man denn die verrammelte Hausthüre nicht ohne Weiteres aufgesprengt? „Warum? Darum, Herr, weil neime mit dem Judenschießer sei'm Züg (Zeug) Niemand nüd z' thun wollt' haben." Ein ausreichendes Argument, wenigstens in bäurischen Augen. Uebrigens auch ein leicht erklärliches denn es war wirklich in keiner Weise rathsam, sich in die Angelegenheiten des Judenschießers und der Seinigen zu mischen. So, wie wir die Bauern kennen, war es zudem durchaus keine Unmöglichkeit, daß dieser oder jener der Umstehenden bei sich dachte: „'s scheint, sie morixeln da drinnen einander. Aber was schad't's? Dann sind wir das ganze Dunderspack los." Endlich muß auch noch gesagt werden, daß der germanische Bauer überall, wo er seine natürliche Natur bewahrt hat, einen tiefen Respect vor dem Hausrecht hegt und Eingriffe in dasselbe weder gern duldet noch begeht.

Es existirt aber in dieser Welt ein Ding, welches in Betreff des Hausrechts Ansichten hat, die den bäurischen diametral entgegengesetzt sind. Das ist die Polizei und diese nun sollte zunächst ihre profane Nase und im Weiteren ihre noch profaneren Hände in die Mysterien stecken, welche unter dem Dache des Judenschießers tragirt wurden. Leider, leider hat sie ihre Hände nur allzu frühe wieder zurückgezogen. Es gibt — was freilich die glücklichen Bewohner deutscher Polizeistaaten für ein schweizerisches Märchen halten werden — Augenblicke im Men-

ſchenleben, wo ſelbſt die Polizei zu gelind und zu human ſein kann. In Wahrheit, hier war ſie einmal zu gelind, zu human, was ſehr aufgezeichnet zu werden verdient.

Führte nämlich der Zufall einen der Trabanten nicht des Landpflegers Pilatus, aber des Landpflegers von Andelfingen, ſonſt Oberamtmann Schweitzer geheißen, nach Wildisbuch, wo er die ganze Bewohnerſchaft vor dem Hauſe des Judenſchießers verſammelt fand. Kam gerade, als der Boden der oberen Kammer in die untere und ein Theil der Kammerwand in den Hof heruntergeſtürzt war. Beſagter Trabant, Landjäger Isler, that, was unter obwaltenden Umſtänden ſeines Amtes war. Nachdem er von dem verſammelten Männer-, Weiber- und Kindervolk, deſſen Menge im Verlauf des Nachmittags durch Zuzug aus Rudolfingen, Benken, Trüllikon und Schlatt bedeutend verſtärkt worden war, vergebens Aufſchluß über das polternde Phänomen zu erlangen verſucht hatte, legte er ſeine klopfende Polizeihand an das Haus und klopfte ſo lange, bis etliche der entbrannten Kämpfer drinnen endlich gewahr wurden, daß ſie es mit noch einem Anderen als dem Satan zu thun hätten. Der alte Judenſchießer und ſein Schwiegerſohn Moſer erſchienen, nicht am Fenſter, vermuth' ich, ſondern an der Breſche in der Kammerwand. Der profane Diener der öffentlichen Sicherheit unten: „Was Dunderhagelſtralchaib's geht denn da für? Ihr ewige Grüſel, was macht ihr denn? Thut das Haus auf, ſag' ich!" Der alte fromme Judenſchießer oben: „Was da vorgeht, geht Euch Nichts an. Das Haus iſt mein Haus. Ohne daß Ihr mir einen ſchriftlichen Befehl vorzeigt, thu' ich nicht auf." Das hätte man einem in der Schule der Manteuffelei zum Vollbewußtſein der Polizeiallmacht großdreſſirten preußiſchen Gensdarm ſagen ſollen! Auf der Stelle wäre Belagerungszuſtand und Standrecht

von Zeit zu Zeit feierlich tragi
Erzählung erhellen, weßhalb ich
genannt habe.

Warum ich aber die furchtb
zigten von Wildiebuch gerade j
unſere Zeit überhebt mich der
Leider, leider!

vielen und heftigen Schlägen und Stößen, dazwiſchen Geſchrei und Geſtöhn und ein wuſelndes Durcheinander von Stimmen. Konnte man aber nur einzelne Ausrufe verſtehen, als da waren: „Hauet zu! Er iſt ein Schelm! — Betet an alle Heiligen! Betet an alle Propheten! Betet an alle Seraphim! — Schlaget zu! Er iſt ein Mörder! — Erlöſe uns“! Aber warum, fragt' ich meinen Wirth, hat man denn die verrammelte Hausthüre nicht ohne Weiteres aufgeſprengt? „Warum? Darum, Herr, weil neime mit dem Judenſchießer ſei'm Züg (Zeug) Niemand nüd z' thun wollt' haben.“ Ein ausreichendes Argument, wenigſtens in bäuriſchen Augen. Uebrigens auch ein leicht erklärliches denn es war wirklich in keiner Weiſe rathſam, ſich in die Angelegenheiten des Judenſchießers und der Seinigen zu miſchen. So, wie wir die Bauern kennen, war es zudem durchaus keine Unmöglichkeit, daß dieſer oder jener der Umſtehenden bei ſich dachte: „'s ſcheint, ſie morixeln da drinnen einander. Aber was ſchad't's? Dann ſind wir das ganze Dunderspack los.“ Endlich muß auch noch geſagt werden, daß der germaniſche Bauer überall, wo er ſeine natürliche Natur bewahrt hat, einen tiefen Reſpect vor dem Hausrecht hegt und Eingriffe in daſſelbe weder gern duldet noch begeht.

Es exiſtirt aber in dieſer Welt ein Ding, welches in Betreff des Hausrechts Anſichten hat, die den bäuriſchen diametral entgegengeſetzt ſind. Das iſt die Polizei und dieſe nun ſollte zunächſt ihre profane Naſe und im Weiteren ihre noch profaneren Hände in die Myſterien ſtecken, welche unter dem Dache des Judenſchießers tragirt wurden. Leider, leider hat ſie ihre Hände nur allzu frühe wieder zurückgezogen. Es gibt — was freilich die glücklichen Bewohner deutſcher Polizeiſtaaten für ein ſchweizeriſches Märchen halten werden — Augenblicke im Men-

schenleben, wo selbst die Polizei zu gelind und zu human sein kann. In Wahrheit, hier war sie einmal zu gelind, zu human, was sehr aufgezeichnet zu werden verdient.

Führte nämlich der Zufall einen der Trabanten nicht des Landpflegers Pilatus, aber des Landpflegers von Andelfingen, sonst Oberamtmann Schweitzer geheißen, nach Wildisbuch, wo er die ganze Bewohnerschaft vor dem Hause des Judenschießers versammelt fand. Kam gerade, als der Boden der oberen Kammer in die untere und ein Theil der Kammerwand in den Hof heruntergestürzt war. Besagter Trabant, Landjäger Isler, that, was unter obwaltenden Umständen seines Amtes war. Nachdem er von dem versammelten Männer-, Weiber- und Kindervolk, dessen Menge im Verlauf des Nachmittags durch Zuzug aus Rudolfingen, Benken, Trüllikon und Schlatt bedeutend verstärkt worden war, vergebens Aufschluß über das polternde Phänomen zu erlangen versucht hatte, legte er seine klopfende Polizeihand an das Haus und klopfte so lange, bis etliche der entbrannten Kämpfer drinnen endlich gewahr wurden, daß sie es mit noch einem Anderen als dem Satan zu thun hätten. Der alte Judenschießer und sein Schwiegersohn Moser erschienen, nicht am Fenster, vermuth' ich, sondern an der Bresche in der Kammerwand. Der profane Diener der öffentlichen Sicherheit unten: „Was Dunderhagelstralchaib's geht denn da für? Ihr ewige Grüsel, was macht ihr denn? Thut das Haus auf, sag' ich!" Der alte fromme Judenschießer oben: „Was da vorgeht, geht Euch Nichts an. Das Haus ist mein Haus. Ohne daß Ihr mir einen schriftlichen Befehl vorzeigt, thu' ich nicht auf." Das hätte man einem in der Schule der Manteuffelei zum Vollbewußtsein der Polizeiallmacht großdressirten preußischen Gensdarm sagen sollen! Auf der Stelle wäre Belagerungszustand und Standrecht

über Wildisbuch verhängt worden und hätte Herr von Gerlach siebenmal siebzigmal in der Kreuzzeitung geplärrt: „Feurio und Mordio, das rothe Gespenst!"

In einem Lande wie die Schweiz aber, welches so unglücklich ist, von den Staatsprinzipien der Junker des hintern und hintersten Pommerns Nichts wissen zu wollen, sind auch die Landjäger genöthigt, mit den Leuten manierlich umzugehen. Selbst unter dem aristokratischen Regiment, wie es zur Zeit unserer Geschichte noch im Kanton Zürich bestand, waren sie schon mehr oder weniger dazu genöthigt. Statt also so oder so den Eingang in das verschlossene Haus zu forciren, begnügte sich die bewaffnete Macht — vermuthlich allerdings unter Vorbringung diverser Flüche — das Haus, in welchem das Treffen gegen den Teufel noch immer tobte, mit vigilirenden Blicken anzusehen und einen Boten nach Rudolfingen hinabzusenden, welcher dem dortigen Gemeindeammann das erstaunliche Abenteuer melden sollte. Der Gemeindeammann hielt es nicht für gerathen, seinen Finger in diesen Brei zu stecken, sondern machte dem Oberamt Andelfingen Meldung von der Sache. Alsobald entsandte Herr Oberamtmann als seinen Vortrab zwei Landjäger nach Wildisbuch und brach dann selber mit Secretarius und Weibel nach der Kohlfirst auf.

Ein pflichteifriger Mann, der Herr Oberamtmann. Etwas esauartig rauhhaarig anzufassen, sagt man, aber sonst ein gutmüthiger Polterer aus einem Iffland'schen Familienstück. Er soll in dringlichen Fällen ohne viel Federlesen durchgegriffen haben; leider hat er aber den Wildisbucher Knäuel nicht zeitig und fest genug gepackt. „Ungefähr um 10 Uhr Nachts — berichtete er unterm 16. März an das kantonale Polizeiamt in Zürich — langte ich in Wildisbuch an und vernahm, daß der Lärm im

Peter'ſchen Hauſe gänzlich aufgehört habe, daß alle Lichter ausgelöſcht ſeien und ſich Niemand mehr hören laſſe. Ich fand deßnahen für zweckmäßig, dieſe Ruhe nicht zu unterbrechen, ſondern einſtweilen mit Bewachung des Hauſes mich zu begnügen und nähere Erkundigungen einzuziehen." Man ſieht, Herr Oberamtmann dachte: „Leben in einem freien Lande. Geht daher nicht wohl an, nachtſchlafender Weile in ein ruhiges Haus einzubrechen." Wohl, dachte ſo und begab ſich in die Stube von des Judenſchießers nächſtem Nachbar, Felix Peter, ſo mir recht iſt, Vater unſeres guten Bekannten, des Gemeindepräſidenten im Zwillich-Tſchopen.

Hier erhielt der Oberamtmann um Mitternacht von ſeinen auf Poſten ſtehenden Landjägern den Rapport, daß der Lärm beim Judenſchießer abermals begonnen habe, jedoch „ohne Gepolter." Der Beamte verfügte ſich hinüber, gefolgt von ſeinen Leuten und einer Anzahl Wildisbucher Bürger. Aus der dunkeln Wohnſtube des Judenſchießers drang ein Wirrſal von Männer- und Weiberſtimmen auf die Gaſſe und konnte man die Rufe unterſcheiden: „Allmächtiger Gott, hilf uns! — Erlöſe uns! — Hau' zu! — Erbarme dich! — Er iſt ein Schelm! — Er iſt ein Mörder! — Siehſt du ihn da?" In dieſe Ausrufungen hinein fielen Schläge, „wie auf weiche Körper." Mein Herr Oberamtmann ließ jetzt den Weibel an die Hausthüre und die Fenſterladen klopfen und Einlaß begehren. Als aber dieſe wiederholten Aufforderungen gänzlich unbeachtet blieben und das Gelärme drinnen fortging, gab er Befehl, die Hausthüre einzuſprengen. Es geſchah, aber die Thüre zur Wohnſtube blieb von innen verſperrt. Herr Schweitzer beſichtigte nun zunächſt die Zerſtörung im oberen Stockwerk. Hierauf gab er ſeinem Bericht zufolge „dem Amtsweibel den Befehl, neuerdings bei den Stubenfenſtern

die Aufforderung zur Oeffnung der Stubenthüre zu wiederholen und insofern ihm keine Antwort ertheilt werde, eine Scheibe des Fensters zu zerbrechen und mit einem Lichte durch selbiges in die Stube zu leuchten. So geschah es, allein der Lärm und die Ausrufungen dauerten fort. Ich begab mich nun auch vor das eröffnete Fenster und bemerkte zunächst vier bis fünf Männer, welche die Stubenthüre zudrückten; dann ein anderes Mannsbild, welches wie todt der Länge nach auf dem Bauche am Boden lag; weiterhin eine Gruppe Manns- und Weibsbilder auf und über einander am Boden liegend; bei selbiger eine Weibsperson auf den Knieen, welche mit der Hand auf die Andern zuschlug und bei jedem Streich rief: Erbarme dich! erbarme dich! Endlich neben dem Ofen eine zweite solche Gruppe."

Jetzt ließ der Beamte nach Erschöpfung aller friedlichen Mittel die Stubenthüre mit Gewalt öffnen. Dem Konrad Moser, welcher sie dem Oberamtmann hatte aufthun wollen, war dieses von der Heiligen mit den Worten: „Wie, willst du denn dem Teufel öffnen?" verwehrt worden. „Die Männer — fährt der oberamtliche Bericht fort — widersetzten sich, aufgefordert von den Weibern, dem Eindringen der Landjäger — (bei welcher Gelegenheit der Johannes Moser einen Säbelhieb auf den Kopf abbekam) — die Weibsbilder fuhren immer mit ihrem Geschrei fort, sonderheitlich zeichnete sich die „„heilige Margeth"" aus, welche auf den Knieen blieb und auf ein anderes auf dem Bauche am Boden liegendes Weibsbild immer mit der Hand zuschlug. Eine zweite Gruppe bestand aus zwei Männern und zwei Weibsbildern, welche ebenfalls auf dem Boden lagen, so, daß bald der Kopf des Weibes auf dem Körper des Mannsbilds, bald der Kopf des Mannes auf dem Leib des Mädchens ruhte. Die Uebrigen erhoben sich nach und nach vom Boden. Ich wollte durch Vorstellun-

gen die Leute zur Stille bringen, allein der Lärm blieb gleich. Ich befahl deßnahen, den alten Peter aus der Stube herauszunehmen, allein Männer und Weibsbilder widerſetzten ſich und klammerten ſich an ſelbigen an, obſchon ihnen verſprochen wurde, daß Niemandem etwas Leides geſchehen ſollte. Endlich brachte man den Alten aus der Stube, alle hingen ſich an ihn, zogen ihn zu Boden, machten einen Kreis um ihn und lagen durcheinander, alle umſchlungen. Ich wiederholte meine Vorſtellungen und verlangte Stille, allein Nichts half. Wenn der alte Peter antworten wollte, ſagte die heilige Margeth: „„Vater, gib keine Antwort und bete!““ Alle fingen dann wieder ihren verwirrten Lärm an. Die Margeth: „„Laßt uns ſterben! Ich laſſe mein Leben wie Chriſtus!““ Andere: „„Gott, erlöſe uns!““ Wieder Andere: „„Herr, erbarme dich unſer!““ *)

Die Szene, welche ſich in der Stube nach gewaltſamer Eröffnung der Thüre darſtellte, wirkte ſelbſt auf die Wildisbucher Bauersleute, die doch Etwas vertragen können, draſtiſch, bis zum — Erbrechen. „Sie lagen Alle auf einem Klumpen — hat mir mein mehrerwähnter mündlicher Berichterſtatter, ein Augenzeuge, erzählt — und es brudelte da ein Dunſt heraus, ein Dunſt von Staub und Schweiß zum Erſticken. Man hätt' ſich nur ahſograd übergeben ſollen ... 's iſt ſchüli (abſcheulich) g'ſi, ſchüli, über alle Maßen ſchüli und grüsli!“ Der Johannes Moſer blutete aus der erhaltenen Kopfwunde, wollte ſich aber nicht verbinden laſſen, ſondern rief ſeinem um ihn beſorgten Bruder triumphirend zu: „Laß bluten, ich leide gern um Chriſti willen. Es bringt mir Ehre!“ Die Weiber wurden in die Küche hinausgezerrt und wurde bei dieſer Manipulation allerdings nicht ganz ſäuberlich

*) W. A. I, 2.

mit ihnen verfahren. Die „Chnaben“ von Wildisbuch, ſeit lange der ganzen „Judenſchießerei“ aufſätzig, ſcheinen ſich dabei mehr als einen bäuriſchen Jux gemacht zu haben. Mein Augenzeuge wollte in Betreff dieſes Punktes nicht recht mit der Sprache heraus. Es ſteht aber feſt, daß einige der Weiber ſogar an den Beinen aus der Stube in die Küche geſchleppt und bei dieſem Actus überhaupt ſo angefaßt worden ſind, daß die Schamhaftigkeit weniger als billig berückſichtigt ward. Hieran, ſowie an den Umſtand, daß der heiligen Margeth, als ſie ſich während des Ringens der Ueberfallenen mit den Landjägern an ihren Vater klammerte, das Buſentuch bedenklich losgegangen, ſpann die populäre Mythenbildnerei den Lügenfaden, ſämmtliche Mitglieder der fanatiſchen Rotte, Männer und Weiber, ſeien, als man ſie überraſchte, ſplitternackt beiſammen in der Stube geweſen. Eine ganz und gar unwahre Beſchuldigung! Wir müſſen, geſtützt auf die Acten, überhaupt bemerken, daß im ganzen Verlauf unſeres Paſſionsſpiels, ſoweit es unter dem Dache des Judenſchießers ſpielte, von dem unzüchtigen Dienſt der Baaltis nicht die leiſeſte Spur ſich findet. Baal-Moloch waltete da allein und ausſchließlich.

Der Herr Oberamtmann verzweifelte daran, während der Nacht noch Ordnung in dieſes Chaos zu bringen, und begab ſich wieder in das Nachbarhaus hinüber, mit Hinterlaſſung des Befehls, die ganze fromme Bande bis zum Morgen in der Stube und Küche zu bewachen und nicht zu dulden, daß die Gefangenen laut mitſammen ſprächen. Hieran aber kehrte ſich die Heiländin wenig. Sie ermuthigte ihre Heerde im Gegentheil mit lauten Worten und ſagte unter Anderem: „Nun iſt geſchehen, was einſt in Gethſemane geſchah. Die Phariſäer ſind gekommen mit Kriegsknechten. Glücklich der Johannes (Moſer), daß er verwundet worden; denn darob freuen ſich die Seligen im Himmel.“ Dem

Knecht Heinrich Ernſt, welcher lauten Sprechens wegen von einem wachthabenden „Kriegsknechte“ angerunzelt wurde, gab ſie den Troſt: „Du biſt glücklich, daß du um Chriſti willen Schmach leiden darfſt.“ Von einer Ernüchterung oder Einſchüchterung der Heiligen überall keine Spur. Die Aufreizung ihres Nervenſyſtems war offenbar ſchon zu einem Grade gediehen, wo nur noch ein ebenſo geſchicktes als energiſches Eingreifen eine Heilung hätte in Ausſicht ſtellen können. Die Identificirung mit dem leidenden Chriſtus war, wie wir ſo eben ſahen, ſchon bis auf Nebenumſtände herab vollſtändig. Ihr Vaterhaus war der Unglückſeligen bereits zum Gethſemane geworden, warum ſollte es ihr nicht auch zum Golgatha werden? So verging die Nacht.

Am folgenden Morgen ließ der Oberamtmann die Bewachten einzeln in das Nachbarhaus zum Verhör vor ſich bringen. Allein dieſe Verhöre lieferten, wie er ſelbſt bemerkt hat, „nicht viel Wichtiges.“ In Wahrheit, weder der Pilatus von Andelfingen noch unſer wackerer Pfarrherr, welcher von Trüllikon herübergeeilt war, richteten irgend etwas Belangreiches aus. Die Verhörten benahmen ſich, mit Ausnahme der Eliſabeth und der Magd Jäggli, welche unaufhörlich behaupteten, „der Teufel wolle ſie angreifen“, ruhig und gefaßt oder vielmehr verſtockt, wenn nicht trotzig. Der Johannes Moſer fabulirte auf gut Ganz-Qualmiſch. Der „ewiggeliebte“ Jakob Morf war des Dafürhaltens, jeder Menſch trage von Natur böſe Geiſter in ſich. Dieſe müßten durch Gebet und Arbeit entfernt und ſo der Menſch wiedergeboren werden. Im Uebrigen könne hierüber die Margeth die beſte Auskunft geben. Die Urſula Kündig erklärte decidirt, das Geſchehene ſei Gottes Wille geweſen. Der alte Judenſchießer, befragt, warum er die lange Abweſenheit ſeiner beiden Töchter von Hauſe zugelaſſen, gab darauf die Antwort, „der Geiſt Gottes habe

sie von Hause weggezogen, damit sie in der Stille dem Herrn dienen könnten." In Betreff der Satansschlacht vom Tage zuvor gab er die Erklärung ab, er habe das Zerstörungswerk allerdings nicht gern gesehen, aber es sei nun einmal der Wille des Herrn gewesen. Am wortkargsten war die Heilige selbst. Sie sagte nur: „Es war der Wille Gottes!" und weiter Nichts. Eine berechnete Schweigsamkeit, ohne Zweifel. Denn kaum dem Verhör entlassen, äußerte sie gegen die Ursula und den Knecht Heinrich: „Ich schwieg vor dem Oberamtmann, wie Christus vor Pilatus geschwiegen hat." Und nach einer Pause setzte sie hinzu: „Die Welt wird mein Werk doch nicht hindern!"

Diese Weissagung ging vollständig in Erfüllung. Denn in der That, die Welt hat das Werk der armen Wahnwitzigen nicht verhindert. Gekonnt hätte sie es, keine Frage, und hier ist der Punkt, wo einmal die Polizei zu milde und zu human verfahren ist. Das Klügste wäre wohl gewesen, die ganze Blase aufzupacken und ins Irrenhaus zu bringen. Allein Herr Oberamtmann fand nach Beendigung der Verhöre „einstweilen keine andere Verfügung nothwendig", als den Jakob Morf, den Johannes und Konrad Moser, sowie die Ursula Kündig aus Wildisbuch weg und in ihre Heimat zu weisen, wie auch der Peter'schen Familie aufzugeben, sich ruhig zu Hause zu halten und den Hausvater für das Betragen seiner heiligen Tochter noch besonders verantwortlich zu machen*). Damit war soviel wie Nichts gethan, denn der alte Judenschießer war der Sklave seiner Tochter.... Nun höre ich einen der Polizei-

*) Erst am 16. März erstattete der Oberamtmann über seine am 13. nach Wildisbuch unternommene nächtliche Expedition Bericht an die Kantonalpolizeicommission, welche allerdings sofort anordnete, daß die Margeth und Elisabeth ins Irrenhaus nach Zürich gebracht werden sollten. Trop tard!

ſtaatskünſtler von der Spree, dem allenfalls dieſes Buch zur Hand kommen ſollte, triumphirend ausrufen: „Da ſieht man die Miſerabilität einer republikaniſchen Partei! So was wäre uns nicht begegnet.“ Sachte, ſachte, lieber Mann. Auch euch iſt ſchon allerlei Fatales begegnet. Warum duldete denn eure neunmalweiſe Polizei ſeiner Zeit den abſcheulichen Baaltiscult im ſeraphiniſchen Muckergarten zu Königsberg ſo lange, obgleich die Spatzen auf den Dächern davon pfiffen? Warum den famöſen „Depeſchendiebſtahl“ von 1856 und 1859? Warum die Pöbelinfamie vom 10. November 1859, welche der „Hauptſtadt der Intelligenz“ ſo wohl anſtand? Darum, weil in allen dieſen Fällen die bewußte „kleine“, aber „mächtige“, trotz aller liberalen Piepmeier und Hampelmänner mächtigſte Partei im Hintergrund ſtand, nicht wahr? Wäre überhaupt rathſam, rechne ich, wenn man in dortigen Gegenden nach allen den Erfahrungen der letzten fünfunddierzig Jahre die ſuffiſanten Naſen etwas einſpannte. Mit Suffiſance und Teltower Rüben allein macht man keine Eroberungen, weder phyſiſche noch „moraliſche“. Nicht mit aufgebauſchten Redensarten, auch nicht mit Alleweltvermittlungsdepeſchenhinundherträgerei, nein, aber mit Kühnheit, praktiſcher Genialität und rechtzeitig erfundenen, wie rechtzeitig gehandhabten „eiſernen“ Ladſtöcken hat der große Fritz Schleſien erobert, die Schlachten des ſiebenjährigen Krieges gewonnen, den deutſchen Namen wieder aufgerichtet und mit dem Ruhm des eigenen die Welt erfüllt. Mit den Lombard, Haugwitz und Manteuffel bleibt man ſtecken im Dreck bei Jena oder Bronnzell; aber mit den Stein, Scharnhorſt, Gneiſenau, Bülow und Blücher fährt man glorreich nach Dennewitz, zur Katzbach, nach Leipzig und Waterloo.

Die mangelhaften Anordnungen des Landpflegers vom Wyland wurden übrigens nur theilweiſe vollzogen. Die Urſula Kündig

ging nicht nach Langwiesen heim, denn die Heiländin befahl ihr, bei ihr zu bleiben, mit dem Drohwort: „Wer mich vor den Menschen verleugnet, den werde ich auch vor Gott verleugnen.“ Die arme Ursula wollte lieber Johannes sein als Petrus werden und blieb. Auch der Jakob Morf und die beiden Moser, welche den oberamtlichen Befehl, heimzugehen, befolgten, waren darum keineswegs abgekühlt, sondern jeden Augenblick bereit, einem abermals an sie ergehenden Ruf ihrer Heiländin zu folgen. Der Jakob schlug den Heimweg über Oerlingen ein und aß im Moser'schen Hause zu Nacht, wobei er und der ältere Moser die Verzückungen der gestrigen Satansschlacht fortsetzten. Beide riefen, dem Zeugniß des Konrad Moser zufolge, einmal über das anderemal aus: „Ich sehe Jesum Christum zur Rechten Gottes!“ Der Konrad begleitete den Jakob dann noch bis nach Andelfingen, um dort ein Pflaster für die Kopfwunde seines Bruders zu holen. Auf dem ganzen Wege faselte und haselirte der Jakob immerfort: „Siehst du jene Klarheit gegen Zürich hin? Ich sehe Christum! Ich sehe die Klarheit Gottes!“ Der Konrad gab sich redlichste Mühe, diese schönen Dinge ebenfalls zu sehen, und Schönes, Schönstes sah er allerdings: den hellen, funkelnden Sternhimmel. Doch das genügte ihm nicht und da — so erzählte nachmals der arme gute Junge — „da der Morf so schön redete, wie ich es nie hätte können, glaubte ich, daß dem wohl so sein werde, wie er sagte.“

XIV.

Blut muß fließen!

„Die Welt wird mein Werk doch nicht hindern!“.... Wenn der Menſch, von einer einſchneidenden Wendung ſeines Lebens überraſcht, zu der Ueberzeugung gelangt, daß es ſo wie bisher weiter nicht mehr gehen könne, daß er demnach ſeine Partie ergreifen und ſo oder ſo ein Ende machen müſſe, da erhebt ſich ſein Weſen häufig zu einer Energie, wie ſie, ob aus heißem Enthuſiasmus oder aus kalter Verzweiflung entſprungen, gleichviel, im gewöhnlichen Lauf der Dinge über die menſchliche Kraft weit hinauszureichen ſcheint, ſo weit, daß man geneigt iſt, in ſolchem energiſchem Thun einen Anhauch von Göttlichem zu ſpüren.

Heroiſch-tragiſch und im Untergange triumphirend iſt dieſe Energie, wenn im Dienſt einer großen Idee aufgewandt. Dem Leonidas und ſeinen Spartern bei Thermopylä, dem Demoſthenes und dem Cato, welche ſich tödten, damit jener das Ende der attiſchen, dieſer das Ende der römiſchen Republik nicht überlebe, dem Winkelried, der ſich die Speerſpitzen in die Bruſt drückt, den ſchlichten niederländiſchen Bauern und Bäuerinnen, welche, durch Alba zum Martertod des Lebendigbegrabenwerdens verdammt, Jubelpſalmen ſingen, bis die auf ſie herab-

rollende Erde ihnen den Mund verſchließt, dem alten ruſſiſchen Wachtmeiſter, der am 17. November 1812 bei Krasnoi ſich bahnbrechend in die Bajonnette eines lange vergeblich attakirten franzöſiſchen Vierecks ſtürzt mit den Worten: „Der Handel muß doch einmal ein Ende nehmen!“ — dem deutſchen Jüngling, welcher, „zugleich ein Sänger und ein Held,“ im Streite für die arme alte Mutter Germania am 26. Auguſt 1813 bei Gadebuſch vom Roß geſchoſſen wird und unter der Eiche von Wöbbelin ruht: — ihnen Allen, Allen gilt das ſchöne Dichterwort:

Wenn wir in urgewalt'gem Streit
Die großen Menſchen ſeh'n
Aus innerſter Nothwendigkeit
Dem Tod entgegengeh'n,
Da möchten wir dem Heldenſchwung
In des Geſchickes Zwang
Zurufen mit Begeiſterung:
Glückauf zum Untergang!

Anders ſtellt ſich die Sache, wenn wir eine Kraft, die auch vor dem, was allem Geſaalbader der Moraliſten zum Trotz für den Menſchen doch immer das Ungeheuerſte bleibt, d. h. vor der Selbſtvernichtung nicht zurückbebt, im Dienſte eines Irrwahns verbraucht ſehen, welchen ſelbſt ſeine Schrecklichkeit von dem lächerlichen Beigeſchmack nicht ganz zu befreien vermag. Hier empfinden wir keineswegs den erhabenen Schrecken, womit das wahrhaft Tragiſche unſere Seele bis in ihre Tiefen erſchüttert. Auch ſind Wahnſinn und Aberwitz bekanntlich zweierlei Dinge: ein Lear iſt tragiſch, aber ein Jan Bockolt nur ſkurril oder höchſtens grotesk. Beim Anblick ſolcher Bockoltsfiguren, und würden ſie auch mit glühenden Zangen zu Tode gezwickt, können wir unmöglich zu einem reintragiſchen Mitleid kommen. Es ſchlägt uns da immer Etwas in den Nacken, raunend:

Warum erſchaudern? Die ganze Geſchichte iſt ja gar zu albern, gar zu abſurd!

Freilich, es gibt auch eine „Aeſthetik des Häßlichen.“ Wenigſtens hat Roſenkranz eine ſolche geſchrieben. Wir erinnern uns im Augenblick nicht, ob darin auch von der Tragik des Unſinns gehandelt wird; aber ſoviel iſt ſicher, daß in dieſes Fach der Ausgang unſerer Heldin fällt. Zu wirklich tragiſcher Würde hat ſie ſich nicht hinaufzuläutern vermocht. Es fehlt in ihrem Untergang der franke, freie Herzſchlag des Menſchlichen, wie er in ihrem ganzen Daſein fehlte. Eine bedeutend angelegte Natur, aber ſchon in Kinderjahren durch Einwirkung transcendenten Blödſinns durch und durch gefälſcht. Daher hat ſie es auch zu keiner geſunden Leidenſchaft gebracht, wie ſolche, ſo lange ſie ſich im Kreiſe des Humanen hält, den Menſchen entſchieden adelt, ſondern nur zur jämmerlichſten Sünde, d. h. zum feigen Sündigen inmitten der Angſt des Sündenbewußtſeins. Der Poſſen, welchen die Natur der hochmüthig gegen ſie eifernden Oraklerin ſpielt, würde komiſch ſein, wenn er nur nicht ſo widerlich wäre. Dieſer Katzenjammer mitten im Rauſch! Iſt er nicht ekelhafter als alle die haarſträubenden Cynismen beim Petronius und beim Caſanova? Und dann dieſe Sühne! Es iſt wahr, ſie könnte uns durch den Heroismus beſtechen, womit ſie durchgeführt wurde, ließe uns dieſes Paſſionsſpiel, auch abgeſehen von ſeinen aberwitzigen Einzelnheiten, nur einen Augenblick vergeſſen, daß wir nur eine tolle Caricatur, eine trübſelige Traveſtie jener erhabenen Tragödie vor uns haben, welche im Oelgarten am Bache Kidron begann und auf der Schädelſtätte zu Ende ging. Was bleibt alſo übrig? Nur der Eindruck einer furchtbaren religionsgeſchichtlichen Warnungstafel, welche — wir täuſchen uns nicht darüber — das gewöhn-

liche Schickſal der Warnungstafeln haben wird. Die gedankenloſe Menge geht vorüber, ohne darauf zu achten, und dumme Jungen bewerfen ſie mit Steinen und Koth.....

Die ſämmtlichen vorſtehenden Blätter wären vergeblich geſchrieben, bedürfte es jetzt noch einer breiten Darlegung der Motive, welche die heilige Margeth beſtimmten, ihr „Werk" zu vollenden. Ich nehme daher den Faden der Erzählung wieder auf.

Wir ſahen, daß unſere Heldin in dem Verhör, welchem ſie der Oberamtmann von Andelfingen am Freitag (14. März) unterwarf, ſich ganz ſo zu ſtellen verſuchte wie Chriſtus gegenüber dem Landpfleger von Judäa. Aus dem Nachbarhaus in das väterliche zurückgekehrt, that ſie die erwähnten Aeußerungen gegen die Urſula und begab ſich ſofort wieder in die Kammer hinauf, deren zerſtörter Boden mittelſt über das Gebälke gelegter Bretter wieder gangbar gemacht worden war. Sie ſetzte ſich auf das Bett und „kämpfte im Stillen." Die Eliſabeth, die Suſanna, die Urſula und die Hausmagd ſaßen und ſtanden um ſie her und beteten. Gegen 8 Uhr Abends kamen der alte Judenſchießer, ſein Sohn Kaſpar und ſeine aus Trüllikon herübergeeilte Tochter Barbara, ſowie der Knecht Heinrich herauf und die ganze Verſammlung verwachte die Nacht faſtend und betend in der Kammer. Es braucht kaum geſagt zu werden, daß dieſe Nachtwache nur dazu dienen konnte, die krankhafte Aufſpannung der armen Leute noch mehr zu ſteigern.

Es wurde auch während dieſer Nacht keineswegs nur „im Stillen gekämpft." Schon am Abend machte die Heilige die Eröffnung: „Der letzte Kampf ſteht nun bevor. Der Seelenfeind hat ſeine ganze Macht aufgeboten. Helft mir kämpfen, ſonſt iſt Alles verloren." Darauf hin baten die Hausmagd und die Eliſabeth, die Heilige ſollte ſie wieder ſchlagen wie in der

vorhergegangenen Nacht. Das verhinderte jedoch die Urſula, weil ſie wußte, daß die Eliſabeth in Folge der früher auf ihren Buſen gefallenen Streiche heftige Bruſtſchmerzen habe. Gegen Morgen zu ſtellte ſich die Margeth auf das Bett und rief aus: „Ich ſehe die vielen Seelen, die mich um Erlöſung anflehen. Dieſen muß geholfen werden. Gäbe mir Chriſtus ein Schwert, wollte ich für dieſelben kämpfen.“ Dabei machte ſie Bewegungen mit dem Arm, „als führte ſie wirklich ein Schwert in der Hand.“ Dann, als der Tag dämmerte, äußerte ſie: „Das Lamm hat überwunden, Chriſtus hat überwunden. Geht nun an eure Arbeit.“

Die Ruhe, wenn es überhaupt eine war, währte jedoch nicht lange. Kaum war es völlig Tag geworden (Samſtags den 15. März), als die Heilige befahl, die beiden Moſer und die Schweſter Magdalena aus Oerlingen herbeizuberufen. Warum nicht auch an den „ewiggeliebten“ Jakob abermals ein Ruf erging, iſt unausgemittelt. Vielleicht geſchah es nur deßhalb nicht, weil Illnau zu weit entlegen war. Es drängte die Unſelige offenbar, zu Ende zu kommen. Während der Knabe eines Nachbars die Botſchaft nach Oerlingen trug, erklärte ſie: „Wenn Chriſtus ſiegen und der Satan völlig überwunden werden ſoll, muß Blut fließen! Gott hat mir in dieſer Nacht große Dinge geoffenbart, die heute geſchehen müſſen. Die Zeit iſt da, wo ſich Niemand weigern darf, das Leben für Chriſtus zu laſſen.“

Gehorſam langten die beiden Moſer im Laufe des Vormittags in Wildisbuch an. Eine halbe Stunde ſpäter kam auch die Magdalena. Es war ungefähr 10 Uhr, als der alte Judenſchießer, ſeine fünf Töchter, ſein Sohn, die beiden Brüder Moſer, die Urſula Kündig, die Magd Margaretha Jäggli und der

Knecht Heinrich Ernſt in der oberen Kammer verſammelt waren.

Die Margeth und die Eliſabeth ſaßen neben einander auf dem Bette, dieſe ſtumpf vor ſich hinſtarrend, jene in höchſter Exaltation. Mehrere der Waffen, womit die große Satansſchlacht am Donnerstag geſchlagen worden, lagen noch in der Kammer umher. So ein Hammer und eine eiſerne „Biſſe", d. h. ein Keil, wie er beim Zerſpalten von Holzklötzen gebraucht wird. Alle Verſammelten hatten das Gefühl, daß jetzt Großes, Größtes ſich ereignen müßte. Alle waren über die Gränzlinie, wo der geſunde Menſchenverſtand aufhört und der Wahnwitz anhebt, hinweg, weit hinweg.

Den ſo fieberhaft Geſpannten erklärte nun die Heilige feierlich: „Ich habe mich für viele Seelen verbürgt, die der Satan nicht losgeben will. Unter dieſen befindet ſich auch mein Bruder Kaſpar. Ich kann aber dieſen Kampf nicht beſtehen, ohne daß Blut vergoſſen wird" *). Zugleich befahl ſie, die Anweſenden ſollten ſich Fauſtſchläge auf Stirn und Bruſt verſetzen, um den Teufel auszutreiben, und vollführte dieſen Befehl mit wildem Eifer an ſich ſelber.

Und jetzt hob der Blutopfertanz um den Altar des Baal-Moloch an. Die düſtere Kammer des Wildisbucher Bauernhauſes wurde zum Thale Ben-Hinnom, um ſich zuletzt zum Golgatha zu wandeln, auf welchem unſere Heldin als Opfer blutete, nachdem ſie in jenem die Opferprieſterin gemacht hatte, — eine ganz eigenthümliche Verwirklichung der molochiſtiſchen Blutopfertheorie. Wer dieſe Orgie der Grauſamkeit veranſchaulichen könnte, mit dem tragiſchen Humor eines Cervantes

---

*) W. A. II, 2. Anm. a. d. Fr. 10.

oder noch beſſer mit dem infernaliſchen Genie eines Dante! Aber würde ſich nicht ein Cervantes, ja ſogar ein Dante mit Ekel von einer Szene abwenden, welcher, wie ſchon bemerkt, der Pulsſchlag menſchlicher Leidenſchaft abgeht? Mit der ſtupiden Raſerei hat die Kunſt Nichts mehr zu ſchaffen. Nicht der Künſtler, nur der Geſchichtſchreiber iſt verpflichtet, mit verhaltener Scham und verbiſſenem Ekel die Thüren der Schlupfwinkel aufzuſtoßen, wo die Zwillingsſchweſtern Wolluſt und Grauſamkeit ihre wüſten Bacchanalien begehen. Kein Dichter, aber ein Tacitus hat den Tiberius auf Capri geſchildert....

Die Heilige ergreift die eiſerne Biſſe, zerrt ihren Bruder Kaſpar zu ſich hin mit den Worten: „Sieh, Kaſpar, der böſe Feind will deine Seele" — und verſetzt ihm mehrere Streiche auf Kopf und Bruſt, ſo daß er an beiden Stellen zu bluten anfängt.

Jetzt hat die molochiſtiſche Beſtie in der Bruſt des raſenden Weibes Blut geſchmeckt. Sie will darin ſchwelgen bis zur Sinnloſigkeit.

„Geh, Satan, du Feind des Heils!" ſchreit ſie, immerfort auf den Bruder losſchlagend. „Du ſollſt dieſe Seele nicht haben, die Chriſtus mit ſeinem Blut erkauft hat." Das Opfer blutet ſtärker. Der alte Judenſchießer und der Knecht Heinrich wagen die ſchüchterne Mahnung: „Aber ſchlage doch nicht ſo heftig; 's könnte ein Unglück entſtehen." Sie aber kehrt ſich nicht daran. „Seht," ſchreit ſie wieder, immer zuſchlagend, — „ſeht, wie der Teufel ſeine Hörner aus dem Kopf des Kaſpar hervorſtrecken will; ſeht, wie ſie zur Bruſt herauskommen." Der Kaſpar, welcher nachmals ausgeſagt hat, es ſei ihm vorgekommen, ſeine Schweſter hätte in jener Stunde übernatürliche Kräfte gehabt, ſo daß er ſich durchaus nicht gegen ſie habe zur Wehre ſetzen können, — der Kaſpar taumelt endlich, einer Ohnmacht nahe, und wird von ſeinem Vater

und der Margaretha Jäggli hinausgeführt und zu Bette gebracht. Von da an ist der Judenschießer nicht mehr in die Mordkammer zurückgekehrt, bis das gräuliche Passionsspiel zu Ende war. Aber der Alte that nicht das Geringste, den Fortgang des Opferfestes zu hindern, nicht das Geringste! Er beseitigte sogar eine Störung von außen. Während er sich nämlich drunten in der Stube zu schaffen machte, ward an die Hausthüre geklopft. Es war ein Mann aus Dachsen, der Maurer Elias Vogel, welcher Einlaß begehrte. Der Judenschießer, bei welchem in diesem Augenblicke seine Tochter Susanna sich befand, öffnete die Thür nur zur Hälfte und beschied den Mann, dieser könne jetzt nicht eintreten, maßen „der Schröpfer in der Stube sei" *). Der Elias Vogel suchte sich in seiner Neugierde, das seit vorgestern zur Fabel der Umgegend gewordene Haus zu sehen, dennoch hineinzudrängen, unter dem Vorwande, Holz kaufen zu wollen. Aber er vermochte seine Absicht nicht zu erreichen, obgleich er die höhnische Frage des Judenschießers, ob er sich etwa auch schröpfen lassen wolle, mit Ja beantwortete. Die Thüre wurde ihm vor der Nase zugeschlagen und er verließ das Dorf, theilte aber dem ihm unterwegs begegnenden Landjäger Isler mit, daß er auf den Hemdärmeln des alten Peter und der Susanna Blutflecken bemerkt habe. Der Landjäger scheint die Lüge von der Schröpferei für Wahrheit genommen zu haben, denn er machte weiter Nichts daraus und ging seiner Wege.

Derweil war droben der grausame Taumel Schritt für Schritt vom Aberwitzigen zum Gräßlichen vorgeschritten. Wie es scheint, hatten sich, als der verwundete Kaspar weggebracht worden, mit dem Hausvater und der Magd auch die drei Schwestern Barbara, Magdalena und Susanna aus der Opferkammer entfernt, die beiden

*) W. A. I, 16.

letztern jedoch nur zeitweilig. An die Zurückgebliebenen wandte sich nun die Heilige mit den Worten: „Es ist heute ein wichtiger Tag. Lange hat in mir Christus mit dem Satan gerungen. Es muß Blut vergossen werden. Ich sehe meiner Mutter Geist, der mich auffordert, mein Leben für Christus zu lassen.“ Nach einer Pause fuhr sie fort: „Und ihr, wollt auch ihr euer Leben für Christus hingeben?“ „Ja!“ gaben Alle zur Antwort, worauf wieder die Margeth: „Nein, nein, ich sehe wohl, ihr werdet euer Leben nicht lassen. Aber an mir ist es, zu sterben.“

Fährt da die Elisabeth auf und schreit: „Ich sterbe gerne zur Rettung der Seelen meines Vaters und meines Bruders. Schlagt mich todt, schlagt mich todt!“ Und willig, den Todesstreich zu empfangen, streckt sie sich rücklings auf das Bett und versetzt sich mit einem hölzernen Schlägel einen Schlag auf den Kopf. „Es ist mir geoffenbart, daß die Elisabeth sich opfern soll!“ kreischt die Heilige, faßt einen eisernen Hammer und versetzt der Schwester damit einen Streich auf den Schädel. Ein wollüstig-grausamer Kitzel stachelt sie vorwärts und immer tiefer hinein ins Blut. Eine Wuth erfaßt sie, nur vergleichbar der Berserkerwuth der Malaien auf dem ostindischen Archipel, wenn sie den „Mordlauf“ rennen. Sie schlägt mit dem Hammer blind um sich, verwundet den Johannes Moser und die Ursula Kündig und befiehlt diesen Beiden, sowie der wieder eingetretenen Susanna, dem Knecht Heinrich und dem Konrad Moser, die Schwester todtzuschlagen. Verzweiflungsvoll jammert die Ursula: „Wie kann ich meine Herzensfreundin tödten?“ — „Du mußt!“ tobt die Heilige. „Der Vater im Himmel verlangt dies. Du mußt, wenn du nicht willst, daß der Satan über Christus Meister werde.“ — „Ich lasse mein Leben für Christus!“ stöhnt die Elisabeth. „Um's Himmels willen, ich kann es nicht thun!“ ächzt die Ursula. Und wieder die Heilige: „Du mußt

es thun, ihr Alle müßt es thun! Ich werde die Schwester wieder auferwecken, wie ich selber am dritten Tage wieder auferstehen werde. Du mußt, Ursula! Gott stärke deinen Arm!"

Als wäre die Raserei der Heiligen, ein hölliſches Fluidum, in die Andern hinübergeſtrömt, werfen ſich jetzt Alle auf die Eliſabeth. Der Johannes Moſer hat der Margeth den Hammer aus der Hand geriſſen und ſchlägt damit auf die Daliegende los. So thut auch die Suſanna mit einem Stemmeiſen, der Knecht Heinrich mit einem Brettſtück, die Urſula mit der Biſſe. In das ſchreckliche Geſchlage hinein kreiſcht die heilige Furie ihr: „Gott ſtärke deinen Arm, Urſula! Laſſ' dein Leben für Chriſtus, Eliſabeth!" Endlich ſinkt die Gemarterte unter einem Streich der Biſſe, den die Urſula geführt, mit zerſchmettertem Schädel zurück, röchelt, ohne zu zucken, ohne einen Laut des Schmerzes von ſich zu geben, noch einmal: „Ich laſſe mein Leben für Chriſtus!" und verathmet *).

Blaſ't die Poſaunen, rührt die Cymbeln, ſchlagt die Pauken, ihr Baalspfaffen, und tanzt den Reigen um euren Molochſtier her, daß die feuerfarbenen oder auch die ſchwarzen Kliefoth'ſchen Talare fliegen. Der Gott hat ein Opfer empfangen und ſchon ſteht die Opferprieſterin zur Selbſtopferung bereit.

*) W. A. I, 7, 8; II, 1, 2, 4, 5.

XV.

Am Kreuze.

Sprich dem anſtändigſten Franzoſen von der Gloire und er wird Geſten machen wie ein verrückter Tanzmeiſter und blaguiren wie Horribilikribrifax und Daradiridatumdarides zuſammen. Rede mit dem geſcheidteſten Engländer über das „Holy book“ und er wird dir, falls er nicht etwa ein Byron oder Shelley oder Carlyle, als vollendeter Bullochs entgegenbrummen. Aber bewahre mich der Himmel vor Einſeitigkeit und Ungerechtigkeit! John Bull iſt zwar nach dieſer Richtung hin der Ochſige par excellence, aber nicht der einzige, nein, nein. In der ganzen Welt iſt für den ungebildeten wie für den gebildeten Pöbel die religiöſe Idee leider nur das rothe Tuch, welches den Stier in ſtupide Wuth verſetzt. Frommſein heißt Hunderten von Millionen Bekennern des Hexeneinmaleins Nichts weiter als den Menſchen ausziehen. Da aber der Menſch trotz Alledem doch nicht über den Menſchen hinauskann, ſo bringt dieſes Experiment ſo viel dummes Zeug zuwege: in harmloſen Fällen eine Komödie, in ſchlimmeren eine Tragödie des Unſinns, wie unſer Paſſionsſpiel.

Wollt ihr mitanſehen, was das Hexeneinmaleins und der Blutopferglaube zu bewirken vermögen, ſo beſchreitet mit mir noch einmal die Schwelle des Wildisbucher Bauernhauſes, Entſetzen

und Ekel überwindend, wie ich es thue. Ihr seht da einen Vater, welcher mit der Indolenz eines Faulthiers in den unteren Gelassen umherdämmert, nicht achtend, daß das Blut seiner Kinder, welches wenige Spannen über seinem Haupte vergossen wird, durch die losen Bodenbretter auf sein Bette herabtröpfelt; ferner eine Schwester, die Barbara, welche auf der Ofenbank brütet, nicht aufgejagt durch die dumpf von oben herabschallenden Mordstreiche; dann eine andere Schwester, die Susanna, welche geschäftig die Treppe auf und ab eilt, um weitere Marterinstrumente nach der Opferkammer zu schaffen, und in dieser selbst ein Mädchen von sanftestem Charakter und tadelloser Sittenreinheit, die Ursula, zur blutriefenden Schlächterin umgewandelt. Und das Alles um „Gottes" willen! Um des alten grimmigen Moloch-Schaddai's willen, den sich die Menschen vor Uralters aus einer Mischung von Blut und Thränen gegossen, um alle die Zeit her ihm zu Ehren sich unter einander zu hassen, zu peinigen, zu würgen. Oder wäre dieser Gottesdienst nicht so fast ein Product der menschlichen Dummheit und Gemeinheit als vielmehr eine unumgängliche Folge des ewigen Naturgesetzes? Das Dasein alles Lebendigen, die thierische wie die menschliche Gesellschaft ist nur ein unausgesetzter Krieg Aller gegen Alle und die Parole lautet: Fressen oder gefressen werden! Am Ende war jener verschollene Naturphilosoph, welcher meinte, Mutter Erde selbst sei eine grausame, ewig verschlingende und ewig wiederkäuende Bestie, doch nicht ganz so dumm, wie er aussah ....

Der Tod hat etwas Majestätisches, Ehrfurcht Gebietendes. Du kannst einem geliebten Todten nicht in das erblaßte Antlitz sehen, über welches der schreckliche Riß zwischen Sein und Nichtsein gegangen, ohne daß ein frommer Schauer dich überrieselte. Aber droben in der Opferkammer gaben nach dem Verscheiden der

Eliſabeth die heilige Wuth und die heilige Einfalt einem ſolchen Schauer keinen Raum. Die Molochprieſterin ließ den Mördern auch gar keine Zeit zur Beſinnung. Ihr Werk mußte ja vollendet werden.

Da ſaß ſie, neben dem Leichnam der ermordeten Schweſter, im ſtieren Auge den Glanz des Wahnſinns, in der rechten einen blutbefleckten Hammer haltend, ſchrecklich anzuſehen in ihrer unbeugſamen Entſchloſſenheit, mit dämoniſcher Energie bis zum letzten Athemzug die Ihrigen beherrſchend. Ihr Buſen flog, ihr Leib zitterte fieberiſch, aber feſt und gebietend klang ihre Stimme, als ſie jetzt ſprach: „Es muß noch mehr Blut vergoſſen werden. Chriſtus in mir hat ſeinem Vater für viele tauſend Seelen Bürgſchaft geleiſtet. Ich muß ſterben! Ihr ſollt mich kreuzigen“ *). Darauf der Johannes Moſer und die Urſula ſchüchtern: „Fordere doch das nicht von uns!“ Sie dagegen: „Es iſt beſſer, daß ich ſterbe, als daß viele tauſend Seelen zu Grunde gehen.“

So ſprechend ſchlägt ſie ſich mit dem Hammer an die linke Schläfe, daß dieſe zu bluten anfängt. Dann reicht ſie den Hammer dem Johannes Moſer hin und befiehlt dieſem und der Urſula, auf ſie loszuſchlagen. Beide zaudern einen Augenblick. „Wie,“ ſchreit ſie der Lieblingsjüngerin zu, „du willſt Nichts für Chriſtus thun? Schlag' zu, und Gott ſtärke deinen Arm!“ Nun verſetzen ihr der Moſer und die Urſula etliche Streiche. Das Blut quillt ihr über das Geſicht herab. „Bringt ein Becken!“ verlangt ſie. Das Gefäß wird gebracht. Sie fängt das ſtrömende Blut damit auf und ſpricht: „Dieſes Blut wird vergoſſen zur Rettung vieler Seelen.“ Dann heiſcht ſie ein Scheermeſſer. Die Suſanna eilt, daſſelbe von unten zu holen, reicht es dem Johannes Moſer und dieſer der Ur-

*) W. A. II, 1. Antwort a. d. Fr. 19.

ſula. „Mach' mir einen Kreisſchnitt um den Hals und einen Kreuzſchnitt auf die Stirne!" gebietet die Gemarterte. Urſula gehorcht. Das Opfer erträgt die Qual ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken und äußert: „So werden die Seelen erlöst und wird der Satan überwunden."

Hierauf erklärt ſie mit gehobener Stimme: „Jetzt will ich an's Kreuz geſchlagen werden und du, Urſula, mußt es thun!" „Ich kann es nicht thun!" ſchluchzt die Unglückliche. — „Wie, du willſt es mir abſchlagen, Gottes Werk zu thun? Jetzt, da die Stunde naht? Willſt du die Seelen auf deinem Gewiſſen haben, welche unerlöst bleiben, ſo du die Kreuzigung nicht vollziehſt?" — „Aber, um Gottes willen, ich muß es thun?" — „Ja du! Hätte mich die Obrigkeit getödtet, ſo müßteſt du es nicht thun. Nun aber iſt meine Stunde gekommen und dieſe darf nicht verſäumt werden.... Geh' du, Züſi, und hol' Nägel herauf und ihr Andern rüſtet derweil das Kreuz!"

Es wird gethan, wie ſie befohlen. Die Suſanna geht eilends in den Holzſchopf hinab, wo der Knecht Heinrich, welchem es in der Opferkammer nicht mehr geheuer geweſen, ganz ruhig Rebenpfähle zuſchneidet. Sie heiſcht Nägel von ihm und theilt ihm mit, zu welchem Zwecke. Er gibt ihr die Nägel und arbeitet weiter. Sie eilt wieder hinauf und findet die heilige Schweſter neben dem Leichnam der Eliſabeth der Länge nach auf dem Bette ausgeſtreckt, mit den Armen, der Bruſt und den Füßen auf Holzblöcken ruhend. Dieſe in der Kammer umherliegenden Trophäen von der vorgeſtrigen Satansſchlacht haben inzwiſchen auf Befehl der Heiligen die Brüder Moſer und die Urſula möglichſt in Kreuzesform auf das Bett gelegt und hat ſich das Opfer gefaßt auf das improviſirte Kreuz hingeſtreckt.

Die Kreuzigung hebt an, ein Act der Raſerei, welchen man,

was die activen Mithandelnden angeht, nur begreift, wenn man erwägt, daß dieſelben in dem Zuſtand einer geiſtigen Berauſchung ſich befanden, welcher ſie glauben machte, „die ganze Hölle breche über ſie los“ *). Ja wohl, die ganze Hölle! Die ganze Hölle der Uncultur und Beſtialität, welche der Menſch mit ſich herumträgt.

Ein Befehl der Heiligen zwingt der Urſula den Hammer und die Nägel auf. „Kreuzige mich! Kreuzige mich!“ Die Hände und die Füße des Opfers werden an das Marterholz genagelt. Wieder will der Kreuzigerin die Kraft verſagen. Doch die Gekreuzigte: „Weiter, weiter! Gott ſtärke deinen Arm! Ich werde die Eliſabeth auferwecken und binnen drei Tagen ſelber wieder auferſtehen.“ Abermalige Hammerſchläge: durch jede der beiden Brüſte des Opfers wird ein Nagel getrieben, ebenſo durch das linke Ellbogengelenk. „Muß ich denn Alles allein thun?“ ächzt die Urſula verzweiflungsvoll. Da nimmt ihr die Suſanna Hammer und Nägel ab und heftet das rechte Ellbogengelenk der Schweſter an das Holz.

Die Gekreuzigte hat ausdrücklich geboten, daß ihr Nägel durch die Brüſte getrieben würden. Sie verlor während all der Marter nicht einen Augenblick ihre Faſſung. Nie hat ein Indianer am Marterpfahl die erfinderiſche Grauſamkeit ſeiner Peiniger mit größerem Stoicismus ausgehalten als dieſes Weib die von ihm ſelbſt geleitete Folterung aushielt. Kein Zucken, kein Laut der Klage. Sie mußte ihren Mördern als ein überirdiſches Weſen erſcheinen, es konnte nicht anders ſein; denn was ſie duldete, ging über das Maß menſchlicher Kraft hinaus, und daß an die Stelle dieſer Kraft der furor religiosus, die Berſerkerſtärke des Wahn-

*) W. A. I, 108. So beſchrieben nachmals die Urſula Kündig und der Konrad Moſer ihren Seelenzuſtand während des Opferfeſtes.

ſinns getreten ſei, konnte den armen, bethörten, ſinnloſen Menſchen nicht einfallen.

Eine kurze Pauſe tritt ein. Der Konrad Moſer, vor Entſetzen kaum noch fähig, ſich auf den Füßen zu halten, preßt die Worte hervor: „Iſt es denn noch nicht genug?“ Sein Bruder ſteht am untern Ende des bluttriefenden Bettes mit ins Leere ſtarrenden Augen. Horch, was raſchelt da hinter der Wand? Es iſt der Satan! Was ſchwebt dort hinten in der Luft? Es iſt der Geiſt der Eliſabeth! Solche Phantome umgaukeln den Fanatiker. In Thränen zerfließend beugt ſich die Urſula auf die Gekreuzigte herab. Die Magdalena Moſer lehnt, ebenfalls heftig weinend, an einem der beiden Tröge, welche Stellung ſie die ganze Kreuzigung über behauptet hat.

Die Gekreuzigte aber mit Lächeln: „Ich fühle keinen Schmerz. Seid ihr nur ſtark, damit Chriſtus überwinde.“ Und weiter: „Freuet euch mit mir! Gott im Himmel freut ſich auch mit euch.“ Und wieder: „Wie eine Gebärende die Geburt des Kindes nicht verſchieben kann, ſo nothwendig muß auch mein Tod erfolgen, auf daß die Seelen, welche lange genug in der Gewalt des Satans geweſen, gerettet werden.“

Dann befiehlt ſie mit noch feſter Stimme, ihr einen Nagel oder ein Meſſer durch den Kopf in das Herz zu ſchlagen, und als die Urſula zögert, herrſcht ſie ihr zu: „Thu, was ich befehle!“ Die Urſula ergreift ein auf einem der beiden Tröge liegendes Meſſer, ſetzt es der Gekreuzigten an den Schädel und ſchlägt mit dem Hammer darauf. Aber das Meſſer krümmt ſich. Die Urſula wirft es weg und ruft in Todesängſten dem Konrad Moſer zu: „Wie, muß ich auch jetzt wieder Alles allein thun? Will mir denn Niemand helfen?“

„Schlagt mir den Schädel ein!“

Dies ist das letzte Wort, welches das heilige Margethli gesprochen. In rasender Verzweiflung stürzen sich die Ursula und der Konrad Moser auf sie und zerschmettern ihr, jene mittelst des Hammers, dieser mittelst eines Stemmeisens, den Kopf. Ein kurzes Röcheln, ein Zucken der an's Kreuz geschlagenen Glieder und der Gräuel ist vollbracht.

* * *

Es war 12 Uhr Mittags, als das Opferfest zu Ende.

Mit in Thränen schwimmenden Augen umstanden die zwei Männer und die zwei Mädchen, der Johannes und der Konrad Moser, die Ursula und die Susanna, eine Weile das von Blut starrende Marterbett. Dann gingen sie hinunter, zeigten den Hausgenossen den Tod der beiden Schwestern an und riefen dieselben in die Mordkammer hinauf, die Leichen zu sehen. Alle kamen, mit Ausnahme des verwundeten Kaspar, welcher sein Lager nicht verließ. Der gräßliche Anblick that weder auf den Vater, noch auf die Schwestern, noch auf die Uebrigen eine besondere Wirkung. War nicht Alles nach dem bestimmten Willen und Befehl der heiligen Margeth vollzogen worden? Die Margeth aber war der wieder fleischgewordene Christus gewesen. Folglich hatte Gott aus ihr geredet. Folglich war, was geschehen, nach dem Willen Gottes geschehen. Folglich war ein preiswürdiges Werk gethan worden. Gegen diesen Syllogismus der fanatischen Gläubigkeit hielt keine Rührung und keine Reue Stand. Und außerdem, hatte nicht die Heiländin ihre und der Schwester Auferstehung binnen drei Tagen des Bestimmtesten geweissagt? Wer hätte daran zweifeln können? Niemand. Auch der alte Judenschießer that es nicht. Er hatte zwar, als er die furchtbar zugerichteten Leichen seiner Töchter sah, mit einem bedenklichen Kopf-

ruck gemeint, das sei „'ne große G'schicht'"; aber er gab sich sofort zufrieden und machte den Mördern keinen Vorwurf, auch nicht mit einer Sylbe!

Die ganze Rotte ging dann zum Mittagessen in die Stube hinunter. Während droben geschlachtet worden war, hatte die Margaretha Jäggli drunten gemüthlich gekocht. Außerhalb des Hauses hatte in ganz Wildisbuch kein Mensch auch nur die entfernteste Ahnung von dem vorgefallenen Schrecknis. Nach dem Mittagessen kam ein Landjäger, um von Oberamtswegen von dem Hausvater einen Bürgschaftsschein für seine Töchter zu verlangen. Der Judenschießer beschrieb das verlangte Papier mit den Worten: „Herrn Oberamtmann von Andelfingen bezeuge ich, daß meine Töchter, wenn sie gesund sind, auf jeden obrigkeitlichen Ruf erscheinen werden" — und der Landjäger ging weg, ohne den das Haus erfüllenden Blutgeruch zu merken.

Sonntags den 16. März mußte sich der Knecht Heinrich zu Pferde setzen, um den „ewiggeliebten" Jakob aus Illnau herbeizuholen. Dieser Getreue mußte doch ebenfalls Zeuge der verheißenen Auferstehung sein, um die selbstverständlich darauf folgende, ihm schon seit Langem in Aussicht gestellte Himmelfahrt sofort mitmachen zu können. Der Knecht that in Illnau sehr geheimnißvoll und sagte nur, der Morf sollte eilends mit ihm nach Wildisbuch kommen, denn dort geschähen Wunder. Dabei konnte natürlich der Jakob nicht fehlen. Als er aber, mit dem Knecht in Wildisbuch angelangt, von der Ursula in der Wohnstube das Geschehene erfuhr, ward ihm schwindlig, und als er dann in die Opferkammer hinaufgeführt wurde, „schwand es ihm ganz", nämlich das Bewußtsein. Es gab ihm keinen Trost, von der Ursula zu erfahren, daß die Margeth „mit der größten Ruhe befohlen habe, wo man ihr die Nägel einschlagen sollte." Nach einer mit den

Hausgenossen unter fortwährendem Gebet verwachten Nacht machte er sich am folgenden Morgen auf den Heimweg und mußte sich, daheim angelangt, zu Bette legen. Der Anblick der Leichname hatte ihn mit Entsetzen geschlagen und krank gemacht. Er konnte nicht an die Auferstehung glauben und daher war es auch mit der Himmelfahrtshoffnung aus, ganz und gar aus. In seiner Seelenbedrängniß ließ er den Ortspfarrer zu sich bitten und theilte diesem mit, was am 13. und am 15. März im Peter'schen Hause zu Wildisbuch vorgefallen. Etwas später bekannte er dem Geistlichen auch das Ereigniß vom 10. Januar und was diesem vorhergegangen.

Die übrige Margethligemeinde war keineswegs so verzagt, zaumüthig und vertrauenslos wie der ewiggeliebte Jakob. In der Nacht vom Sonntag auf den Montag gingen die Ursula und der Knecht Heinrich mit einem Licht in die Mordkammer hinauf und entkreuzigten gemeinsam die Gekreuzigte, indem sie mittelst einer Zange die Nägel aus den Wundmalen zogen. Warum, Ursula? „Damit die Margeth desto leichter auferstehen könne." Warum, Knecht Heinrich? „Weil ich gedacht, die Margeth könne so angenagelt nicht auferstehen" *). Der sanctus furor hatte ausgeras't und die sancta simplicitas kam wieder an die Reihe.

Allein allem einfältiglichen Glauben, allem Hoffen, Harren und Beten zum Trotz blieb das erwartete Mirakel aus. Als am Dienstag dem 18. März die Mittagsstunde herangekommen und somit die Frist von drei Tagen verstrichen war, ohne daß die Auferstehung der Todten erfolgte, scheint es den Hausgenossen doch allmälig etwas unheimlich geworden zu sein inmitten der Miasmen, welche sich von der Opferkammer aus durch das ganze Haus

*) W. A. II, 2. Antw. a. d. Fr. 38; II, 4. Antw. a. d. Fr. 35.

verbreiteten. Die Kataſtrophe ließ ſich kaum länger verheimlichen. Ein Entſchluß mußte gefaßt werden und er wurde gefaßt. Der alte Judenſchießer that ſeinen Tſchopen an, ging nach Trüllikon hinüber und machte dem Pfarrherrn die Anzeige, daß ſeine Tochter Eliſabeth am verfloſſenen Samſtag um 10 Uhr Vormittags und ſeine Tochter Margeth um 12 Uhr geſtorben ſei.

XVI.

Nachspiel.

Die Sage will, es sei an diesem 18. März von 1823 im Pfarrhause von Trüllikon einer der bestangerauchten Wort-Gottes-vom-Lande-Meerschäume jener Zeit zerbrochen, maßen unser trefflicher Ehren Simmler, als er auf seinem Museo die Kunde vom Wildisbucher Passionsspiel empfing, vor Ueberraschung und Schrecken die Pfeife der Betrachtung aus dem Munde fallen ließ. Eine Novelle zu dieser Legende behauptet sogar, der würdige Herr habe bei dieser Gelegenheit eine Redensart verlauten lassen, ob welcher pfarrhäusliche Wände von Rechtswegen sich entsetzen müßten. Besser verbürgt und aus dem Gebiete des Mythus unbedenklich auf das der Geschichte herüberzurücken ist die mündliche Ueberlieferung, daß der „hochgeachtete" Pilatus von Andelfingen am 19. März beim Empfang der Nachricht vom Tode der heiligen Margeth und ihrer Schwester mit beiden Händen hinter die Ohren fuhr, sich auf dem Absatz herumdrehte und den weltberühmten züribiet'schen National[illegible]: Donnerhagel! recht rücksichtslos fliegen ließ. Nach dieser Herzerleichterung machte er sich sofort nach Wildisbuch auf den Weg.

Es ist jedoch weder meine Aufgabe noch meine Absicht, den Verlauf der jetzt anhebenden Voruntersuchung und der auf diese

basirten eigentlichen Prozedur des Breiteren zu erzählen. Daher begnüge ich mich, charakteristische Punkte hervorzuheben.

Die Untersuchung hatte in der Hauptsache ein leichtes Spiel. Die stumme Sprache der blutigen Corpora delicti war überweisend genug und den Mördern kam es gar nicht zu Sinne, ihre That leugnen zu wollen. Besonders dem Johannes Moser und der Ursula Kündig nicht, welche im Gegentheil bei ihrer Verhaftnahme laut erklärten, daß sie „nur den Willen Gottes erfüllt hätten und mit Freuden Alles leiden würden, was man über sie verhängen möge, sowie, daß sie Gott dankten, weil er sie würdige, um Christi willen Schmach zu leiden; endlich, daß sie überzeugt wären, das Wunder der Auferstehung der heiligen Margeth werde doch noch erfolgen."

Sämmtliche Mitglieder der Margethligemeinde, welche beim Passionsspiel activ oder passiv betheiligt gewesen, wurden verhaftet, zuerst in das Bezirksgefängniß nach Andelfingen und von da in den Wellenberg nach Zürich gebracht, wo die Criminalabtheilung des Obergerichts, das „Malefizgericht", die Sache an Hand nahm. Der Kaspar Peter ward zu Wildisbuch bewacht, bis sein Zustand den Transport nach Zürich erlaubte, wohin auch der ewiggeliebte Jakob aus Illnau als Gefangener kam.

Die Leichname der beiden Opfer des Molochismus wurden nach einer ärztlichen Untersuchung an Ort und Stelle ebenfalls nach Zürich gebracht und dort noch einmal genau untersucht. Ueber die profane Wissenschaft! Sie scheut vor keinem Aergerniß zurück, nicht einmal vor diesem, an dem Leichname einer Heiländin nachzuweisen, daß derselben die Jungferschaft gelegentlich abhanden gekommen. Wie manches Ach und Krach mag das Bekanntwerden dieser leidigen Thatsache den stillen Margethligläubigen im Lande

ausgepreßt haben! Die beiden Leichname wurden dann in der Stille auf dem Friedhofe des Hospitals beerdigt.

Aber waren auch die Opfer entfernt, der Opfertempel zu Wilsbuch stand ja noch. Dahin setzten Sonntags den 23. März fromme Seelen ihren Wallfahrtsstab. Einer dieser Pilger rief in der Opferkammer verzückt aus: „O, könnte ich sterben wie die selige Margeth!“ Ein anderer: „Zu bedauern ist nur, daß die heilige Margeth nicht am Charfreitag gestorben!“ Ein dritter schabte Blut von der Bettstelle, brach ein blutbedecktes Stück Kalk aus der Kammerwand und wickelte diese Reliquien sorgfältig ein. Ein vierter ließ sich von dem verwundeten Kaspar das Passionsspiel im Detail erzählen und sagte dann mit frommem Augendrehen und erwecklichem Nasenschnauben: „Gottlob! viele Seelen sind dadurch errettet worden. Es ist ein gutes Werk vollbracht und du brauchst dich nicht zu grämen“ *).

Uns ist kein Raum übrig, die Betrachtungen auszuführen, welche das Verhalten der verschiedenen Gefangenen während der Dauer des Prozesses an die Hand gab. Theologen hätten hier reichliche Gelegenheit gefunden, gründliche Untersuchungen über das Wesen der Religion anzustellen. Physiologen und Psychologen hätten da ein prächtiges Schlachtfeld gehabt zum „Kampf um die Seele.“ Correcte Hofräthe, welche die Naturwissenschaft mit dem christlichen Dogma so schön zu vermitteln wissen, mögen uns die Species der „unsterblichen“ Seele des alten Judenschießers bestimmen, welcher in seinem Verhör vom 29. April den „väterlichen Rath“ des Verhörrichters sich erbat, ob es nicht möglich wäre, mittelst einer Summe Geldes das „Geschäft“, d. h. den Prozeß abzumachen **).

*) W. A. I, 30.

**) W. A. II, 13.

Von allen Gefangenen konnte die Ursula Kündig die weitaus größte Theilnahme ansprechen und erhielt sie auch. Wie mehrmals von uns gesagt worden, ein sanftes, jungfräuliches Geschöpf, selbstsuchtslos und aufopferungsfähig über die Maßen, und jetzt in Folge dämonischer Bestrickung eine Fanatikerin erster Sorte, eine zweifache Mörderin. Am Schlusse des ersten Verhörs, welchem sie am 29. März im Wellenberg unterworfen wurde, nahm sie die Hauptschuld des Passionsspiels auf sich und erklärte: „Ich bin bereit, zu sterben. Nur bitte ich, daß dies sobald als möglich geschehen möge. Mein Vater und meine übrigen Angehörigen werden dadurch freilich in Betrübniß versetzt werden, allein was mich angeht, so setze ich mein Leben gern an meine Herzensfreundin. Wer das Leben zu behalten sucht, der wird es verlieren; wer es aber zu verlieren sucht, wird es behalten." Der Inquirent fügte dem Verhörsprotokoll die Bemerkung bei: „Die Sprache der Inquisitin, ihr Blick und alle ihre Gebärden verkünden eine Schwärmerin."

So blieb sie, bis die nicht mehr zurückzuweisende Ueberzeugung von dem Sündenfall ihrer Heiländin zu Illnau das Lug- und Truggewebe, worein das arme Mädchen verstrickt worden, mit einem Schlage zerriß. Am 10. Mai wurde der Jakob Morf aus dem Zuchthause im Oetenbach nach dem Wellenberg gebracht, wo die Ursula gefangen saß, um mit dieser confrontirt zu werden. Die Szene ist so, wie sie in den Acten (II, 16) steht, völlig dramatisch. Wir lassen sie daher ohne Zuthat sich abspielen. Ursula (Frage an den Morf): Hat die Margeth ein Kind gehabt? Morf: Ja. — U. Bist du der Vater? M. Ja. — U. Habt ihr eine Hebamme gehabt? M. Nein. — U. (mit Hitze) Ihr habt mich verkauft! Ich hoffe, du sagst mir die Wahrheit. Wenn ich das Geringste gewußt hätte, ich hätte mich sogleich (aus Wildisbuch)

entfernt. Ich wollte und konnte es bisher nicht glauben. Ich erstaunte und glaubte, ich sei vom Verstande gekommen. Ich muß die vor dem ewigen Richter am jüngsten Tage anklagen, die es wußten und mir Nichts offenbarten. Hat man dem Pfarrer davon Anzeige gemacht? Ich muß es wissen, ich muß Alles wissen! M. Nein. Die Margeth hatte gesagt, daß sich so viele Seelen an ihr ärgern würden. (Morf erzählt nun, unter welchen Umständen die Niederkunft der Margeth stattgefunden.) — U. Hast du dem Moser Nichts davon gesagt? M. Nein. — U. (seufzend) Wohin habt ihr mich gebracht! Bist du der Vater des Kindes? — M. Ja. — U. Ist es am Leben? M. Ja. — U. (heftig) Hast du auch dann noch geglaubt, daß der Herr sie hinaufnehmen werde? — M. Ja, ich habe es, ungeachtet der Herr ein so großes Kreuz über sie verhängt hatte, dennoch für möglich gehalten. — U. (im höchsten Affect) Ich betete immer, daß sie auferstehen möchte; nun weiß ich, wie sich die Sache verhält. Ihr habt im Geiste angefangen zu leben und habt im Fleische geendet. Ist es nicht zum ewigen Erbarmen? Mörder seid ihr! Die Margeth ist Mörderin an mir! Warum wollte sie getödtet sein? Um ihren Ehebruch zu decken. Und jetzt wird mein Name mit dem von Mördern und Missethätern genannt! Das bricht mir das Herz, daß ich unter so Falschen war. Das ist der Satan, der mich zu euch stellen wollte. Weil ihr so verruchte Thaten gethan, so glaubt man es auch von mir, weil ich immer bei euch gewesen bin. Auf allen Kanzeln wird man von mir predigen! Niemand wird glauben, daß Solches von mir, von einem Weibe, aus Gottesfurcht, aus Gehorsam gegen den Herrn, zu meinem großen Kummer und Schmerze geschehen sei. Falsche Brüder seid ihr! Wenn irgend Jemandem, so hättet ihr es mir sagen sollen.... Niemand wurde so angeführt wie ich! Ich glaubte, daß der Sohn Gottes in ihr sei und rede, daß Christus in ihr wirke. Ich hätte zehntau-

send Leben für sie gegeben!.... Jetzt seh' ich's ein: Sünde war's, von Gott und Auferstehung zu reden und doch zu wissen, welche Schandthat ihr begangen hattet. Schänder der Gnade Gottes seid ihr!.... Gerne wollt' ich sterben, wenn sie unschuldig wäre. Aber so zu sterben, fällt mir schwer. Blut möchte ich weinen, daß ich so zum Aergerniß der Gläubigen geworden bin.... (Im höchsten Affect hin- und hergehend:) Was meinst du, daß meine Verwandten, daß der Pfarrer auf der Kanzel von mir sagen werden? Fluchen werden sie mir!.... (Etwas gelassener:) Gott kennt mein Herz. Er weiß, was ich that; er wird meinen Namen gut machen.... (Nach einer Pause:) Wenn ich auch nur ein Wort gewußt hätte, wie wollt' ich mit ihr gesprochen haben! Ich hätte sie auf der Stelle verlassen.... M. (seufzend) Bedenke doch auch, wie bald so Etwas geschehen ist. — U. (heftig) Es heißt: Wachet und betet, auf daß ihr nicht in Versuchung gerathet.... Um Gottes willen, was hab' ich gethan! Kein Türke, so lange die Welt steht, hat eine so grausame That an seinen Freunden verüben müssen.... (Gefaßt) Es ist Gottes Wille, daß sie ein Kind gehabt.... (Nach einer Pause leidenschaftlich:) Ich habe sie als eine Heilige verehrt und muß sie jetzt als eine Hure erkennen! Das fällt mir schwer. Ich kann mich auf Nichts berufen als auf Gott.... Auch auf den alten Judenschießer machte die Erzählung des Morf von der Schwangerschaft und der Niederkunft seines „Christkindli" einen bedeutenden Eindruck und er unterbrach den Erzähler häufig mit Ausrufen wie: „E bah! — Das ist auch! — Um tausend Gotteswillen, ich hätte Alles für sie gewettet! — Ich hätte mein Leben für sie gegeben!"

Am 3. Dezember 1823 fand vor dem Malefizgericht die öffentliche Schlußverhandlung gegen die elf Angeklagten statt. Ihr gemeinsamer Vertheidiger, der Fürsprecher Kaspar Klauser,

that mit Geschicklichkeit und Theilnahme für seine Clienten Alles, was sich überhaupt für sie thun ließ. Nachdem sein Vortrag zu Ende, forderte der Vorsitzer des Malefizgerichts, Bürgermeister Reinhard, die Angeklagten auf, anzugeben und vorzubringen, was sie etwa noch auf dem Herzen hätten. Die Ursula gab folgende wörtliche Erklärung: „Ich fühle mich gedrungen, Ihnen herzlich zu danken für die unbezahlbaren Wohlthaten, die ich während meiner Gefangenschaft genossen habe. Erstens, daß ich das Glück erlangt, solche Verhörrichter zu haben, die mich liebreich getragen. Zweitens für den Unterricht, den ich von den Herren Geistlichen erlangt und der mich zu dem reinen Licht der Wahrheit gebracht hat. Ich bereue meine That und ewig werde ich nie vergessen die Wohlthat, daß ich aus der Hand der Margeth errettet bin. Ich danke und flehe um die Gnade, daß Sie meiner Ehre und meines jungen Lebens schonen möchten." Neben der Ursula machten der Konrad Moser, der Knecht Heinrich und die Susanna Peter von Allen den gewinnendsten Eindruck. Die Letztere bat großmüthig, einen Theil der auf die Ursula fallenden Strafe von dieser auf sie zu übertragen.

Das Tribunal verfuhr, wie in der ganzen Prozedur, auch bei der Urtheilsfällung mit möglichster Humanität und Milde. In Betracht der strafrechtlichen Begriffe und Ansichten von damals mit doppelter Milde und Humanität. Am 4. Dezember fällte es seinen Spruch, welcher keine Blutsentenz enthielt. Demgemäß wurde die Ursula Kündig zu 16, der Konrad Moser und der Johannes Peter zu 8, die Susanna Peter und der Johannes Moser zu 6, der Heinrich Ernst zu 4, der Jakob Morf zu 3, die Margaretha Jäggli zu 2 Jahren, die Barbara Baumann und der Kaspar Peter zu 1 Jahr, die Magdalena Moser zu 6 Monaten Zuchthaus und zu zweckmäßiger, ihren Kräften und Umständen angemessener

Arbeit daselbst verurtheilt. Das Haus des Judenschießers sollte unter amtlicher Aufsicht bis auf den Grund abgetragen, die Fundamente verschüttet, die Materialien verbrannt und niemals mehr eine Wohnstätte auf dieser Stelle errichtet werden.

Am 11. Mai wurden damaligem züricherischen Rechtsbrauch gemäß die elf Verurtheilten aus dem Wellenberg nach dem freien Platze vor dem Rathhaus herübergebracht, wo sie, auf den Stufen der Freitreppe knieend, den Richterspruch vernahmen. Eine ungeheure Zuschauermenge hatte sich zu dieser Ceremonie eingefunden, aber es ist mit Recht aufgezeichnet worden, daß „Mitleid die herrschende Empfindung des anwesenden Volkes war." Dann wurden die Verurtheilten in die Großmünsterkirche geführt, wo der Archidiakon Kramer eine eindringliche Predigt hielt, und hierauf empfing sie das Zuchthaus im Oetenbach.

Unser Stück ist zu Ende .... In den alten Mysterienspielen war es häufig Brauch, daß vor dem Fallen des Vorhangs die „Lustige Person" vortrat, um den Epilog zu sprechen, der sich oft in schwankhaftesten Sprüngen bewegte. Unsere Altvorderen wollten neben der Tragik auch den Humor nicht vermissen.

Aber ich bin nicht in der Stimmung, es der lustigen Person in den alten Stücken nachzuthun. Indem ich die Blätter meines Buches überblicke, wie sie in die Druckerei wandern sollen, befällt mich eine tiefe Traurigkeit. Mir ist zu Muthe wie zur Stunde, als ich auf der verwilderten Stätte des geschleiften Hauses zu Wildisbuch stand, wo am 15. März 1823 der religiöse Wahnwitz und die Verzweiflung ihre Gräuelhochzeit gehalten, und ich das unsäglich beelende Gefühl hatte, als schwebte der Blutgeruch des

Molochopfers noch in der Luft. Nein, ich vermag nicht zu scherzen beim Rückblick auf eine so ungeheure Verfinsterung der menschlichen Vernunft. Einen versöhnenden Lichtstral jedoch will ich noch in diese Finsterniß fallen lassen, indem ich zum Schluß ein Wort von dem Kinde sage, welches die Heilige von Wildisbuch hinterließ. Die kleine Barbara wuchs in dem Hause ihres Vaters zu Illnau unter der treumütterlichen Pflege der guten Regula zu einem aufgeweckten Mädchen, zu einer stattlichen Jungfrau heran. Es gereicht den Dörflern von Illnau zur Ehre, daß sie die Unwissenheit des Kindes in Betreff seines Ursprungs nicht aufgeklärt haben. Erst auf der Schwelle zur Jungfrauschaft erfuhr es auf eine zufällige Veranlassung hin aus dem Munde seiner Gotte (Taufpathin), wer eigentlich seine Mutter gewesen sei. Zur Stunde fiel eine Wolke von Trauer in die junge Seele der armen Barbara, welche nie mehr ganz verschwunden ist. Sie wurde still und suchte durch verdoppelten Fleiß, durch demüthige Eingezogenheit die Leute vergessen zu machen, woher sie eigentlich stamme; aber sie selbst vergaß es nicht. So lebt sie noch, indem ich dieses schreibe. Dem hübschen, sittsamen, emsigen und verständigen Mädchen fehlte es nicht an Bewerbern. Die Tochter der heiligen Margeth hat aber alle Anträge abgelehnt mit den Worten: „Der unselige Same sterbe mit mir!“

Inhalt.

		Seite
	Vorwort.	
I.	Ort	3
II.	Zeit	16
III.	Perſonen	39
IV.	„Das heilig' Margethli"	61
V.	Das Licht auf dem Leuchter	80
VI.	Fromme Fahrten	91
VII.	In der Verborgenheit	106
VIII.	Ein „untoward event"	117
IX.	In der Stille dem Herrn dienend	129
X.	El Schaddai	139
XI.	Des Höllenkönigs Fahnen weh'n entgegen uns	159
XII.	Die große Schlacht gegen Satan	167
XIII.	Profaner Zwiſchenact	177
XIV.	Blut muß fließen!	189
XV.	Am Kreuze	199
XVI.	Nachſpiel	209

Druck von Scheitlin & Zollikofer in St. Gallen.

In dem Verlage von **Schrillin & Zollikofer** in St. Gallen erschienen soeben in gleicher Ausstattung:

Wanderungen
in
Australien und Polynesien.

Von **H. Vielmann**, Professor.

Mit 2 Karten.

Eleg. broschirt 1 Thlr. 15 Ngr. 2 fl. 30 kr. 5 Fr. 40 Ct.

Aus dem Institut in's Leben oder Mädchenträume und Wirklichkeit. Von einer Pensionärin des Großherzoglichen Instituts in Mannheim. geh. 21 Ngr. 1 fl. 12 kr. 2 Fr. 40 Ct.

Blumengeschichten für denkende Mädchen von 10 bis 15 Jahren. Von der Verfasserin der Mädchenträume. geh. 15 Ngr. 1 fl. 2 Fr.

— — dieselben. eleg. geb. 24 Ngr. 1 fl. 20 kr. 2 Fr. 80 Ct.

Dramatische Spiele für die Jugend. Von der Verfasserin der Mädchenträume. geh. 18 Ngr. 1 fl. 2 Fr.

— — dieselben. Eleg. geb. 24 Ngr. 1 fl. 30 kr. 2 Fr. 70 Ct.

Institutsbilder oder Vorbild und Erfahrung. Für reifere Mädchen und deren Mütter. Von der Verfasserin der „Mädchenträume", „Blumengeschichten" ꝛc. geh. 1 Thlr. 6 Ngr. 2 fl. 4 Fr.

— — dieselben. eleg. geb. a. 1 Thlr. 12 Ngr. 2 fl. 24 kr. 5 Fr.

Lebensbilder unbekannter Zeitgenossen. Der Frauenwelt gewidmet von der Verfasserin der „Mädchenträume". eleg. geb. 21 Ngr. 1 fl. 12 kr. 2 Fr. 40 Ct.

— — dieselben. eleg. geb. 28 Ngr. 1 fl. 32 kr. 3 Fr. 20 Ct.

Sympathien und Antipathien. Erzählung für die Frauenwelt. Von der Verfasserin der „Mädchenträume" ꝛc. 24 Ngr. 1 fl. 24 kr. 3 Fr.

☞ Obige Werke sind durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen und [illegible] Ansichten der Werke in den renommirtesten Journalen [illegible]

Lithographie, Druck und Verlag von C. Hohr in Mainz.